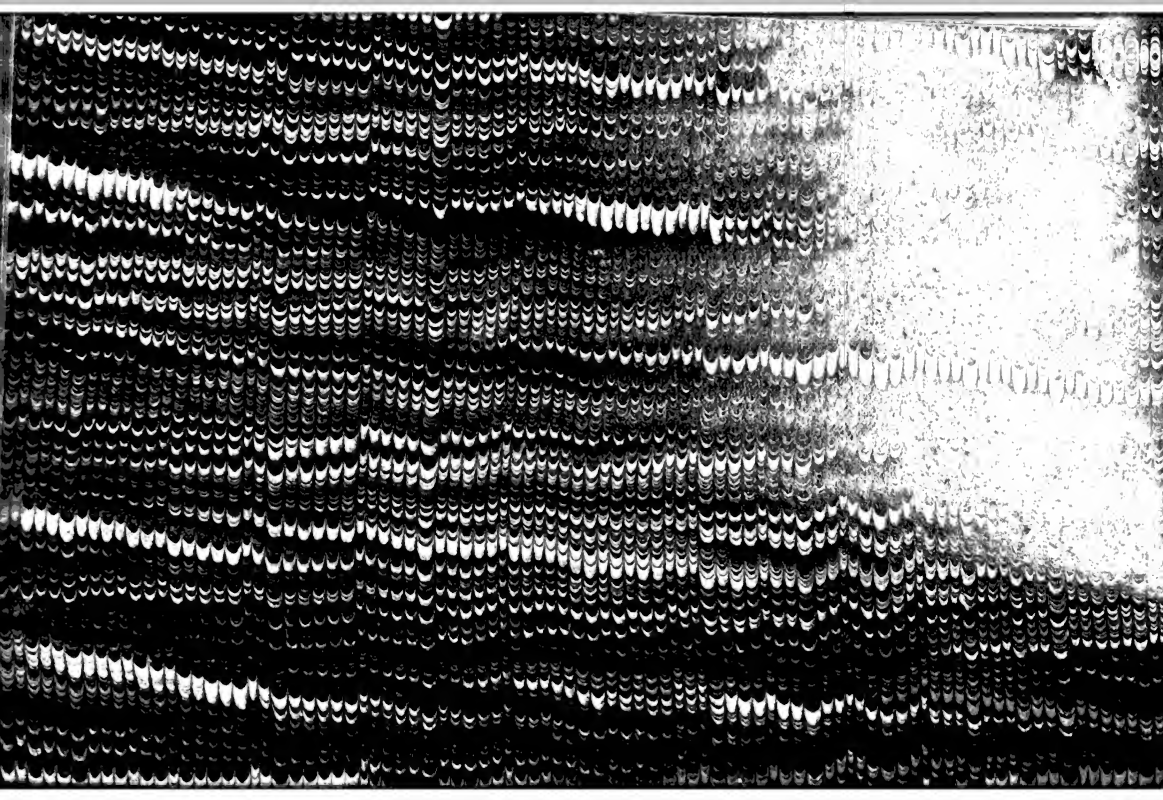
Bilder aus der Schillerzeit

Hugo Wittmann

Digitized by Google

I. 160 d 17



Bilder aus der Schillerzeit.

Digitized by Google

Bilder

aus der

Schillerzeit

Mit ungedruckten Briefen an Schiller

Herausgegeben

von

Ludwig Speidel und **Hugo Wittmann**

[18..]

Berlin & Stuttgart

Verlag von W. Spemann

Digitized by Google

Druck der Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Vorwort 7

Aus dem schwäbischen Freundeskreise.

Andreas Streicher 17
Zumsteeg 32
Danneker 53

Die Leipziger Freunde.

Von Mannheim nach Leipzig (Briefe von Huber und Dora Stock) 73
In Dresden 90
Ludwig Ferdinand Huber. Georg Forster 111
Beilage. Briefe von Körner an Charlotte v. Schiller . . . 134

Mannheimer Freunde.

Heinrich Beck. I. II. 147
Anna Hölzel 175

Die dänischen Freunde.

Der Augustenburger. Graf Schimmelmann. Jens Baggesen. 200
Beilage. Briefe von Graf und Gräfin Schimmelmann an Schiller und Charlotte v. Schiller 216

Digitized by Google

Seite

Freundinnen.

Charlotte v. Kalb. I. II. III. (Briefe von Adlerskron) . . 251

Luise Brachmann I. (Briefe von Thereſe v. R... und Hardenberg) II. III. 312

Das franzöſiſche Bürgerdiplom.

Giller — Gilleers — Gille 357

J. H. Campe 370

Unbekannte 383

Namenregiſter 397

Digitized by Google

Vorwort.

Ueberſieht man den Schatz von Briefen, die nach dem Tode Schillers geſammelt und herausgegeben wurden, ſo ſtaunt man billig über die Fülle des herrlichen Materials. Die Frage, wie es denn möglich geweſen, daß Ein kurzes Menſchendaſein ſo vielfältige Früchte trug, brennt einem auf den Lippen, und man möchte faſt behaupten, die Produktivität eines bedeutenden Menſchen überlebe den Tod und reiche, Blüt' auf Blüte treibend, weit über das Grab hinaus. Schillers Briefwechſel mit Goethe zeigt uns, wie innig der Dichter einer ebenbürtigen und doch grundverſchiedenen Natur ſich anſchmiegte, wie voll und ganz die fernſten Gegenſätze im Umkreiſe ſeines Geiſtes ſich paaren und verſöhnen konnten. Im Verkehr mit Wilhelm v. Humboldt erſcheint er uns in ſeinem geſchäftigen Künſtlereifer, gehoben und geſchoben von dem kritiſch ſo kräftig angelegten Freunde. Das Verhältnis zu Körner enthüllt vor allem den hingebenden Vertrauten, den mitteilſamen Dichter, den ſittlich ſchönen Menſchen. Aber

Digitized by Google

aus allen drei Briefwechseln gewinnt man ein zum Sprechen ähnliches Bild des Dichters, und was an ausfüllenden Zügen daran noch fehlen mag, das ergänzen in neuerer Zeit die Veröffentlichungen Maltzahns („S.s Briefwechsel mit seiner Schwester Christophine und seinem Schwager Reinwald"), Gödekes („S.s Geschäftsbriefe"), Max Müllers („S.s Briefwechsel mit dem Herzog von Augustenburg"), Vollmers („Briefwechsel zwischen S. und Cotta"), Wilhelm Fielitz („Schiller und Lotte", dritte Auflage) und ähnliche Bücher. So darf man wohl sagen: das Gemälde ist bis auf den letzten Strich vollendet, und es lebt hell und hehr in jedem Herzen, das für die geistige Entwickelung des deutschen Volkes einen Pulsschlag hat:

Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Wir kennen Schiller, aber weniger vertraut ist uns die kleine Welt um ihn her, deren Mittelpunkt er war, die er mit seinem Dichterworte beseelte. Wir besitzen die Briefe Schillers und seiner vornehmsten Freunde, aber weniger zugänglich sind uns die Briefe, die ihm da- und dorther kamen, von kleinen und großen, bekannten und unbekannten, berühmten und unberühmten Zeitgenossen. Auch diese Briefe könnten Zeugen sein von Schillers rastloser Thätigkeit, weitverzweigtem Verkehre und fernhin zündendem Einflusse — doch, wo sind sie hin? Hat sie der Wind verweht? Oder schlummern sie, ein ungehobener Schatz, im unnahbaren Schranke eines Autographen-Sammlers? Es lebte gegen die Neige des vorigen Jahrhunderts kein deutscher Dichter, der so ausgebreitete Verbindungen unterhielt, wie Schiller: sein Geist

Digitized by Google

strahlte nach allen Seiten hin, seine Stimme weckte überall ein Echo, sein Finger setzte tausend Federn in Bewegung, und man braucht nur den von seiner Tochter Emilie herausgegebenen Kalender aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, wie fast kein Tag verging, der nicht briefliche Kunde von außen her gebracht hätte. Man tröste sich nicht leichtfertig über den Verlust dieser Briefe, weil sie nicht aus Schillers eigner Feder stammen. Bei einem solchen Manne ist das, was ihm von andern geschrieben wurde, in mancher Hinsicht ebenso wichtig und für die Erkenntnis seines hohen Wertes ebenso bedeutsam, als was er selbst den andern schrieb. Ein großer Dichter läßt, wo er hinrührt, den Abdruck seines Wesens; ein Strahl seines Lichtes ruht auf jedem, mit dem er verkehrte; die Welt, die ihn umgibt, ist wie der Spiegel seines Lebens; die Zeitgenossen sind ihm Gefäße, die er mit seinem Geiste füllt, und was sie sagen und schreiben, ist ein Ton von seiner Stimme, Geist von seinem Geist, Leben von seinem Leben. Welche Ausbeute in geistiger und künstlerischer Beziehung fände man doch in den Briefen, die Schiller aus dem weiten Kreise seiner Zeitgenossen erhielt!

Nun, sie sind glücklicherweise nicht alle verloren gegangen. Vor etlichen Jahren schon war Professor Urlichs im stande, einen Teil dieser Briefe zu publizieren, und ein andrer großer Teil derselben wurde durch die Fürsorge eines eifrigen Privatsammlers vom Untergang gerettet. Herr Karl Künzel, bekannt als Herausgeber einiger Kuriosa aus Schillers Nachlaß und vor kurzem erst gestorben, hat jahrelang auf die zerstreuten Blätter gefahndet und die größere Hälfte davon glücklich eingefangen. Von ihm haben die

Digitized by Google

Herausgeber dieses Buches das Recht zur Veröffentlichung aller von ihm erbeuteten Briefe erworben, und es ist eine erste Auswahl aus der ungemein reichhaltigen Sammlung, was sie heute der deutschen Lesewelt darbringen. Von mehr als hundert Korrespondenten lagen uns mehr als ein halbes Tausend bisher ungedruckter Briefe vor; jedes Bündel dieser Papiere enthielt ein andres Bild aus dem Leben unsres Dichters, und bei der Bearbeitung geben wir uns Mühe, diesen Bildern ein möglichst vorteilhaftes Licht zu verschaffen. Am liebsten hätten wir zugleich mit dem Inhalt der Briefe auch eine Art Photographie ihres Gesichtes gegeben. Das schildernde Wort ist hilflos, wo nur das sehende Auge genügt. Soviel können wir aber versichern, daß auch das Aeußere einer solchen Sammlung einen eignen Reiz hat: man wird nicht müde, die alten Blätter hin und her zu wenden, in ihrem Knistern die Stimmen früherer Tage vernehmlich reden zu hören. Der gedruckte Buchstabe hat etwas Totes, Kaltes, Charakterloses — das Geschriebene lebt; es sagt auch, was stumm zwischen den Zeilen steht, und erzählt die leisen Regungen des Herzens, die sich nicht in die Feder wagen. Das Geschriebene ist ein Abbild des Schreibers; eine Autographensammlung hat etwas von einer Porträtgalerie. Und gleichwie die Bilder vergangener Jahrhunderte mit fremden Augen uns anschauen, so spricht auch aus der verblaßten Physiognomie dieser Briefe die Farbe einer andern Zeit und Sitte. Das biedere holländische Papier mit den schnörkelhaften Wasserzeichen, das ungewöhnliche, bald pedantisch große, bald übermäßig zierliche Briefformat, die gewaltigen Siegel (oft sehr geschmackvolle Gemmen), die unbe-

Digitized by Google

holfenen Poſtſtempel — es ſind dies lauter Zeichen der Zeit, welche der Phantaſie die Verjüngung alter Tage erleichtern und ihr über die Schranken einer abgelebten Kulturperiode hinüberhelfen. Am anregendſten wirkt aber das Anſchauen der Schriftzüge ſelbſt. Die Leute des vorigen Jahrhunderts ſchrieben eine ganz andre Hand, als wir moderne Menſchen; für ſie gab es keine Eiſenbahnen, keine Telegraphen, keine Stahlfedern, keine Briefmarken, keine Korreſpondenzkarten; ſie lebten nicht von Fieber und Aufregung, ſie ließen ſich zum Leben mehr Zeit, und wie ihr Leben einen ruhigen Puls, ſo hatte ihre Hand einen ſicheren, feſten, gemächlichen Zug. Am auffallendſten erſcheint dies bei Frauenbriefen aus dem vergangenen Jahrhundert. Nur in wenigen begegnen wir der ſchwebenden, oberflächlich hingleitenden Schrift, welche die moderne weibliche Hand charakteriſirt; faſt alle ſind kräftig und nachdrücklich geſchrieben, daß man ſie auf den erſten Blick beinahe für Männerbriefe halten möchte — eine Verwechſelung, der man ſich bei den Damen unſrer Tage höchſt ſelten ſchuldig machen wird. Dies ſind allerdings reine Aeußerlichkeiten, demungeachtet haben wir, ſo oft es ſich der Mühe lohnte, auch dieſe pittoreske Seite der Briefſammlung hervorgehoben, was uns immerhin zweckdienlicher deuchte, als die philiſtröſe Aengſtlichkeit in der Wiedergabe des Orthographiſchen. Wo eine vom allgemeinen Brauche abweichende Orthographie gewollt und für den Briefſchreiber irgendwie charakteriſtiſch war, da haben auch wir ſie reſpektiert und mit photographiſcher Treue abgeklatſcht. Im übrigen aber hielten wir es für keine Sünde, dem Leſer zu verſchweigen, ob dies oder jenes Wort ſo oder ſo, mit lateiniſchen oder deutſchen

Digitized by Google

Lettern geschrieben stand, während es uns in gewissen Fällen nützlich schien, ihm zu sagen, ob der oder jener Brief in hastiger Weile hingeworfen oder bedächtig in mehreren Anläufen geschrieben wurde, ob die Hand des Schreibers plötzliche Aufwallungen oder einheitlich ruhige Stimmungen, ein zaghaftes Ringen nach dem Ausdruck oder den sicheren Gang der Gedanken verriet.

Ueber den Inhalt der Briefe hat sich das Vorwort nicht näher auszusprechen. Wenn er uns auch nicht immer auf den Höhen der Idee verweilen läßt, sondern manchmal in die Niederung des Alltagslebens hinabzieht, so befürchten wir doch nicht, daß dieses Stöbern in Kleinigkeiten den Dichter verkleinere, denn wir erinnern uns des tröstlichen Wortes, das ein berühmter Landsmann Schillers, David Strauß, ausgesprochen: es sei gut, „die Vollkommenheiten des Dichters bisweilen durch das bunte Medium seiner Menschlichkeiten anzuschauen". Schiller, der Mensch, wird uns Deutschen immer teurer, wächst uns immer näher ans Herz; sozusagen mußten wir erst den Dichter überwinden, um den Menschen in seiner erfrischenden Reine und sittlichen Größe zu erkennen, und daß dies geschehen, sagt uns die warme Erregung für Schiller, die wieder in neuerer Zeit durch das deutsche Volk zieht und es für die kleinsten Dinge seines Lebens begeistert. Nichts ist ja klein, was das Gedächtnis eines Schillers feiert — das dürfen wir seinem Freunde Goethe aufs Wort glauben. Goethe hat von Schiller das Größte gesagt, was der Dichter vom Dichter sagen kann, indem er ihm am 6. Januar 1798 schrieb: „Sie haben mir eine zweite Jugend verschafft und mich

Digitized by Google

wieder zum Dichter gemacht, welches zu sein ich so gut als aufgehört hatte.“ Goethe wußte aber auch die vertraulichen Züge, die bläſſeren Farben im erhabenen Bilde des Freundes zu würdigen, und deshalb meinte er, daß Schiller am Theetiſche ſo groß war, als er im Staatsrate geweſen wäre, und daß er, „wenn er auch nur die Nägel beſchnitt, immerhin größer war, als alle dieſe Herren.“ Gerade die ſcheinbar bedeutungsloſen Alltäglichkeiten im Leben Schillers zeigen am beſten, wie verträglich der gewaltige Dichter und der gute Menſch in ſeiner Seele nebeneinander wohnten, und daß unſer Buch zur Verbreitung dieſer Erkenntnis ſein beſcheiden Teil beitragen möge, das iſt der Glückwunſch, womit wir es auf die Reiſe ſenden.

Die Herausgeber.

Digitized by Google

Aus dem

Schwäbischen Freundeskreise.

Digitized by Google

Digitized by Google

Andreas Streicher.

Der schwäbische Tonkünstler Andreas Streicher, der, nachmals in Wien lebend, seinem und seiner Familie Namen Klang und Glanz verlieh, gehörte zu jenen providentiellen Freunden Schillers, die ihm jedesmal hilfreich beisprangen, so oft feindselige Mächte seinen Lebensweg kreuzten und dem Dichter an Leib und Seele wollten. Streicher beginnt ihre Reihe, dann folgt Frau v. Wolzogen, der unvergleichliche Körner, der Herzog von Augustenburg, und mit Goethe und Karl August schließt der erlauchte Reigen helfender Genien ab. Schiller, von Natur und Geschick so hart gebettet, war in der That nie ohne Hilfe. So arm und verlassen er uns auch oftmals erscheinen mag, das Schicksal konnte dem Manne doch nicht an, denn es wohnte ihm etwas Dämonisches inne, welches Geister und Herzen der Menschen unwiderstehlich bezwang. Er wirkte gleich stark in der Nähe wie aus der Ferne, und wen seine Dichtung ihm nicht unterwarf, der gab sich gewiß seiner machtvollen Persönlichkeit gefangen. Wo nun beide Kräfte, einander steigernd, zusammentrafen, wie es der Fall Andreas Streicher gegenüber,

Digitized by Google

da war der Zauber unentrinnbar, und was der Freund dem Freunde auch gewähren mochte, der Gedanke an ein ihm dargebrachtes schmerzliches Opfer konnte bei einem solchen Verhältnisse nicht aufkommen. Schiller war zwei Jahre älter als Streicher, da die beiden sich in Stuttgart persönlich begegneten. Schiller hatte vor kurzem die Karlsschule verlassen und bekleidete die Stelle eines herzoglichen Feldschers; Andreas Streicher, unbemittelter Leute Kind, doch bürgerlich strebsam und nicht ganz ohne materiellen Rückhalt, lag musikalischen Studien ob und gedachte nach Hamburg zu pilgern, um dort Emanuel Bachs Unterricht zu genießen. Der Tonkünstler stand dem Dichter bescheiden, ja wie ein Werbender gegenüber. Streicher hatte für seinen Namen noch nichts gethan, wogegen Schiller sich bereits durch Gedichte und Abhandlungen bekannt gemacht hatte und infolge der begeisterten Aufnahme seiner Räuber zu den begabtesten und hoffnungsvollsten Bühnendichtern der Zeit gerechnet wurde. Streicher sah schon damals an Schiller wie an einem höheren Wesen empor, verehrte den Genius in ihm und empfand es als ein Geschenk von Oben, daß der Dichter ihn seiner Freundschaft würdigte. Der schöpferisch begabte Dichter, der wie aus dem Nichts Welten schlug, war in den damaligen Zeitläufen eine neue, fremde Erscheinung, welcher sich empfängliche Naturen wie einer beseligenden Offenbarung aufschlossen und hingaben. Der lebende Genius, der in Fleisch und Blut unter uns wandelt, ist doch eigentlich allein der rechte Genius, den wir unmittelbar verstehen, den wir uns nicht erst historisch zurechtzurücken brauchen. Von solcher unmittelbarer Gewalt des Lebens und der That-

Digitized by Google

sache ward auch Streicher erfaßt, und da er ein guter Mensch war, wir möchten sagen ein menschlicher Mensch, wußte er in Schiller den Menschen vom Dichter nicht zu trennen. Seine Erfolge wie seine Not gingen ihm zu Herzen. Als daher Schiller, von seinem Fürsten zu einem unerträglichen Stillschweigen verdammt, den Gedanken faßte, aus der Heimat zu fliehen, war Streicher sein natürlicher Vertrauter. Auch Streicher war gleichsam halb auf dem Wege, und so bot er sich Schiller an, ihn nach Mannheim zu begleiten. Dort waren seine Räuber zuerst aufgeführt worden, von dort aus wollte er sich, der von dramatischen Entwürfen glühte, eine Lebensstellung schaffen. Die beiden Jünglinge faßten die Flucht von Stuttgart in jenem romantischen Sinne der Jugend auf, die sich, indem sie das Gefährliche ihres Unterfangens und die dazu nötige Vorsicht übertreibt, selbst ein wenig Angst machen will. Aus Stuttgart hinauszukommen war nicht eben gefährlich, aber sich draußen zu halten, war die größere Kunst. Der Herzog that zwar keinen Schritt, Schiller zurückzufordern, aber in allen seinen Hoffnungen betrogen, von Dalberg feig verlassen, von den meisten nicht verstanden, hätte sich der Flüchtling in unhaltbarer Lage befunden, wäre ihm Streicher nicht in der selbstlosesten Weise entgegengekommen. Er opferte dem Freunde Hamburg, das ersehnte Reise- und Lernziel, er teilte mit ihm alles, was er hatte, ja er griff seine Zukunft an, um die Gegenwart Schillers zu decken. Man kann wohl sagen, daß damals das Schicksal des größten deutschen Dramatikers und mit ihm das Schicksal unsrer dramatischen Dichtung überhaupt an den Schnüren von Andreas Streichers Geldkatze hing.

Digitized by Google

Jedenfalls hat Streicher dem Freunde in der schwersten Notlage geholfen, so edel geholfen, wie es noch nie ein gekröntes Haupt einem bedeutenden Menschen gegenüber gethan hat. Das soll dem tüchtigen Tonkünstler und berühmten Wiener Klavierbauer unvergessen bleiben, so lange noch ein Wort Schillers ein deutsches Herz erquickt, und Andreas Streichers kleine Schrift über Schillers Flucht von Stuttgart sollte ein Andachtsbüchlein des deutschen Volkes sein und bleiben, weil es an einem erquicklich schönen Beispiele den wohlverstandenen Kultus des Genius begreifen und üben lehrt.

„Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785", so ist bekanntlich Streichers Schrift betitelt. Viele haben sie gelesen, und alle sollten sie gelesen haben. Sie gehört zu den Perlen der deutschen Litteratur, die so unendlich reich ist an Räsonnement und so arm an Aufreihung von Thatsachen und persönlich gefärbten Lebensbildern. Ohne litterarische Ansprüche, schlicht verständig und durchaus anschaulich, den echten Erzählerton, den nur manchmal ein treffendes Urteil, eine kluge, ja weise Bemerkung unterbricht, treu festhaltend, stellt sie mit ihren Motiven, in ihrem Fortgange und ihren Folgen eine Schicksalswendung in Schillers Leben dar, die für den Dichter wie für sein Volk gleicherweise bedeutend war. Von großen Dingen wird mit Einfalt im besten Sinne gesprochen, ohne daß die Dinge ihre eingeborne Schwere verlieren, und die Sprache des Erzählers erinnert in ihrem trockenen Glanze zugleich an den reinen Satz des Musikers und an die säuberliche Arbeit des Klaviermachers. Wie ein echter Epiker, der

Digitized by Google

mit seiner Laterne alles beleuchtet, nur nicht sich selbst, erhellt er die Gestalt seines Helden und die Welt, worin sich dieser bewegt, und nur, wo es das Verständnis erheischt, dreht er das Licht und läßt sich selbst einen Augenblick ins Gesicht sehen. Er führt uns in gelassenem Fortschritte von Thatsache zu Thatsache, von Ereignis zu Ereignis, von Bild zu Bild. Wir werden mit den beiden Flüchtlingen am Stuttgarter Thore von den Wachen angehalten und atmen frei auf, da wir endlich die Stadtmauer unbehelligt hinter uns haben; wir sprechen, schweigen und träumen mit ihnen im Postwagen; wir trauern und freuen uns mit Schiller; wir sorgen und bekümmern uns mit Streicher. Auch zu Fuß begleiten wir sie, denn unsre Mittel erlauben uns nur noch diese billige Auskunft, und wir trinken mit ihnen Rheinwein — doch nein, die armen Bursche haben zusammen ja selbst nur einen Schoppen von dem edlen Naß, das ihnen aber dennoch die vorher so müden Füße beflügelt. Wir verkehren ferner in ihrer Gesellschaft mit Schauspielern, muffigen Wirten und dichterisch gestimmten Gewürzkrämern. Einmal versetzen wir sogar unsre Uhr — denn was macht die deutsche Litteratur-Geschichte, wenn wir nicht unsre Uhr versetzen? — lassen uns zu einer Falschmeldung bestimmen und können aus Autorstolz unsern wirklichen Namen doch nicht verschweigen. Von einem Bilde aber können wir uns nicht abwenden, Aug' und Seele zieht es immer wieder auf sich. Zwischen Darmstadt und Frankfurt wird Schiller von einer Müdigkeit befallen, die ihm ein Weitergehen nicht mehr gestattet. Als die beiden Freunde in ein Wäldchen gelangten, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte

Digitized by Google

Schiller, daß er hier rasten wolle. Streicher erzählt nun in dritter Person: „Schiller legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzt sich auf den abgehauenen Stamm eines Baumes, ängstlich und bang nach dem armen Freunde hinschauend, der nun" — nach so vielen getäuschten Hoffnungen — „doppelt unglücklich war ... Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden so günstig, daß nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber während zwei Stunden von niemand betreten wurde ..." Streicher sitzt und wacht, er hütet den Freund und läßt dessen Geschick so tief und gründlich durch sein Gemüt ziehen, als handelte es sich um seine eigne Sache. Hier tritt die Seele der Streicherschen Aufzeichnungen nackt und blank zu Tage, und die Stelle bezeichnet auch äußerlich gerade die Mitte des kleinen Buches. Streicher ist eigentlich immer in dieser Stellung gegen Schiller geblieben, und er hat gewacht und gehütet, und noch Jahrzehnte nach dem Hingang des Dichters war es die herzlichste Sorge Streichers, den Toten vor Unbilden zu schützen.

Unsre Briefsammlung wirft auf diesen Punkt das hellste Licht. Bevor Streicher stirbt, will er noch den Freund würdig begraben wissen. Seine Absicht spricht er herzlich und beredsam in dem folgenden Schreiben aus, das an die Hofrätin Reinwald, Schillers älteste Schwester, gerichtet ist:

Wohlgeborne Frau!

Seit dem Tode Ihres herrlichen Bruders sind einundzwanzig Jahre verflossen, und noch ist er nicht begraben, sondern sein Sarg steht in Weimar in dem Gewölbe einer

Digitized by Google

Sterbkassen-Gesellschaft unter dreißig bis vierzig andern versteckt, so daß es unmöglich ist, zu ihm zu gelangen oder ihn nur zu sehen.

Man sagt, daß diese ungeheure Vernachlässigung die Schuld der Witwe sei.

Als ich im Jahre 1820 die erste Nachricht hierüber in der Allgemeinen Zeitung las, schrieb ich sogleich nach Weimar und erkundigte mich um die Wahrheit derselben. Leider wurde solche bestätigt und die Vermutung geäußert, daß wohl der Vermögenszustand der Schillerschen Familie einige Schuld daran haben könne. Sogleich entschloß ich mich, eine kleine von mir verfaßte Schrift: „Schillers Flucht von Stuttgart und sein Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785", die erst nach meinem Tode erscheinen sollte, jetzt schon, und zwar zu dem Zwecke herauszugeben, damit für den eingehenden Betrag Schiller ein ordentliches Grabmal errichtet werden könnte.

Mancherlei Schwierigkeiten, die ich nicht beseitigen konnte und deren Aufzählung zu weitläufig sein würde, brachten diese Sache ins Stocken, bis endlich bei der Austeilung des neuen Kirchhofes in Weimar sich Frau v. Schiller entschloß, eine Familiengruft zu wählen, und nur noch ihre Rückkehr von Köln erwartet wurde, um eine vollkommene Entscheidung herbeizuführen. Allein ein Schlagfluß überraschte sie in Bonn, wohin sie sich einer Augen-Operation wegen begeben hatte, und brachte diese Sache insoferne wieder aufs neue zum Stillstande, als man sich deshalb nun an den ältesten Sohn in Köln wenden mußte. An diesen habe ich nun geschrieben, und es läßt sich erwarten, daß er die Pflicht des Sohnes

Digitized by Google

erfüllen und das Murren aller Reisenden, sowie die in so vielen Zeitschriften darüber erhobenen Klagen stillen wird.

Ich habe Herrn v. Schiller auch zugleich um genaue Nachrichten in betreff der letzten Lebensjahre seines Vaters ersucht, welche in den Schriften von Körner, H. Döring und andern entweder ganz übergangen oder unrichtig angegeben sind, indem mir daran liegt, daß meine Schrift als (wenigstens kleines) Ganzes sich darstelle. Da aber die Angaben über seine Eltern, über seine ersten Jugendjahre gar zu karg aufgeführt sind, und solche weder in der Zeitfolge noch in der Sache selbst zusammenpassen, so legt man diese Schriften desto unbefriedigter weg, je gespannter man auf alle Nachrichten ist, welche diese merkwürdige Familie betreffen.

Von dieser Periode lassen sich nun nur noch von Ihnen, wohlgeborne Frau, die allerzuverlässigsten Nachrichten erwarten, indem Sie der einzige noch lebende Zeuge derselben sind. Ich nehme mir daher die Freiheit, Ihnen einige Fragen vorzulegen, welche diesen Zeitraum betreffen, mit der Bitte, selbige einiger Aufmerksamkeit würdigen und mir gefälligst beantworten zu wollen. Da ich meine Absicht, warum ich alles dahin Gehörige zu wissen wünsche, deutlich ausgesprochen, so darf ich nicht fürchten, daß Sie diese Fragen als aus bloßer Neugierde oder aus einer unedlen Ursache gestellt ansehen werden, sondern habe gegründete Ursache, zu hoffen, daß Sie dem Jugendfreunde und Leidensgefährten Ihres Bruders sein Verlangen um so weniger versagen werden, weil dieses nur zur Verherrlichung des Verewigten gereichen solle. Da aber die Schrift schon in einigen Monaten in Druck gegeben werden muß — da erst, wenn dieser schon

Digitized by Google

im Gange ist, die Unterzeichnung darauf öffentlich angekündigt werden kann — da auch nur alsdann erst zur Erbauung eines ordentlichen, würdigen Grabmals geschritten wird, wenn man der Kostendeckung versichert ist — da meine Geschäfte mir nur sehr wenig Zeit zur Vollendung dieser Schrift gestatten, und da mein Alter, sowie meine Gesundheit es nicht ratsam machen, diese Angelegenheit noch länger als bis zum 9. Mai 1827 zu erstrecken, so muß ich den dringenden Wunsch beifügen, daß Sie die Güte haben und mir Ihre Antwort so bald als möglich übermachen wollen. Keine Ihrer Nachrichten soll für mein Eigentum ausgegeben, sondern dankbar dem Publikum die Quelle genannt werden, aus welcher mir solche zugeflossen.

Es sind nun volle dreiundvierzig Jahre, daß mir nicht mehr vergönnt ward, Sie zu sehen, und nur meine lebhafte Erinnerung an Sie, sowie an Ihr ganzes Haus, kann mir einige Schadloshaltung für dieses Glück gewähren.

Mein innigster Wunsch ist, daß dieser Brief Sie, sowie Ihren Herrn Gemahl im besten Wohlsein treffe, und daß von diesem durch eine gefällige Antwort recht bald die Ueberzeugung erhalte, wohlgeborne Frau, Ihr hochachtungsvoll ergebenster Diener

Andreas Streicher, Tonkünstler.

Wien, am 30. August 1826.

Neue Fragen in bezug auf Schiller wirft ein Brief vom 9. Februar 1828 auf, aus dem wir die folgende bezeichnende Stelle ausheben:

Digitized by Google

Ich weiß, daß meine Bitte sehr groß ist; Sie wissen aber auch und können es überzeugt sein, daß sie nur der Verherrlichung unsres geliebten Toten wegen geschieht. Als Schriftsteller kennt ihn die Welt. Ueber sein geistiges Wirken wird wenig Neues mehr gesagt werden können.

Aber als Kind, als folgsamen fleißigen Knaben; als Sohn, als Bruder; als leidenden, von der Schmeichelei hintergangenen Jüngling; als Dichter, der auch in den schwersten Prüfungen seinem hohen Berufe treu blieb; als dankbaren Freund kennen ihn nur — Sie und ich.

Ihn in diesen verschiedenen Lagen zu schildern, ist mein einziger Zweck, und um so viele und so unwiderlegbare Beweise als möglich dafür zu bekommen, die einzige Bitte Ihres mit ausgezeichneter Hochachtung ergebensten Freundes

Andreas Streicher.

Am 26. März desselben Jahres sind die Fragen um die folgenden gewachsen:

Und nun erlauben Sie nur noch einige Fragen:

1. Die Zusammenkunft des Bruders mit Ihnen und Mama konnte nur im Frühjahr 1784 geschehen, nachdem „Fiesko“ und „Kabale und Liebe“ aufgeführt waren. Ist es nicht so?

2. Wie benahm sich Mama, als sie ihren Liebling wieder sah?

3. Wie benahm sich der Sohn? Konnte er vor Freude weinen?

4. Und seine Friederike, auf die er so außerordent-

Digitized by Google

lich viel hielt, wie benahm sich diese, als sie den Bruder wieder sah?

Da die Beantwortung dieser Fragen in die zweite Abteilung von 1783 bis 1785 gehört, an der ich die nächsten Tage anfangen werde, so wäre es mir sehr wichtig, die Antwort bald zu haben. Denn es ist nicht genug, daß man ihn als außerordentlichen Dichter darstellt — das weiß man schon lange — sein herrlicher Charakter, sein edles Gemüt muß geschildert werden, und dazu dienen solche Züge, um deren Mitteilung ich Sie herzlich bitte. Lassen Sie sich die Mühe nicht reuen. Gilt es doch einem so hohen Menschen, der würdig befunden wurde, als der Erste in einer fürstlichen Gruft beigesetzt zu werden. Mit unveränderlicher Hochachtung und Dankbarkeit Ihr

A. Streicher.

Endlich gibt ein Schreiben an Staatsrat Körner (Wien, 29. April 1829) der Sache eine Wendung, welche Streichers große Gesinnung noch einmal aufglänzen läßt. Er schreibt unter anderm:

„Das Werkchen erscheint gegen Unterzeichnung, und der reine Ertrag desselben, wenn er sich auf 20 000 Gulden beläuft, soll erstens dazu verwendet werden, um eine Stiftung zu gründen, damit alle zehn Jahre die Interessen dieses Kapitals demjenigen (oder dessen Erben) eingehändigt werden, der während dieser Zeit das beste Schauspiel, Drama oder Trauerspiel, dessen Inhalt aus der deutschen Geschichte genommen sein muß, gedichtet hat. Zweitens, da aber die 10 000 Gulden Interessen des Kapitals in zehn Jahren wie-

Digitized by Google

der 2500 Gulden abwerfen, so werden diese demjenigen Schriftsteller als Preis zugeteilt, der in diesem Zeitraume das beste Werk für die Jugend oder das Volk in dem Sinne geschrieben, wie es Schiller in der Rezension von Bürgers Gedichten in den Worten: „Welches Unternehmen ꝛc. bis: würden sie endlich selbst von der Vernunft abfordern", angedeutet hat. Diese Preise würden einmal in Stuttgart, als der Hauptstadt von des Dichters Vaterland, das anderemal in Weimar, wo er Unterstützung fand und starb, und das drittemal in Wien, wo seine hohe, gemütvolle Dichtung noch am meisten gewürdigt und empfunden wird, öffentlich und feierlich erteilt werden. Jeder der genannten Orte würde drei Schiedsrichter ernennen, welche die des Preises würdigsten Stücke bezeichnen würden.

Dies ist das Hauptsächlichste von dem, was ich mir hierüber ausgedacht und auch Herrn Ernst v. Schiller mitgeteilt habe. Dieser aber erwidert mir, daß ich durch Ausführung dieses Vorsatzes dem Verkaufe der sämtlichen Werke seines Vaters bedeutenden Schaden zufügen und vielleicht das ganze Unternehmen gefährden würde. Allein ich habe Freiherrn v. Cotta diesen Plan voriges Jahr mündlich mitgeteilt und weder damals, noch seit jener Zeit irgend einen Widerstand von ihm erfahren. Auch scheint die abgesonderte Herausgabe des Briefwechsels von Goethe und Schiller darauf hinzudeuten, daß vorerst alles bisher noch Unbekannte von Schiller einzeln herausgegeben und dann erst in späterer Zeit eine ganz vollständige Ausgabe seiner Werke veranstaltet werden solle.

Da ich nun den Zweck der Herausgabe von Nachrichten

Digitized by Google

über unsern Dichter genau und wahr angegeben: da alles, was darauf Beziehung hat, gänzlich von einer Nebenabsicht frei und rein ist; da nichts andres dadurch erreicht werden soll, als daß seine schwere Laufbahn die eines nicht unwürdigen Nachfolgers erleichtern solle; da es auch nicht gleichgültig ist, das Volk, für das er lebte und schrieb, nicht nur zu einer dauernden Anerkennung seines außerordentlichen Geistes aufzufordern, sondern damit auch zugleich der Dichtkunst einen Rang anzuweisen, den sie schon lange bei andern Nationen, aber leider bei den habersüchtigen, nur nach Geld und Titeln strebenden Deutschen bisher nicht hatte; da eine genaue Schilderung seines Lebens, seines himmlischen Gemütes, der Tiefe und Fülle seiner Empfindung nur von denen getreu dargestellt und erwartet werden kann, die ihn im Glück und Unglück handeln sahen — so werden Sie dieses Schreiben sowohl als auch die Fragen mit Nachsicht aufnehmen und nicht kalt zurückweisen."

Diese Worte bedürfen ebensowenig eines Kommentars, als ein Licht der Beleuchtung bedarf. Lebend und tot hat Schiller einen treueren und hingebenderen Freund nicht gehabt, als diesen Andreas Streicher, der noch als Greis, selbst am Rande des Grabes stehend, Schillers Ueberreste in Schutz nahm. Seine Schrift über Schiller, das Zeugnis seiner tiefsten Verehrung und Pietät, ist erst nach Streichers Tode erschienen. Man hat die Frage aufgeworfen, ob wohl auch Schiller den Wert Streichers voll empfunden habe. Julian Schmidt glaubte die Frage verneinen zu müssen; Schiller habe seinen Fluchtgenossen nur von oben, nur als Gönner behandelt.

Digitized by Google

„Auch in Schillers späterem Leben findet sich nie eine Erinnerung an den guten Streicher; um ihm wirkliche Neigung einzuflößen, mußte man ihm zunächst imponieren.“ (Siehe „Schiller und seine Zeitgenossen“ von Julian Schmidt.) Als Antwort auf diese Behauptung habe ich zum Schiller-Jubiläum (1859) einen Brief Schillers in einem Wiener Blatte veröffentlicht, der indes leider gar nicht berücksichtigt worden. Indem wir ihn nachfolgend wiederholen, geben wir ihm eine größere Oeffentlichkeit. Im Herbste 1795 gab Streicher einem seiner Bekannten ein Empfehlungsschreiben an Schiller mit. Schiller antwortet ihm umgehend:

Mein teurer und hochgeschätzter Freund!

Gestern erhielt ich durch Herrn v. Bühler Ihren Brief, der mich auf eine sehr angenehme Weise überraschte. Daß Sie mich nach einer zehnjährigen Trennung und in einer so weiten Entfernung noch nicht vergessen haben, daß Sie meiner mit Liebe gedenken und mir ein gleiches gegen Sie zutrauen, rührt mich innig, lieber Freund, und ich kann Ihnen auch von meiner Seite mit Wahrheit gestehen, daß mir die Zeit unsres Zusammenseins und Ihre freundschaftliche Teilnahme an mir, Ihre gefällige Duldung gegen mich und Ihre auf jeder Probe ausharrende Treue in ewig teurem Andenken bleiben wird.

Wie erfreuen Sie mich, lieber Freund, mit der Nachricht, daß es Ihnen wohl geht, daß Sie mit Ihrem Schicksale zufrieden sind und nun auch die Freuden des häuslichen Lebens genießen. Diese sind mir schon seit sechs Jahren zu teil geworden, und ich könnte, im Besitze eines hoffnungs-

Digitized by Google

vollen Knaben, sowie in meiner unabhängigen äußeren Lage ein ganz glücklicher Mensch sein, wenn ich aus dem Sturme, der mich so lange herumgetrieben, meine Gesundheit gerettet hätte. Indessen macht ein heiteres Gemüt und der angenehme Wechsel der Beschäftigung mich diesen Verlust noch ziemlich vergessen, und ich finde mich in mein Schicksal.

Eben dieser Zustand meiner Gesundheit läßt mich nicht daran denken, eine Reise zu unternehmen, und raubt mir also die Freude, Ihre freundschaftliche Einladung anzunehmen. Aber was mir unmöglich ist, können Sie vielleicht ausführen, und um so eher, da ein Tonkünstler überall zu Hause ist und selbst auf Reisen die Zeit nicht verliert. Daß mir Ihre Erscheinung in Jena unbeschreiblich viele Freude machen würde, bedarf keiner Versicherung, und daß auch Sie nicht unzufrieden sein sollen, dafür glaube ich gutsagen zu können. Ich könnte Ihnen wenigstens dafür stehen, daß Sie in Weimar, wo man Musik zu schätzen weiß, eine sehr erwünschte Aufnahme finden sollten.

Ihr aufrichtig ergebener

Schiller.

Jena, den 9. Oktober 95.

„An Herrn Andreas Streicher, Tonkünstler in Wien."

Aus diesem Briefe spricht der ganze und echte Schiller, nicht der abstrakt konstruierte. Schiller hat nie einen Freundschaftsdienst vergessen und wir werden es in der Folge an mehr als einem Beispiele sehen, daß er die große Kunst der Dankbarkeit als Meister zu üben wußte. Sp.

Digitized by Google

Zumsteeg.

Ueber ein Jahr war dahin seit jener Septembernacht, unter deren Schutz der Regimentsfeldscher Schiller aus Stuttgart entfloh, um hinter den blau-weißen Grenzpfählen der Kurpfalz ein freundlicheres Dasein zu suchen. Von seinen Schicksalen hatten die schwäbischen Freunde immer nur spärliche Kunde erfahren. Eine Zeitungsnotiz nannte ab und zu den schon berühmten Namen des Mannheimer Theaterpoeten; einige Landsleute, die ihn eines Tages mit ihrem Besuche überrascht hatten, wußten Neues aus erster Hand von ihm zu erzählen, und bisweilen mag auch von der Solitude herab, wo seine Eltern wohnten, eine Nachricht über den Halbverschollenen unter die Stuttgarter Freunde gedrungen sein. Er selbst schrieb keinem von ihnen. Weder mit Petersen noch mit Scharffenstein, weder mit Haug noch mit Hoven: mit keinem der stürmischen jungen Männer, die einst gleich ihm des Herzogs Uniform getragen, stand er damals in brieflichem Verkehre, und es läßt sich denken, daß sein Name nie ohne wohlwollende Verwünschung in dem Freundeskreise ausgesprochen wurde. Gleichwohl hingen alle in treuer Liebe an dem fernen Kameraden. An dem Stammtische im „Ochsen“ — der Tisch hat es zu hohen Jahren gebracht und steht heute noch auf seinen Beinen — dort in der lärmvollen Tafelrunde, wo der junge Dichter so oft seine Begeisterung reden und seinen Weltgrimm austoben ließ, dort hatte seine Flucht eine unausfüllbare Lücke gerissen, und wenn es auch keiner der Genossen ausdrücklich berichtet, so darf man doch annehmen, daß das allabendliche Gespräch

Digitized by Google

immer und immer wieder auf den genialen Flüchtling zurückkam.

Eines Abends aber, es war im Januar 1784, herrschte sicherlich die helle Freude beim Ochsenwirt in der Hauptstätterstraße. Ist es doch, als sähe man es mit leiblichen Augen, wie plötzlich die Thür aufgeht und ein stattlicher junger Mann von blühendem Aussehen freudestrahlend hereintritt.

„Ei, Zumsteeg!“ rufen die Freunde, „was bringst du Neues? Bist etwa zum Hofkapellmeister ernannt worden?“

„Nein,“ entgegnet der junge Mann, „sondern er hat geschrieben . . . endlich einmal!“

Und triumphierend schwingt er einen Bogen Papier in der Hand. Es ist ein Brief aus Mannheim, ein Brief Schillers, der erste, den er seit seiner Flucht an einen der schwäbischen Freunde geschrieben. Und der Brief wird vorgelesen und macht dann die Reise um den Tisch, um von jedem einzelnen studiert zu werden, und es zeigte sich, daß ein Autograph Schillers damals schon als beneidenswerter Besitz galt. Zumsteeg muß erzählen, wie er zu dem Schatze gekommen: Ein armer Musikant, der unter seiner Protektion in Stuttgart konzertiert hatte, wollte auch in Mannheim sein Glück versuchen und bat ihn um Empfehlungen. Zumsteeg gab ihm einen Brief an Schiller mit:

Stutgardt, d. 26ten Dec. 1783.

Lieber, lieber Schiller! warum bist du so kalt gegen mich geworden? hab' ich dich beleidigt? unmöglich! 's wär' himmelschreyend wenn ich 'n Kerl, der mir ehmals mit so

Digitized by Google

warmem Herzen zugethan war, beleidigen könnte! — gelt, bist mir nicht böse? — Weil du beim Theater bist, so hast du natürlicher weis' auch bekanntschafft mit Orpheus Söhnen. — Da schik' ich dir einen musikalischen Handlanger, denn 's ist 'n armer Teufel! — ich denke du wirst mir diese Freundschaft nicht abschlagen. — Hast der Narrheiten schon so viele gehört! kanst wohl diese auch mit anhören — er spielt — die Maultrommel; ist mir von einem guten Freund aus Dillingen adressirt. Ich hab das meinige gethan — thu' du jetzt das deinige — ich schik eben den Narren weiter —.

Leb' wohl, Lieber!

Dein

Zumsteeg.

Zwei Monate früher schon, am 11. Okt. 1783, hatte Zumsteeg den „Kerl", der mittlerweile auch den Fiesko herausgegeben hatte, zum Schreiben ermahnt: „So lang ich deinen Fiesko las, war ich ganz gut gegen dich. Kerl! Da hast du wieder was Schönes, was Göttliches geschrieben! aber um so schmerzhafter war mir's von solch einem Kerl, wie du, so bald vergessen zu sein." Derselbe Brief erzählt uns auch, wie lebhaft der Stuttgarter Klatsch mit dem Schicksale des Flüchtlings sich beschäftigte: „Will dir's nur sagen, man schwazte närrisches Zeug von dir! einmal hieß es: Du seyest Professor in Marpurg; ein andermal: du habest dich mit einer Comédiantin*) verheuratet; ein drittesmal: du seyst rasend

*) S. machte damals der Dlle. Baumann vom Mannheimer Theater den Hof.

Digitized by Google

worden ꝛc. Kurz, das hiesige Publikum wird immer von dir in Athem gehalten. Wie oft schämt' ich mich für dich wenn einer zu mir kam und sich nach dir erkundigte und ich ihm sagen mußte: du habest mir noch kein Wort geschrieben! sieh', Schlingel, so geht's! Jedermann dachte, du seyst mein Freund, und jedermann hat sich betrogen."*)

Der „Kerl" und der „Schlingel" ließ die Grüße aus Schwaben vorderhand ohne Antwort. Krankheit, Theater und verschiedene zeitraubende Herzens-Angelegenheiten benahmen ihm die Freude am Briefschreiben. Zumsteeg gab indes die Hoffnung nicht auf, sondern mahnte den Freund in einem längeren, noch ungestümer drängenden Schreiben!

Stuttgardt, d. 15ten Jan. 1784.

Lieber, lieber Schiller! Sag' an! bist du mein Freund nicht mehr? Wie immer, bin ich auch jetzt dir mit dem wärmsten Herzen zugethan! Diß kann ich dir mit ächtem deutschen Biederblut sagen — die kleinste unbedeutentste Sache oder Nachricht, die ich von dir höre, schlürf' ich mit gierigen Zügen hinunter wie Tantalus, wenn er seinen Durst hätte löschen können. Alles, was ich so von ungefehr habe von dir erfahren können, hab' ich immer gleich deinen alten Freunden mitgetheilt. Du glaubst nicht, wie gern dich alles hat! Zu mir kömmt jeder, und fragt: hat dir Schiller geschrieben? Dann antwort' ich mit einem traurigen: Nein. O Freund! es ist doch warlich nicht recht! siehe, wenn du kein Klotz bist, so muß dich die Klage eines Freundes rühren

*) Der ganze Brief bei „Urlichs Briefe an S."

Digitized by Google

— das Herz blutet mir, daß du mich nie eines Schreibens würdigtest —

Will dir auch etwas von meinem Schicksal schreiben.

Ich bin verheurathet! — verheurathet sag' ich dir — denk' nur! verheurathet! — an eine Andraein, die älteste Tochter des verstorbenen D. Andrae. Du kennst sie schon, Bruder! 'S ist ein herrliches Weib! Den 29ten Nov. 1783 hat ein Handlanger des Allmächtigen mich mit ihr verknüpft. Zwar war ich schon vorher so nahe mit ihr bekannt, daß all die Schwierigkeiten, welche ihre Verwandte mir in Weg legten, gehoben werden mußten. Du weißt, wenn man etwas hinausführen will, braucht man auch schlechte Kerls; ich wandte mich also an den Herzog von Würtemberg — und siehe da, es gieng! Doch, wie's gemeiniglich mit solchen Kerls geht, auch ihm mußt' ich einige Federn ausrupfen. Ich ließ ihm nicht eher Ruhe, biß er mir meine lausige Besoldung mit 200 lausigen Gulden vermehrte. Diß geschah also, und siehe da es war gut, denn, ich will nicht schwören, aber, hol mich der Teufel! ich hätt's gemacht wie weiland Schiller (entre nous soit dit), alle Anstalten waren schon gemacht und das auf eine (ohne mich zu loben) gescheutere Art als mein Hofkapellan Baumann.

Du wirst, wie ich höre, auch bald in den Stand der hl. Ehe treten — bon appétit! — zwar bin ich wirklich schon Ehmann, und — vielleicht — bald Vater — aber ein französischer Autor sagt: C'est une sottise de se marier. Si vous voulez la faire, faites la le plus tard que vous pouvez! — aber freilich du hörst jetzt schon nicht mehr, — will also mein Predigen nur sparen.

Digitized by Google

Der alte Sauhund Schubart hat ein vortreffliches Gedicht über dich gemacht. Zwar kein Gedicht, sondern eine Poetische Wahrheit; — doch, auch das klingt mir nicht recht — (verzeih' mir's als Dichter) eine Wahrheit in schönen Reimen gesagt. So! so klingt's! — eine Wahrheit in schönen, fließenden Versen. Werd' mir nur nicht stolz, Bursche! Hörst's? Was machst wirklich? meine Oper? — Antwort: ja. Warte nur, Kerl! laß mich nur einmal zu dir hinab kommen! — Schreib' mir ja bald! schreib' mir, ich bitte dich! Willst du? schreib mir! schreib deinem

Zumsteeg!

Beide Briefe sind in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Schon die Adresse fesselt das Auge. Sie lautet beim ersten: „H. D. Schiller, Verfasser der Räuber und Theatral-Poeten zu Mannheim", und beim zweiten: „H. H. D. Schiller, Verfasser der Räuber und Poeten beim deutschen Theater zu Mannheim". In ihrer Art erzählen auch diese nüchternen Worte von dem Erfolge der Räuber und ihrer ungeheuren Wirkung auf die deutsche Nation. Das Attribut: Verfasser der Räuber galt, wie es scheint, noch zwei Jahre nach der ersten Vorstellung des Stückes als ein bürgerlicher Ehrentitel, mit dem man die Aufschrift eines Briefes schmückte, und aus der schlichten, wie für ein Denkmal gedachten Post-Adresse spricht auch in der That eine beinahe größere Bewunderung als aus Schubarts volltönigem Hymnus: „An Schiller":

Dank dir, Schiller, für die Wonne,
Die deinem Gesang entquoll!
Meines Berges Genius, der Riese,

Digitized by Google

Ein Schätzer hohen Sangs,
Lauscht' dir, daß der Kolbe von Stahl
Entsank seiner wolkigen Rechten!

In dem letzten Briefe Zumsteegs begegnen wir zum erstenmal dem Gerüchte von Schillers Verheiratung. Es stammte wohl aus der Familie Wolzogen, wo Schiller kurz zuvor einen verschämten Heiratsantrag gemacht hatte, oder wahrscheinlicher noch von der Solitude. Der alte Hauptmann Schiller fand wenig Gefallen an dem unsteten Leben seines Sohnes; am liebsten hätte er ihn durch eine vorteilhafte Heirat an einen bestimmten Ort gefesselt, und er glaubte vielleicht an die nahe Verwirklichung seines Wunsches. In Stuttgart murmelte man auch schon etwas von einer „Mariage" zwischen Mll. Schwan, der Mannheimer Buchhändlerstochter und dem Dichter der Räuber. Schiller war indes für die Ehe noch nicht reif, und es vergingen sechs Jahre, ehe er dem Beispiele Zumsteegs folgen konnte. In andrer Hinsicht aber scheint er in Stuttgart Schule gemacht zu haben. Die Romantik seiner Flucht muß dort verschiedenen Leuten zu Kopf gestiegen sein; wenn selbst ein simpler Hofmusikus, wie Zumsteeg, daran dachte, dem Zwange des Stuttgarter Lebens zu entrinnen.

Und nun gar der saubere Hofkaplan, von dem wir in dem Briefe lesen und über den uns Franziska v. Hohenheim, die Geliebte und spätere Gemahlin des Herzogs Karl, näheres mitteilt. „Es kam die schöne Geschichte des großen Hofkaplan Baumann mit seiner Entführung," sagt sie in einem Briefe. Dieser Baumann war im Oktober 1783 mit einer Tänzerin, namens Sandmayer, entflohen. Ein Priester und ein Mäd-

Digitized by Google

chenraub — man denke sich den Skandal bei Hof. Zwar wurden die Flüchtigen bald wieder aufgegriffen und zur Buße für einige Zeit auf Hohentwiel geschickt, allein die Kunde des Abenteuers hatte sich bereits im Lande verbreitet und den Witz des Volkes gegen den Herzog und seine Hofhaltung entfesselt. Wie in seiner nächsten Umgebung von dem gestrengen Karl gesprochen wurde, davon gibt uns Zumsteegs Brief eine vollgültige Probe: „Wenn man etwas hinausführen will, braucht man auch schlechte Kerls; ich wendete mich also an den Herzog von Württemberg.“ Solcher Uebermut ist freilich nicht nach dem alltäglichen Maße zu schätzen. Die tollen Worte kamen nicht gerade aus der Tiefe des Herzens, sondern wurden von den Lippen, die an kraftmännische Ausdrücke sich gewöhnt hatten, mechanisch in die Luft geredet. „Der alte Sauhund Schubart“ ist sogar als eine Art Liebkosung aufzufassen, denn der Dichter der „Fürstengruft“, damals noch der Gefangene von Hohenasperg, stand in hohen Ehren bei der schwäbischen Jugend, zumal bei den Genierittern, die sich um Schiller gruppiert hatten. Ein ausgelassener Brauseton war unter denselben Regel geworden, und Zumsteegs Briefe geben uns ein recht artiges Stil-Exempel aus der Umgangssprache des Stuttgarter Freundeskreises. Schiller selbst handhabte sie meisterhaft. Es scheint aber, daß er mit dem Uebertritte in neue Verhältnisse auch den Ton seiner Rede veränderte und verfeinerte, denn seine Antwort auf die wilden Episteln des ehemaligen Akademie-Genossen klingt zwar herzlich und zutraulich, aber ruhig, friedsam, fast lehrhaft, und bildet jedenfalls einen merkwürdigen Kontrast zu dem Sturmwinde, der aus Schwaben herwehte.

Digitized by Google

Der vom 19. Januar 1784 datierte Brief wurde zuerst von A. v. Keller in seinen „Beiträgen zur Schiller-Litteratur" mitgeteilt. Schiller entschuldigt sich darin in ausführlicher Weise wegen seiner Nachlässigkeit im Schreiben, spricht dann sehr erbaulich über das Glück der Ehe, über den Genuß der Familie und spendet dem Freunde die besten Segenswünsche zu seiner Verheiratung. Er kennt seine Frau und sogar ihren Vornamen (Luise), wie er denn in der Familie dieses D. Andreä recht gut Bescheid zu wissen scheint. Unwillkürlich erinnert man sich dabei des Versuches, der vor einiger Zeit gemacht wurde, eine gewisse Wilhelmine Andreä, ohne Zweifel die Schwester dieser Luise, als den Gegenstand der brünstigen Laura-Gedichte in der Schiller-Litteratur einzubürgern. Der Entdecker dieser neuesten Laura ist Professor Haakh in Stuttgart. Er stützt seine Hypothese auf mündliche Ueberlieferungen, die am Strande des Nesenbaches noch immer nicht verhallt sind, und auf Mitteilungen von A. G. Zumsteeg, dem Sohne des Komponisten und dem Neffen einer im Jahre 1837 zu Stuttgart verstorbenen Frau B., der Witwe eines höheren württembergischen Beamten. Diese Frau B. war eine geborne Andreä, und gerade sie soll den jungen Schiller zu den Laura-Oden entflammt haben. Professor Haakh besitzt zwei Bildnisse, in welchen er den Dichter und seine Jugendgeliebte erkennt und die von der Hand des schwäbischen Malers Hetsch, auch eines Karlsschülers, herrühren sollen, außerdem aber ein noch ungedrucktes Gedicht Schillers, welches allerdings in der mythischen Buchdruckerei zu Tobolsko gedruckt sein könnte und in einen echten Lauraton ausklingt:

Digitized by Google

Ha! in allen Pulsen glühet,
Mit der Feuereſſe Glut,
Ob der beſſre Sinn ſich mühet,
Dennoch dieſes heiße Blut!

Beides, Gedicht und Bildniſſe, haben wir bei dem glücklichen Eigentümer geſehen. Nach Art der Erfinder und Entdecker treibt derſelbe ſeine Schlüſſe und Vermutungen viel zu weit, indem er alle nachfolgenden Liebſchaften und Herzensſchickſale des jungen Dichters einfach ſtreicht und die poetiſchen Symptome derſelben auf die Eine Stuttgarter Liebe bezieht. Durch den obigen Brief Zumſteegs („Du kennſt ſie ſchon, Bruder!“) wird nun aber ſoviel feſtgeſtellt, daß Schiller einſt im Hauſe der Witwe Andreä verkehrt haben muß, und ganz undenkbar iſt es wahrlich nicht, daß er unter ihren ſieben Töchtern ſeine Laura gefunden. Auch die Hauptmanns-Witwe Luiſe Viſcherin, die man bis jetzt für die authentiſche Laura gehalten hat, war eine geborne Andreä, Tante jener Wilhelmine, und die Frage ſteht jetzt ſo: Für wen ſchwärmte der Dichter, für die Nichte oder für — die Tante? Doch wir wenden uns zu unſerm Gegenſtande zurück.

Ueber das Gerücht ſeiner eignen Verheiratung lächelt der Dichter. „Wie in aller Welt kamſt du dazu, mich auf dem Wege der Ehe zu glauben? Mich?“ Sein ungeſtümer Kopf, meint er, und ſein warmes Herz würden keine Frau glücklich machen; übrigens tauge ſein gegenwärtiges Leben unvergleichlich für ſeine vierundzwanzig Jahre. „Aber wird es mich im dreißigſten noch reizen?“ Nachdem ſchließlich auch des Maultrommel-Virtuoſen gedacht worden, deſſen Kunſt Schiller der beſonderen Gnade eines Mannheimer Konzert-

Digitized by Google

meisters empfohlen hatte, endigt der ziemlich lange und gesprächige Brief mit einem warmen Gruße an alle ehemaligen Freunde.

Zu einem lebhaften Briefverkehre zwischen Schiller und Zumsteeg ist es in der Folge nie gekommen. Erst am 10. Dezember 1788 schrieb der Dichter wieder an den Musiker, diesmal aus Weimar. Schiller stand jetzt auf dem Sprunge, ein neues Leben zu beginnen, Professor zu werden, dem Junggesellenstande Valet zu sagen. Schubart, der Sohn des Dichters, hatte ihn um diese Zeit in Weimar besucht und die schwäbischen Erinnerungen in ihm wach gerufen. Unter dem Eindrucke derselben schreibt Schiller wieder im burschikosen Karlsschülertone, von nun an möge ihn Zumsteeg aus der Liste der litterarischen Vagabunden ausstreichen, er hoffe nun bald in Staats- und Adreßkalendern als etwas Oeffentliches zu prangen. „Auch mein Kopf ist nicht mehr der Sonderling, wie ehedem, und darum sollst Du bald von mir vernehmen, daß ich es nicht mehr gut achtete, allein zu sein.“ Dann neues jahrelanges Stocken im Briefwechsel der Jugendfreunde. Erst der Musen-Almanach, dessen musikalischer Mitarbeiter Zumsteeg wurde, brachte wieder einige Bewegung in die alte Freundschaft. Zumsteeg hatte es unterdes in seiner Kunst zu etwas gebracht und war seit November 1792 herzoglicher Konzertmeister in Stuttgart. Zugleich wirkte er in hervorragender Stellung an dem Musik- und Mimik-Institut, welches mit der Karlsschule in Verbindung stand und dem er selbst seine Ausbildung verdankte. Es war gegen Ende des Jahres 1770, daß er, der Sohn eines herzoglichen Kammerlakaien, die Akademie bezog, etwa

Digitized by Google

zwei Jahre vor dem Eintritte Schillers, mit dem er übrigens in gleichem Alter stand. Anfänglich zur Bildhauerei kommandiert, ging er bald ins Lager der Musik-Studiosen über, lernte Komposition bei Kapellmeister Poli, bildete sich nebenher zum Violoncell-Virtuosen und verließ die Schule im September 1781, zu welcher Zeit er als Hofmusikus im herzoglichen Orchester angestellt wurde. Elf Jahre später nahm Poli seinen Abschied, und seinen Posten, allerdings nicht seinen hohen Gehalt, erhielt der junge Zumsteeg, seit lange her wieder der erste deutsche Musiker, der am Württemberger Hofe das musikalische Zepter in die Hand bekam. In diese Zeit fällt auch die Wende seiner künstlerischen Entwickelung, wenn anders gewissen Musikschriftstellern zu glauben ist, welche den guten Zumsteeg bis zum Jahre 1792 gewissermaßen als einen Leibeigenen Schillers schildern, von da an aber unter den befreienden Einfluß von Mozarts Genius stellen. Schiller, heißt es da und dort, habe in ihm den lyrischen Sinn erstickt, wenn auch anderseits sein vertrauter Umgang mit dem musizierenden Freunde von dem höchsten Werte gewesen sei für dessen künstlerische Wärme und Begeisterung; denn noch nie — sagt ein Biograph Zumsteegs — habe zwischen zwei hohen Geistern eine so mächtige Sympathie geherrscht, als zwischen diesen beiden. Liest man derlei Uebertreibungen, so möchte man glauben, der Dichter habe sich zeitlebens von dem Musiker nicht trennen können oder sei wenigstens jahraus jahrein in regstem Briefverkehre mit ihm gestanden, während es doch ausgemacht ist, daß beider Freundschaft ebenso herzlich als arm an gegenseitiger Mitteilung blieb.

Digitized by Google

Schillers schwäbische Reise brachte die ehemaligen Kommilitonen wieder in persönliche Berührung, gewiß zur großen Freude des einen wie des andern. Schiller schreibt bei dieser Gelegenheit an Körner (März 1794), Zumsteeg sei wohl der geschickteste von den schwäbischen Tonkünstlern, besitze aber mehr Genie als Ausbildung. Letztere zu beurteilen, war durchaus nicht Schillers Sache, und der musikkundige Körner beeilt sich auch, dem schnell fertigen Kritiker über Zumsteegs „nicht gemeines Talent, über sein poetisches Gefühl, seine Kraft und Originalität" eine kleine Lektion zu erteilen. Später freilich, als er den Musen-Almanach des Jahres 1798 zu Gesicht bekommt, meint derselbe Körner, die darin befindlichen Melodien Zumstegs, lauter Kleinigkeiten, über deren nackte Einfalt man heutzulage erschrecken könnte, seien zu gesucht. Derselbe Almanach enthält eine Komposition des Reiterliedes aus dem Wallenstein, die zu einem kleinen Briefwechsel zwischen Schiller und Zumsteeg Anlaß gab. Das Lied war mit der Ziffer Z . . . gezeichnet, dahinter der Tübinger Kanzlei-Advokat Zahn sich verbarg; es ist etwas ungeschickt harmonisiert, aber von frischer, melodischer Erfindung und unter den vielen Kompositionen desselben Textes*) die einzige, die am Leben blieb und heute noch, auch auf der Bühne, gesungen wird. Schiller fand großes Gefallen daran und tadelte nur die hohe Tonart. Die Chiffre ließ ihn auf seinen Stuttgarter Freund raten, dem er auch seine Zufriedenheit schriftlich mitteilte. Zumsteeg antwortete darauf:

*) Das Reiterlied wurde unter anderm von Zumsteeg, Zelter und Körner komponiert.

Digitized by Google

Stuttgart, den 24. November 1797.

Hier folgt ein Reiterlied von mir, denn das in deinem Almanach gedruckte hat jemand Anderen zum Verfasser: ich gebe dir also hiemit sowol deine Lobeserhebungen, als auch deinen Tadel wegen der Höhe der Komposition zurück. Sein Verfasser ist wahrscheinlich Herr Zahn in Tübingen; Ehre, dem Ehre gebührt! Da du in Hinsicht des Sylbenmaßes in diesem Liede beinahe in jeder Strophe abweichst, so ist es auf eine und dieselbe Melodie etwas schwer zu singen. Ich habe daher, nur als Leitfaden, auch die zweite Strophe geschrieben; die übrigen Strophen lassen sich alsdann, musikalisch behandelt, leicht nach diesem Maßstabe einrichten. Komplimente über deine vortrefflichen Gedichte wirst du von mir nicht erwarten — aber ganz stillschweigen kann ich auch nicht: Der Taucher ist eines der vortrefflichsten Produkte, welche dein Geist geschaffen! Ferner haben mir vorzüglich gefallen: Toggenburg, Die Totenklage, Die Kraniche und die schöne Ballade: Der Gang nach dem Eisenhammer. Von Goethe hat mir vorzüglich gefallen: Der neue Pausias, Die Braut von Korinth, Der Gott und die Bajadere. Ueberhaupt ist der Almanach vortrefflich und macht große Sensation. Nimm meinen Dank für das Vergnügen, welches mir deine Arbeiten gewährten! Bleibe gesund und gedenke zuweilen deines entfernten Freundes Zumsteeg.

Welcher Abstand zwischen der gesetzten Sprache dieses Schreibens und dem wilden Tone der ersten Briefe! Die Tage des Uebermuts waren vorüber, der Karlsschüler hatte aus-

Digitized by Google

geschwärmt und war ein ruhiger, besonnen urteilender Künstler geworden, auf dessen ästhetischen Geschmack Schiller etwas hielt. Nach Empfang des vorstehenden Briefes schrieb er an Goethe: „Von Zumsteeg in Stuttgart habe ich dieser Tage einen Brief erhalten, der mich wirklich freute. Er schreibt darin, was ihn von unsern Gedichten im Almanach am meisten erfreut, und er hat wirklich — was wir lange nicht gewohnt sind, zu erfahren — das Bessere herausgefunden."

Zumsteeg hat auch so ziemlich alles, was von Schiller komponierbar war, im Laufe der Zeit in Musik gesetzt, und obschon der größere Teil seiner ganze Bände füllenden Lieder und Balladen längst verklungen und vergessen ist, so blüht doch die eine oder andre seiner Weisen im stillen weiter. In Schwaben gar, und dort namentlich in den kleineren Städten, ist Zumsteegs Musik bis auf die letzte Zeit am Leben geblieben, und oft genug hört man noch sein „Ritter, treue Schwesterliebe" oder sonst eine seiner Balladen zum Klavier singen. Diesen Balladen, welche das sogenannte Durchkomponieren der Gedichte in Schwang brachten, verdankte er einst einen guten Teil seiner Beliebtheit. Es war ein zwitterhaftes Genre, ein schlecht vermitteltes Aneinanderreihen musikalischer Stimmungsbildchen, jede Ballade wie der verschnittene Klavierauszug einer größeren Oper. Nach Zumsteeg mußte Schubert kommen, um der Welt zu zeigen, wie man den wechselnden Stimmungen des Dichters nachgeht und doch ein einheitliches Kunstwerk gestaltet.

Es wäre aber unbillig, die anspruchslose schwäbische Muse nach strengen Gesetzen zu richten. Unleugbar war der Stuttgarter Kapellmeister von künstlerischem Ernst beseelt

Digitized by Google

und von den damaligen Nachahmern Mozarts der talentvollste; doch ein Nachahmer blieb er immerhin, ein Reflex fremden Lichtes, unfähig, in weiterem Umkreise über den Augenblick hinaus zu wirken. Am wohlsten war ihm noch auf dramatischem Boden, wie ja auch seine Freude an der Ballade zunächst nur seine Sehnsucht nach dem Drama bewies, und vielleicht hätte er nach dieser Seite hin Dauerndes geschaffen, wäre er von einem großen Dichter getragen und emporgezogen worden. Nichts wünschte er sehnlicher, als von Freund Schiller einen Operntext zu erhalten, von Schiller, der nun durch die ganze Welt berühmt war, dessen Name allein schon hingereicht hätte, einer Oper den Beifall der Gegenwart und die wohlwollende Neugier der Nachwelt zu verbürgen. Bereits begegneten wir diesem Wunsche Zumsteegs in einem seiner Jugendbriefe: es war der erste, aber nicht der letzte Angriff, der von musikalischer Seite auf Schiller gemacht wurde, um ihn zum Libretto-Dichten zu verführen. Aehnliches begegnete ihm auch in Dresden. „Kannst du dir vorstellen", schrieb er an Huber im Mai 1786, „daß ich gestern zwei Arien und ein Terzett zu einer Operette gemacht habe, und daß der Text schon in den Händen des Musikus ist? Ich hoffe — und das ist meine selige Zuversicht, ich hoffe, daß die Musik noch immer um ein Gran schlechter als meine Arien ausfallen wird, und diese sind gewiß schlecht. Indes es wird eine Oper unter dem Frisieren, und ich thue es mit Absicht — um schmieren zu lernen." So wurde er auch von Körner zu wiederholtenmalen gedrängt, für Naumann einen Operntext zu dichten, und als er nach Weimar kam, versprach er Wieland, den Oberon zu veropern,

Digitized by Google

denn es sei dies ein treffliches Sujet zur Musik. Es war also durchaus nichts Neues für ihn, wenn Freunde mit Zumutungen an ihn herantraten, wie sie im folgenden Briefe des Stuttgarter Kapellmeisters ausgesprochen sind.

Stuttgart, den 12 Februar 1800.

Freund! In dem Intelligenzblatt für Gelehrte, Buchhändler u. s. w., welches in Marburg erscheint, befindet sich ein an meinen Verleger adressierter, mich betreffender Aufruf: dein vortreffliches Gedicht „An die Freude" zu komponieren. Nun findet sich aber in der neuesten musikalischen Zeitung eine Rezension über dieses Gedicht, welche von dir gelesen zu werden verdient. Ich habe meinem Verleger aufgetragen, sie an dich zu senden.

Musikalisch betrachtet, finde ich sie gut durchdacht — solltest du daher willens sein, hie oder da eine Aenderung damit vorzunehmen, so bitt' ich dich, mir alsdann sogleich eine Kopie davon zu überschicken, weil ich entschlossen bin, dem öffentlichen Zutrauen nach Möglichkeit zu entsprechen. Die Kompositionen von Naumann, Reichardt ꝛc. sind mir bekannt; ich bin jedoch überzeugt, daß noch etwas Besseres zu leisten ist.

Bei Breitkopf erscheint nächstens ein Heft kleiner Balladen und Lieder von mir, in welchem du deinen Ritter Toggenburg findest. Im zweiten Hefte wirst du Die Erwartung aus deinem neuesten Almanach finden. Ich hoffe, diese Kompositionen sollen dir nicht mißfallen.

Mein sehnlichster Wunsch ist noch immer der: „eine Oper von dir zu erhalten". Sollte dieser nie befriedigt

Digitized by Google

werden können? Erkundige dich, welche Sensation meine Komposition der „Geister-Insel“ gemacht, vielleicht entschließest du dich dann eher! Falls du nicht abgeneigt wärst, so erwarte ich deine Bedingungen, indem ich natürlicherweise dich bitten müßte, mir das Manuskript zu überlassen. Schon du würdest mich begeistern — stelle dir vollends meine Anstrengung vor: nicht unter dem Wert des Gedichtes zu stehen! Die Wahl des Stoffes ist dir, sowie die Ausführung, Kleinigkeit! — Ich würde dich jedoch bitten, ihn heroisch-komisch zu greifen. Auch müßten zwei Finales notwendig dabei sein. Ueberlege diese meine Bitte — vielleicht thust du eher etwas für den Freund, als für den Komponisten. Meine Frau empfiehlt sich dir. Lebe wohl, und wenn dir's möglich ist, so erfülle bald die Bitte deines Freundes

Zumsteeg.

Schiller ist, wie kein andrer Dichter, von welschen Librettisten geplündert worden; er selbst aber fühlte offenbar keine Lust zum Berufe eines deutschen Metastasio. Die vaterländische Musik verdankt ihm nur Eine unmittelbare, mächtige Anregung: aus seinem „Lied an die Freude“, dessen hohe Flugbahn so viele Komponisten vergebens zu erreichen strebten, ist die Neunte Symphonie aufgegangen. Gleichwohl thäte man unrecht, unsern Dichter für unmusikalisch oder gar für einen Musikfeind zu halten. Schiller liebte die Musik, wenn er sie auch nie geübt hat. Er erkannte die Macht der Tonkunst, er schätzte sie andern Künsten ebenbürtig, und als er zur Zeit der Aesthetischen Briefe dem Begriff der Schönheit nachspürte, da prüfte er seine Ideen auch an der Musik und schlug sich — der arme Dichter! —

Digitized by Google

so lange mit Kirnbergers „Reinem Satz“ herum, bis er davon etwas wirr geworden war und den musikalischen Freund in Dresden um etwas mehr Licht und um ein klares Buch über die Tonkunst ersuchen mußte.

Die Theorie der Notenköpfe war ihm gewiß ein Greuel, doch dem Kunstwerk selbst gegenüber fühlte er sich nicht ohne Urteil. Die erste Gluckische Oper, die er hörte, entzückte ihn, und er soll dabei gesagt haben: „Man wirft mir oft meine Unempfindlichkeit für Musik vor, aber ich fühle jetzt, daß es wohl auch die Schuld der Musik gewesen sein mag, daß ich ungerührt blieb.“ So erzählt wenigstens Karoline v. Wolzogen, wobei es immer noch fraglich bleibt, ob der Vorwurf der musikalischen Unempfindlichkeit wirklich einem Manne gemacht wurde, dessen Sensorium vom Klange der Saiten wundersam belebt wurde. Man hat zahlreiche Beweise, daß Schiller für den Sinnenreiz des Tones höchst empfänglich war; jeder Nerv vibrierte in ihm, wenn die Finger einer Laura oder auch des nächstbesten Freundes durch die Saiten meisterten, und allezeit blieb ihm die Musik, jegliche Musik ein Genuß, „ein klingend Freud“, der schönste Weg zur dichterischen Stimmung. Was ihm an den Schwestern von Rudolstadt besonders gefiel, das war ihr Klavierspiel, ihre musikalische Fertigkeit, „die nicht den kleinsten Teil der Erholung ausmachen wird, die ich mir dort verspreche“. Als er einmal seinen Körner auf der Harmonika spielen hörte, kam er außer sich und freute sich schon der „hohen Inspirationen“, die ihm der Klang dieses Instrumentes vermitteln könnte. „Du glaubst nicht, wie mich das belebte,“ schrieb er ein anderesmal an Huber, und erzählte ihm, wie in der

Digitized by Google

Stube über ihm die lieben Weiberchen in häuslichen Geschäften herumkramten und mitunter auf dem Klavier klimperten. Wer denkt da nicht an den fröhlichen Brief, den einst der junge Mozart seiner Schwester aus Mailand schrieb: über ihm wohne ein Violinist, unter ihm auch einer, neben ihm ein Singmeister, ihm gegenüber ein Oboist? „Das ist lustig zum Komponieren, das gibt Gedanken!"

Und schließlich sei auch das Zeugnis Streichers nicht vergessen, der uns so rührend und heiter zugleich die musikalische Empfänglichkeit seines Freundes zu erzählen weiß. Es müssen seltsame Szenen gewesen sein, die sich in dem kleinen Gasthofe zu Oggersheim abgespielt haben, wenn Doktor Schmidt (Schillers Flüchtlingsname) den guten Streicher zur Abendzeit ans Klavier nötigte, während seines Spieles stundenlang im Zimmer auf und ab ging „und nicht selten in unvernehmliche, begeisterte Laute ausbrach". Wir brauchen keine weiteren Beweise für Schillers musikalische Genußfähigkeit; die angeführten zeigten zur Genüge, daß er mit der Tonkunst auf dem besten Fuße stand und wohl auch der Mann gewesen wäre, dieser echt vaterländischen Kunst gute Dienste zu erweisen. Aber der zweifelhafte Ruhm des Operndichters hatte selbstverständlich keinen Reiz für den Sänger des „Wallenstein". Zumsteegs Herzenswunsch ist nie in Erfüllung gegangen. Ohnehin waren seit jenem letzten Briefe an Schiller die Tage des Meisters gezählt. Am 27. Januar 1802 wurde er plötzlich von einem Schlagflusse hinweggerafft, nachdem er noch Tags zuvor in einem Konzerte das Orchester geleitet hatte.

Unserm Dichter ging der Verlust des Jugendgenossen

Digitized by Google

sehr zu Herzen. An Haug schrieb er: „Ich habe den frühzeitigen Tod des guten Zumsteeg aufs schmerzlichste beklagt, denn er gehörte zu den edelsten Gemütern, die ich kannte, und die Welt sowohl als seine Freunde haben unersetzlich viel an ihm verloren.“ Für die in Not hinterbliebene Familie suchte Schiller nach Kräften Gutes zu wirken, indem er zum Beispiel Zumsteegs Oper „Elbondocani“ in Weimar zur Aufführung brachte, und bewahrte so dem toten Freunde die edle Gesinnung, mit der er ihn im Leben beglückt hatte. Das anmutige Verhältnis zwischen Dichter und Musiker zu einem romantischen Freundschaftsbund, zu einem glänzenden Verkehr zwischen zwei ebenbürtigen Geistern anschwellen zu wollen, wäre lächerlich. Schiller und Zumsteeg liebten sich als gute Kameraden. Ihr Verhältnis führte nicht zu wechselseitiger künstlerischer Anregung, dazu waren ihre Lebenswege zu verschieden, und ihre geistigen Kräfte zu ungleich, sondern es wurzelte vorwiegend im Gemütlichen, in der Erinnerung an die gemeinsam verlebte Jugendzeit. Es ist aber kein geringes Glück, der Kamerad Schillers gewesen zu sein, mit ihm die Not der akademischen Tage redlich geteilt und die Geburtsstunden der Räuber begeistert mitgenossen zu haben. Für Zumsteeg war dies die Freude seines Lebens und ist heute noch das Licht seines Namens. W.

Digitized by Google

Danneker.

Unter Schillers schwäbischen Freunden, wir könnten fast beifügen, unter den Schwaben im allgemeinen, erregen zwei Männer besondere Aufmerksamkeit, weil sie auf Geistesgebieten thätig waren, für die sonst das Schwabenland nicht gar viel produktive Kräfte zu stellen hat. Wir meinen Danneker und Zumsteeg — jener ein Bildhauer, dieser ein Musiker, jener heute noch weltberühmt, dieser zu seiner Zeit von Deutschland hochgeehrt. Danneker, dessen Bild zunächst uns entgegentritt, ist der Urheber der bekannten Schiller-Büste, die heute die Bibliothek in Weimar ziert und, hundertfach nachgebildet, schon längst die Reise um die gebildete Welt gemacht hat; er ist überhaupt der erste, der es unternahm, die Züge des deutschen Dichters aus dem Marmor zu meißeln, und es mag gerade in unsrer Zeit, die an Schillerdenkmälern immer reicher wird, interessant sein, die Entstehungsgeschichte jenes ersten Schillerdenkmals in des Künstlers eignen Briefen zu lesen.

Ueber Dannekers Persönlichkeit haben wir nur allgemeines voranzuschicken. Sein Leben folgt in seinen Grundzügen der althergebrachten Künstlerlegende: dunkle Abkunft, harte Jugend, mühevolle Lehr- und Wanderjahre, endlich etwas Sonnenschein und zuguterletzt Ueberfluß an Orden, Titeln und landsmannschaftlicher Verehrung — dies sind im großen und ganzen die Marksteine seiner Entwickelungsbahn. Im Jahre 1758 als der Sohn eines herzoglich württembergschen Stallknechtes geboren, kam er 1771 in das

Digitized by Google

nach seinem Gründer Karl benannte Zuchthaus des schwäbischen Geistes, wo zwei Jahre später auch der Knabe Schiller, ausgestattet mit einigen Kleidungsstücken, einem Paar Stiefel, dreiundvierzig Kreuzern und fünfzehn lateinischen Büchern, untergebracht wurde und zum Medikus gezüchtet werden sollte. Da man auf der Karlsschule nicht viel nach individueller Befähigung fragte, so wurde der kleine Danneker anfangs zum Tänzer bestimmt und kam erst später, in seinem fünfzehnten Jahre, zur Bildhauerei, in der er unter Guibals Leitung rasche Fortschritte machte. Das Archiv der Akademie erzählt heute noch von den vielen Preisen, die er erhielt, nebenher auch von seinem „Unfleiß in der mathematischen Lektion". Im Jahre 1774 hatte Herzog Karl einen sonderbaren Einfall. Die Zöglinge der ersten Abteilung, worin Schiller war, sollten die Frage beantworten, wen sie unter sich für den Geringsten hielten, während die Zöglinge der andern Abteilung, der Zumsteegs und Dannekers, ihre Kameraden nach vorgeschriebenen zehn Fragepunkten schriftlich schildern mußten. Dieser unnennbare Versuch, der Angeberei eine pädagogische Grundlage zu geben, hat noch lange späterhin seine Verteidiger gefunden. Zumsteeg sagte bei diesem Anlaß von Danneker, er sei äußerlich gottesfürchtig, habe eine gute Denkungsart gegen Durchlaucht, bezeige sich mittelmäßig in der Freundschaft und nicht allzu rein, sei aber sowohl mit sich als mit seinem Schicksale zufrieden, habe mittelmäßige Gaben, wende sie jedoch so gut an, als er könne, sei besonders lebhaft und ein wenig zänkisch. Das etwas schnöde Urteil des jungen Musikus wurde zum Glück von den andern Zöglingen nicht bestätigt.

Digitized by Google

Im Jahre 1780 verließ Danneker die Akademie mit dem Titel und Gehalt eines Hofbildhauers, ging 1783 zu Fuß nach Paris, wo er sich bei Pajou weiterbildete, 1785 von Paris zu Fuß nach Rom, wo er mit Canova sich befreundete, und kehrte 1790 nach Schwaben zurück, wo er Professor an der Karlsakademie und im Laufe der Zeit Hofrat, Direktor der Kunstschule und ein allerwärts berühmter Künstler wurde. In späteren Jahren pflegte er darüber zu scherzen, daß es ihm so große Mühe gekostet habe, den „Herrn" vor seinen Namen hin-, aber noch viel größere, ihn wider wegzubringen.

Als Schiller im Spätsommer 1793 in die Heimat reiste und im März 1794 Stuttgart besuchte, war Danneker und der kleine Kreis von Künstlern und Kunstfreunden, die seine Werkstätte belebten, sein liebster Umgang. Danneker sei ein wahres Kunstgenie, schrieb er an Körner, und sein Geschmack durch den Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet. „Ich lerne viel von ihm." Letzteres Wort gehört in die Geschichte der ästhetischen Briefe, die Schiller um diese Zeit begann, und wirft einen hellen Strahl in das Halbdunkel seiner damaligen Gedankenarbeit. Man darf wohl behaupten, daß erst in Stuttgart, im Verkehr mit dem schwäbischen Meister, auch für die bildende Kunst ein starkes Interesse bei unserm Dichter erwachte, und so manches Wort, das in jenen Briefen lebt, vieles zumal, was Schiller darüber seinem Dresdener Freunde schrieb, ist der Nachhall der lebendigen Lehre, die ihm der schaffende Künstler gab. Ohne es zu ahnen, erhöhte Danneker die geistige Potenz des Dichters, indem er sein äußeres Bild verewigte, und dieser wußte, was er meinte,

Digitized by Google

wenn er die Stunden, die er zu seiner Büste saß, unter die genußreichsten seines schwäbischen Aufenthalts rechnete. Die Büste war ein Meisterstück. Der Künstler selbst scheint jedoch von seinem Werke keine volle Befriedigung gehabt zu haben; wenigstens erzählt Schillers Schwägerin, daß er nach der letzten Feile zu ihr ins Nebenzimmer trat und mit Thränen in den Augen sagte: „Ach, es ist doch nicht ganz, was ich gewollt habe.“ Aber die Unzufriedenheit wich später dem glücklichsten Behagen. Dies sagt uns dieser Brief:

Liebster Mann! Wertheſter Freund! Oft wirst du gedacht haben, Danneker hat mich ganz mit meinem Portrait vergessen: niemand konte es aber ärgerlicher gewesen sein als mir, daß ich solches nicht bälder habe abschiken könen. Stelle dir vor, lieber Schiller, schon eine lange Zeit hatte ich das Brustbild vollendet, der Former konte nicht dazu gebracht werden, und als er es endlich unternahm wurde sie auch so schlecht, daß ich Mühe genug bekam den ersten Abguß reparieren zu können, um von demselben nur ein wenig Ehre zu erhalten (das heißt deinen Beyfall). Ich habe es so gut mir möglich war nach dem ersten Original wieder ausgebessert und werde dieses um keinen Preiß hergeben, es ist und bleibt mir so lange ich lebe heilig: sollte ich sterben, so bekommt's (wann es Du anderst nicht wünschen wirst) — mein bester Freund. Es ist sonderbar, als ich's vollendet hatte, da bist du Zeuge, so gefiel es mir nicht, jezo bin ich wie ein Narr verliebt darein. Ich muß dir aber auch sagen, daß dein Bild einen unbegreiflichen Eindruk in die Menschen macht: die dich gesehen, finden es vollkommen ähnlich, die

Digitized by Google

dich nur aus deinen Schriften kennen, finden in diesem Bild mehr als ihr Ideal sich schaffen konte. — Ich gestehe meine Eigenliebe, mir kommt nun auch vor, als wann dieses meine beste Arbeit, das ich gemacht habe, wäre: ich habe derwegen schon vor einem Monath Carrarischen Marmor dazu bestellt. Hast du Gelegenheit, daß ein guter Freund der solches wünschte: anzubringen so will ichs so bald ich den Marmor habe anfangen 100 Louisd'ors ist der Preiß: ich habe mich hin und her besonnen ob es nicht möglich wäre Wohlfeiler zu machen, allein die viele Feinheiten in dem Kopf und Arbeit in den Haaren sagen mir schon im Voraus daß ich viele Zeit dazu brauchen werde. Sollte dieses Bild einer in Marmor besizen wollen so bitte ich dich mirs zu schreiben, da kanst auch einen jeden versichern, daß ich nicht um das Brod arbeite. — Marmor habe ich auch vor meinen Amor und Psyche*) bestellt. — Ach Gott tausend Dank vor deinen mir so lieben Brief den Augenblik erhalte ich ihn, als ich an dich schreibe wie habe ich ihn jezo schon so oft gelesen! Wie viel Freude macht es mir, daß ich nun denken kan, daß du und deine liebe Frau gesund seyn ich habe vor einiger Zeit gehört du wärest krank, ach das ist mir gar eine traurige Nachricht wann ich dieses hören muß. Wäre er nur hier war blözlich der Wunsch von uns Freunden er würde gewieß gesund werden — — komme doch zu uns laße Jena, Jena seyn, komm nach Schwabin, in Schwabin seyn brave Leute und viele seyn

*) Wohl die beiden Figuren, die D. für König Wilhelm in Marmor ausführte. Heute im Lustschlosse Rosenstein bei Stuttgart aufgestellt.

Digitized by Google

deine Freunde das ist ja auch etwaß Werth. — Höre es fallt mir noch etwaß wegen deinem Brustbild ein, ich habe es mit einem Oehl getränkt, damit wann ungeziefer es verschmuzen sollte man es leicht mit einem nassen Finger abwaschen kan. Es wird vermuthlich flekend ankommen stelle es aber nur in die Sonne es wird gewieß einen gleichen Ton bekommen, im Ausguß konnte man es nicht richten, daß man Farbe darein mischte, weil so bald es reparirt werden muß der bloße Gips hie und da sich zeigt: ich habe alles propirt: genug vor dießmal mit meinem geschmier und habe dir auch nichts anders zu sagen als mit gehorsamstem Empfehl an deine mir unvergeßliche liebe Frau, bleibe ich so lang ich lebe dein dich liebender

Danneker.

Küße mir herzlich den lieben Carl*), wachst er brav?

Stuttgard d. 22ten Sept. 1794.

Rapp**) empfiehlt sich dir aufs beste.

Schiller antwortete darauf am 5. Oktober: „Die Büste ist glücklich und ohne den geringsten Fehler angelangt, und ich kann dir nicht genug für die Freude danken, lieber Freund, die du mir damit gemacht hast. Ganze Stunden könnte ich davor stehen und würde immer neue Schönheiten an dieser Arbeit entdecken. . . Gewiß ist diese Arbeit es wert,

*) Schillers erster Sohn, während der schwäbischen Reise geboren.

**) Ein Stuttgarter Kaufmann, Landschaftsmaler und Kunstkenner, mit dem sich später auch Goethe befreundete. Der alte Cotta bezeichnete ihn als den geeignetsten Mann, eine Biographie Schillers zu schreiben. (S. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 21.)

Digitized by Google

daß du sie in Marmor ausführst, und ein Käufer wird sich gewiß dazu finden, wenn es nötig ist. Wenn meine Gesundheit mich nicht hindert, eine Arbeit auszuführen, mit der ich jetzt umgehe, so gönne ich die Marmorbüste niemand anders, als mir selbst.“ Zugleich bat er ihn um einen Abguß für seinen Freund Körner. Danneker, wohl von Geschäften überhäuft, antwortete erst nach einigen Monaten:

Stuttgard, d. 3ten Decb. 1794.

Liebster Freund! Wann ich schon dir nicht gleich auf dein billiges Begehren geantwortet habe: so habe ich es doch nicht zur Vergessenheit gruppirt. Ein Ausguß von deinem Portrait vor deinen theuresten Freund ist gemacht, und werde jezo suchen Zeit zu gewinnen um ihn so bald als möglich zu repariren und abzuschiken. Es thut mir recht wohl, daß du so sehr damit zufrieden bist und Freude daran hast. In Marmor wird er (das heißt mein Schiller) noch weit besser aussehen, die Feinheiten durch das Transperente*) des Marmors geben gewieß dem Kopf noch mehr groses; sie lassen sich auch leichter und besser ausführen. Ich will mir auch so viel Mühe geben etwaß heraus zu bringen daß jedes sagen muß: es ist gut! und es ist nicht eines jeden Sache so ein Bild zu machen. — ja lieber Schiller lache nur — lieber will ich sterben, und das sterben ist so meine Sache nicht — als der Welt nicht gezeigt zu haben, daß ich verdiente dein Bild gemacht zu haben. lieber Schiller, ich bin so glücklich seit dem ich deinen Homer besitze! ich habe ein

*) Transparente.

Sujet daraus genomen, es ist wie Hector seinem Bruder Vorwürfe macht. ich stelle ihn einzel vor und mache zum Pentent*) Paris wie er seine Waffen klättet und beschämt auf seinen Bruder horcht. dem Hector habe ich, (wie dir bekant seyn wird, daß jede Figur einen Halt haben muß z. B. einen Stam von einem Baum u. d. g.) einen dreyekigten Haußaltar gegeben worauf ich einen Hauß Gotte stelle, ich frage dich aber um Rath! könte ich nicht die Juno als die Beschüzerin von Troyjon oder die Venus oder auch Minerva darauf stellen? — und dann wünschte ich eine grichische Inschrift zu haben, die mit ein paar Worten sagte, daß dieses Bild im Zimmer vom Paris stehet, da glaube ich wann ich die venus machte, so wäre leichter etwaß hervorzubringen besonders wegen dem Preiß den sie durch Paris erhalten — doch fällt dir etwa ein Gedanke Heute oder Morgen ein so laß mich ihn doch in Stein verewigen. — Deine liebe Fr(au) Schwägerin und Herr Schw(ager)**) befinden sich recht wohl es freut mich herzlich, daß Sie in Stuttg. seyn. Wann nun auch Du mit deiner lieben Frau und Carl hier wärest! — Ach, wenn sich das machen ließ! ———— meine liebe Frau empfiehlt sich dir aufs Höflichste, wünscht dir mit mir volle Gesundheit, empfehle doch auch mich deiner mir unvergeßlichen lieben Frau und küsse in meinem Nahmen deinen lieben Carl, ach ich glaube ihn

*) Pendant.

**) Karoline v. Beulwitz, anfangs 1794 von ihrem ersten Manne geschieden, hatte sich im Herbst des Jahres mit Wilhelm v. Wolzogen vermählt, demselben, in dessen Begleitung Schiller das Lengefeldsche Haus zum erstenmal betrat.

Digitized by Google

wirglich*) vor mir zu lächlen sehen, seine Augen glänzten so schön! er wird jezo recht lebhaft seyn und viel plaudern. Lebe wohl, und denke zu weilen an deinen dich ewig verehrenden Danneker.

Nehme doch nicht übel beym zusamenlegen finde ich, daß ich verkehrt diese Seite geschrieben habe, aber ich war so im Eifer daß —

Der Brief nimmt zwei Quartseiten ein. Beim Umwenden hatte Danneker das oberste zuunterst gekehrt, daher sein seltsames Postskriptum. Er handhabte eben den Meißel geschickter als die Feder; seine Schriftzüge haben etwas Kindliches wie sein Geplauder, und daß er auf der Karlsschule besser zeichnen als orthographisch schreiben lernte, wird ihm gewiß niemand verargen, wenn auch jeder seiner Schreibfehler einen kleinen Beitrag zur Geschichte dieser Schule bildet. Ein warmer künstlerischer Sinn spricht aus seinen Briefen, das ist die Hauptsache. Der vorstehende Brief scheint uns übrigens besonders lesenswert, weil wir darin unsern Dichter auf einem ganz neuen Wege betreffen und ihn zum erstenmal als unmittelbaren Rat und Beistand der bildenden Kunst kennen lernen. Als er in Stuttgart dem Jugendfreunde eine Freude machen wollte, schenkte er ihm bedeutsam den „Homer", die Bibel des Bildhauers, aus der schon so oft das beseelende Wort für den Marmor floß, und an diesem Quell, welchem Danneker, so scheint es, bis dahin ferne stand, erfrischte der Künstler den schöpferischen Gedanken.

*) Wirklich, d. h. in diesem Augenblicke.

Digitized by Google

Woher wäre ihm auch Anregung gekommen, wenn nicht aus der Poesie? Herzog Karl, dem seine Kunst zu dienen hatte, entbehrte des wahren Schönheitssinnes und ermüdete ihn mit dem ewigen Einerlei der Genien, Amoretten und Karyatiden, die er für die prunkhaften Festinsäle der herzoglichen Lustschlösser verfertigen mußte. Auch Goethe findet an diesen nichts zu bewundern, außer etwa eine gewisse vornehme Prachtrichtung ohne Geschmack. Gegen die rücksichtslose Rechthaberei des Herzogs, der das Beste wollte, aber fast immer sein Wollen für das Beste hielt, müssen die Stuttgarter Künstler einen schweren Stand gehabt haben. Man hört ihre Klagen in diesem Schreiben unsres Danneker:

Verehrungswürdigster Freund! Der Ueberbringer dieses, Nahmens Buzen Geiger kam diesen Abend in mein Attelier um Abschied von mir zu nehmen, er sagt mir er gehe nach Jena, und gleich fuhr mirs durch Herz und Kopf dich liebster Mann schriftlich und herzlich zu grüßen. ich beneide diesen guten Mann daß er dich siehet, ich wünschte gern an seiner Stelle zu seyn, du warmer Mann würdest mich gewiß wieder aufgefrühren*), geht es bey uns so fort wo Girlanden und Thatralischer Schmuck die Haupt Rollen spielten so braucht die Kunst Krüken. fleißig bin ich das ist wahr, aber an Schwung und An Eifer fehlts ich mang machen was ich will, so verstehts selten jemand, gefährlicher aber ists, wann die Grosen glauben, da sie in ihrer Jugend Zeichnen gelernt haben, sie verstehen die Kunst, und weil sie grose seyn dann auch bestimmen dieses ist Schön. — Aber was schreibe ich

*) Aufgefrieren, auftauen.

Digitized by Google

vor unnöthiges Zeugs? verzeihe mir, mein erster wärmster Wunsch ist zu wissen wie du lieber lieber Mann, deine mir unvergeßliche liebenswürdigste Frau und lieber Carl sich befinden! schreib mir's doch einmal, jedes Wort von dir bleibt mir ein Heiligthum. Mein liebes Weibchen die wirglich neben mir sizt und in deinem mir Doppelt schäzbaren Musen allmanach ließt empfiehlt sich dir und deiner Vortrefflichen Frau aufs freundschäftlichste sie wünscht auch deinen lieben Carl herzlich zu küßen. Ach der muß jezo sehr lieb seyn! — Mein Groser Schwager Rapp, der mit mir, offt so warm von dir sbricht empfiehlt sich auch aufs beste, heute Mittag hat die grose Schwägerin wieder ein ausserordentlich schönes Mädchen zur Welt gebracht, sie ist Gottlob mit dem Kind recht gesund.

Frank soll nun bald dein Portrait zu Copiren anfangen er zittert noch zu sehr um im kleinen es ordentlich machen zu können. Mein Marmor vor dein Brustbild ist noch nicht angekommen ich bin sehr mißvergnügt darüber die Carrariner wollen wegen den Franzosen nicht trauen etwas abzuschiken. es schlagt Acht Uhr, und jezo geht es zu unserem Kränzle, das heißt zum Nachtessen. Lebe Gesund mit Deiner lieben Frau und Kind, das wünscht gewieß von Herzen dein dich mit Vollkommenster Hochachtung und Liebe ergebenster

Stuttgard d. 6t. april 1796. Danneker.

Zwischen diesem und dem vorhergehenden Schreiben waren Abgüsse der Büste an Körner und Schillers Vater gesendet worden. Auch in Dresden erregte sie das größte Aufsehen, und Körner war davon so begeistert, daß er dem

Digitized by Google

Künstler einen Ruf nach Sachsen verschaffen wollte, von dem sich aber Schiller keinen Erfolg verspricht: Aus Dankbarkeit gegen den Herzog werde Danneker Stuttgart nie verlassen. Von einer besonderen Lebhaftigkeit des Briefverkehrs zwischen den beiden Jugendfreunden ist nichts zu verspüren. Schiller pflegte zur periodischen Auffrischung seines Andenkens ein Exemplar der „Horen" durch Cotta zu senden, und von Danneker besitzen wir noch Einen auf die Büste bezüglichen Brief, auf den leider die Antwort fehlt:

Lieber, mir schäzbarster Freund, Endlich habe ich meinen schon längst bestellten Carrarischen Marmor erhalten, er ist von der schönsten Art und scheint mir auch ohne Fleken zu seyn. ich bin so frey die Frage an dich zu machen, ob du nicht auf deine Rechnung dein Brustbild in Marmor ausgeführt haben willst? ich mache dir zugleich wegen der Bezahlung einen Vorschlag zu welchem du bequem dich verstehen könntest: da ist, 2 Jahre Zahlungs Zeit, nehmlich jedes halbe Jahr 25 Louisd'ors, solltest du aber keinen Lust dazu haben, so sey so gut und schreibe mir einen deiner Verehrer, damit ich mich an ihn wenden kann. ich gestehe es, daß ich gar zu gerne dein Brust Bild in Marmor auszuführen wünschte, auch sollte ich glauben, daß es dir leicht wäre einen Liebhaber zu deinem Brust Bild in Marmor zu bekomen, in dem deine Versicherung daß es gut gemacht wird, — mehr gewicht hat als des Künstlers eigenes Geständniß in dem man es leicht vor Eigenliebe aufnehmen könte. ich würde mir die gröste Mühe geben, daß meine Kunst auch noch den Werth des Portraits erhöhte. Sey so gut lieber

Digitized by Google

Schiller und gebe mir bald Nachricht Deiner Gesinung, denn jeder Tag ist mir Zeit Verlust und meine Begürde gefesselt. —

Es fürchtet sich hier jedermann vor den Franzosen, vor 3 Tagen seyn sie bey Kehl über den Rhein, haben die Brüke hergestellt, und die Schwaibische Kreyf Truppen nach grosem Wiederstand 2 Stundin weit zurük gedrängt. Die Linien bey Kehl haben unsere Soldaten 3mal verloren und viele seyn zusamen gehauen Hauptm. Feivolin ist gefangen fast alle Stabs officir seyn Blessirt, und nun erwarten sie Hilfe von den Kayserlichen.

Ich höre zu meinem gröſten Vergnügen daß deine Gesundheit sich bessert, deine liebe Frau auch in einem glüklichen Umstand sich befindet und der liebe Carl herbeywachst. Mein liebes Weibchen und die grose Rappische empfehlen sich mit mir aufs freundschäftlichste mit dem wärmsten Wunsch dich immer gesund zu wissen.

Dein dich ewig verehrender Freund

Stuttgard, d. 25ten Juny 1796. Danneker.

Im Herbst 1797 reiste Goethe nach Schwaben, von Schiller mit Empfehlungen an seine Freunde versehen, darunter auch an Danneker, der schon von Rom her mit ihm bekannt war. In seinem Atelier sah er einen „Hektor, der den Paris schilt", zu dem der Künstler den Gedanken aus Schillers Homer geholt und allerhand praktische Winke von dem Dichter erbeten hatte. Die Gruppe, scheint es, ist nie in Marmor ausgeführt worden. „Was mich aber besonders frappierte," schrieb Goethe an Schiller, „war der Original-

Digitized by Google

Ausguß von Ihrer Büste, der eine solche Wahrheit und Ausführlichkeit hat, daß er wirklich Erstaunen erregt." Wie einst Schiller, so verbrachte auch Goethe manche wechselseitig anregende Stunde mit Danneker und seinem Schwager Rapp, und es wurde ihm zuletzt so wohl bei den tüchtigen Schwaben, daß er sich entschloß, ihnen den Hermann vorzulesen — ein schmeichelhaftes Zeichen seiner Achtung. Danneker selbst schrieb über seinen Verkehr mit Goethe an Wihelm v. Wolzogen (Siehe Nachlaß der Karoline v. W.): „O, ich bin äußerst glücklich, einige schöne Meinungen, die mir nun Gesetze bleiben, von ihm gelernt zu haben . . . Täglich waren wir beisammen, und er machte mir ein Kompliment, das ich für groß halte, indem er mir sagte, nun habe ich Tage hier verlebt, wie ich sie in Rom lebte." Aber nach dem rasch verdunkelnden Glanze, womit das Erscheinen eines Goethe, eines Schiller die Existenz des Meisters erhellte, kam wieder die schlimme Zeit werktäglicher Zwangsarbeit, und jahraus jahrein wiederholt sich seine schüchterne Klage über die Geistlosigkeit und die unkünstlerischen Ansprüche der schwäbischen Mediceer. 1798 hätte er beinahe einen Ruf nach Petersburg angenommen, denn er sehnte sich nach einer „größeren Künstlerwelt" und wollte „wichtigere Sachen ausführen, als Gypsköpfe reparieren". Er klebte aber zu fest an der Scholle, duldete lieber und begnügte sich damit, seinem Kummer manchmal Luft zu geben in Klagen über „Festgeschmier und Büsten-Reparationen ohne Ende". In seinen späteren Briefen an die Familie Wolzogen begegnet man da und dort Nachrichten über die Schiller-Büste, die immer noch ihrer Vollendung in Marmor harrte. „Dann muß ich Schillers Büste endigen,"

Digitized by Google

heißt es in einem Briefe von Januar 1801. Im Februar 1805 schreibt Schiller an Cotta, er möge Danneker bitten, das Gesicht von seiner Büste abgießen zu lassen und direkt an Tischbein (Joh. Friedr. August) nach Leipzig zu schicken. „Dieser hat mich gezeichnet, weil er aber keine Zeit zu einem ausgeführten Bild hatte (da ich krank war), so wünscht er seine Zeichnung an der Büste zu berichtigen." Hierauf bezieht sich nachfolgender Brief des Bildhauers:

Stuttgardt, d. 6. April 1805.

Der Ueberbringer dieser paar Zeilen, ist Herr Schwarz von Bruchsal Churbadischer Architekt. Er hat mich gebetten ein Empfehlungsschreiben auf seine Reise nach Weimar an Dich lieber, lieber Schiller mit zu geben. Ich weiß nicht, ob Dir es angenehm seyn wird wenn Du durch einen Besuch unterbrochen wirst. — Verzeyhe. — Es ist ein sehr artiger Mann, habe Gedult, er kann Dir dafür etwaß von Deinem Vatterland erzählen. Die Besorgung für einen Ausguß von der Masque Deiner Büste habe ich gemacht, Herr Tischbein solle es nicht übel nehmen daß er sie so späth erhält, denn ich mußte sie besonders formen lassen. Die ältere Form ist mir abhanden gekommen, sie geht mir vom Herzen wenn ich gleich das Original und den Marmor besize.

Mein liebes Weibchen empfiehlt sich Dir und Deiner uns unvergeßlichen Frau aufs freundschaftlichste: ja wir haben eine Sehnsucht Dich und die liebe Deinige wieder zu sehen.

Digitized by Google

Wir haben Hoffnung daß Du Dich dieses Jahr zeigen werdest, sey nicht hart, das wünscht

Dein Dich ewig verehrender

Danneker.

Der grose Rapp freut sich ebenfalls auf Dein Wiedersehen. —

Bei der Kunde von dem Tode des Dichters erwacht dem Künstler zum erstenmal der Gedanke, sein Bild kolossal auszuführen, und er schreibt darüber, niedergedrückt durch die Trauerpost, die er anfänglich nicht glauben wollte: „. . . Ihr Brief erschreckte mich nun ganz, und ich fürchtete mich, ihn zu lesen, fing an und warf ihn bei der ersten Zeile weg . . . ich wollte weiterlesen und konnte nicht . . . ich glaubte, die Brust müßte mir zerspringen, und so plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen, da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebendig machen, aber der kann nicht anders lebendig sein als kolossal. Schiller muß kolossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose." Aus keinem andern Munde hat die Trauer über den Verlust des deutschen Dichters so wahr, so heftig und so schön gesprochen, und deshalb möge es uns auch gestattet sein, den Künstler auf eine Sekunde bei der Ausführung seiner aus Schmerz und Begeisterung gebornen Idee zu überraschen und zu zeigen, mit welchem Eifer er dieselbe gegen die allerhöchste Begriffsstützigkeit zu schützen wußte. In seiner lebhaften, anschaulichen Weise schreibt Danneker im Januar 1806: „Vor sechs Wochen war mein König bei mir im Atelier. Wie er

Digitized by Google

Schiller sah, sagte er: Potztausend wie groß! — Aber warum so groß? — Ich: Ihr Durchlaucht, Schiller muß so groß sein. — Aber was wollen Sie damit machen? — Ich: Ihr Durchlaucht, der Schwab muß dem Schwaben ein Monument machen." Zwei Antworten, die man in Marmor schreiben möchte, so einfach und edel sind sie, so ganz eines Meisters wert, dessen Kunst nicht lange nach Bestellung fragte, sondern dem Rufe des Herzens gehorchte, nur um das Eine besorgt: der Freundschaft ein würdiges Totenopfer zu bringen.

Was die Marmorbüste in Lebensgröße betrifft, so erhalten wir im März desselben Jahres die Nachricht ihrer endlichen Vollendung: „Den 8. März habe ich die Büste von Schiller über Nürnberg geschickt. Mich soll's freuen, wenn man in Weimar damit zufrieden ist, ich glaube, daß diese Büste für die Familie am interessantesten sein wird, weil sie so streng nach der Natur gefertigt ist. Meine Kolossalbüste werde ich freier bearbeiten, ohne dem Charakter zu schaden." Dieselbe schmückte späterhin Dannekers Antikensaal, woselbst sie, irren wir nicht, bis zu dem Tode des Meisters verblieb. Cotta schreibt darüber an Charlotte v. Schiller am 7. Juni 1808: „In Stuttgart, wo ich meine Familie abholte, verlebte ich einen rührenden Abend. Danneker weihte seinen Antikensal ein, in dem die Büste unsres verewigten Freundes eine schöne Stelle einnimmt. Er war der Hauptpunkt unsrer Unterhaltung, und als zwei der geschmackvollsten Tonkünstler „Freude, schöner Götterfunken" uns vorsangen, wer konnte da die Thränen der Wehmut, Verehrung, Sehnsucht, zurückhalten? Ach, er lebt ewig unter uns!"

Digitized by Google

Danneker selbst starb 1841, vierundachtzig Jahre alt.

Wir schließen hier unsre Mitteilungen über den ersten carrarischen Marmorblock, welchem die Züge Schillers für die Ewigkeit eingegraben wurden. Vielleicht haben unsre Briefe dazu beigetragen, Dannekers Anteil an der geistigen Entwickelung seines großen Landsmannes in etwas schärferem Lichte zu zeigen. Durch ihn erhielt Schiller den ersten hellen Einblick in eine ihm bisher fremde Welt. Der Sinn für bildende Kunst, den er dann in Goethes Umgang so vielfach befruchtete, berührte ihn, zum erstenmal tiefer hinabgreifend, in der Werkstatt des Stuttgarter Bildhauers. Schiller zahlte die neue Anregung mit poetischen Zinsen, mit dem Wunder seiner alles belebenden, nach allen Seiten hin Licht spendenden Freundschaft. So entstand zwischen Dichter und Künstler eine goldene Brücke, auf der die höchsten Kräfte des Menschengeistes zu wechselseitiger Hilfe und Erleuchtung sich begegneten. W.

Digitized by Google

Die Leipziger Freunde.

Digitized by Google

Von Mannheim nach Leipzig.

Es wird einem das Herz warm, so oft man den Brief lieſt, den einſt der junge Schiller mitten in den Stürmen und Nöten ſeines letzten Mannheimer Aufenthaltes von vier unbekannten Verehrern aus Leipzig erhielt. Die Begeiſterung für den Dichter der Räuber, des Fiesko und der Luiſe Millerin ſpricht in dieſen Zeilen ſo ganz ohne Redensart, in ſo zuverſichtlichen, tief heraufgeholten Tönen, daß man ſich verſucht fühlt, das Schreiben für eine providentielle Notwendigkeit zu halten und mit Schiller zu ſagen: dieſe Menſchen gehörten ihm, er gehörte dieſen Menſchen*). Dem

*) Der Brief begann folgendermaßen: „Zu einer Zeit, da die Kunſt ſich immer mehr zur feilen Sklavin reicher und mächtiger Wollüſtlinge herabwürdigt, thut es wohl, wenn ein großer Mann auftritt und zeigt, was der Menſch auch jetzt noch vermag. Der beſſere Teil der Menſchheit, den ſeines Zeitalters ekelte, der im Gewühl ausgearteter Geſchöpfe nach Größe ſchmachtete, löſcht ſeinen Durſt, fühlt in ſich einen Schwung, der ihn über ſeine Zeitgenoſſen erhebt, und Stärkung auf der mühevollſten Laufbahn nach einem würdigen Ziele. Dann möchte er gern ſeinem Wohlthäter die Hand drücken, ihn in ſeinen Augen die Thränen der Freude und der Begeiſterung ſehen laſſen — daß er auch ihn ſtärkte, wenn ihn etwa der Zweifel müde machte: ob ſeine Zeitgenoſſen wert wären, daß er für ſie arbeitete. — Dies iſt die Veranlaſſung, daß ich mich mit drei Perſonen, die insgeſamt wert ſind Ihre Werke zu leſen, vereinigte, Ihnen zu danken und zu huldigen."

Digitized by Google

Briefe waren sinnige Geschenke beigelegt: eine schön gestickte Brieftasche, die Komposition eines Liedes aus den Räubern und die Bildnisse der unbekannten Freunde und Freundinnen. Schiller, ein Kenner aller Schönheit, mag wohl seinen ersten Blick den beiden Frauenprofilen geschenkt haben. Lauter Seelengüte und ruhige Lebensfreude blickten ihm aus dem einen Gesichte entgegen. Ungemein sanfte, regelmäßige Züge, der Mund zum Lachen oder zum Küssen halbgeöffnet, weiches blondes Haar, hinten von einem Seidenbande durchschlungen, in zwanglosen Locken über den Nacken fallend, ein mädchenhafter Glanz in den heiter blickenden Augen — so war Minna Stock, die Tochter des bekannten Leipziger Kupferstechers, die Spenderin der schöngestickten Brieftasche. Ihre etwas ältere Schwester Dora, eine echte Künstlerin, deren Stift die vier Porträte gezeichnet hatte, war bei aller Liebenswürdigkeit von härterer Art; ihr Gesicht hatte einen schärferen Umriß, und in seinem Ausdrucke schien Ernst mit Ironie zu streiten; der Mund war voll Bedeutung, bestimmt und fest geschlossen, wie ein Mund, der viel zu sagen hat und viel verschweigt.

Auch die männlichen Porträte verdienten die dankbaren Blicke des Dichters. Privatdozent Körner, der Schreiber des Briefes und Komponist des Liedes, war damals achtundzwanzig Jahre alt; in seinen stark markierten Zügen las man viel Ruhe, Willenskraft und Menschenfreundlichkeit, überhaupt einen fertigen Charakter; er war, ins Männliche übertragen, das Ebenbild der schönen Dora, und übereilte Menschen hätten wohl aus den beiden ein Paar gemacht, wenn nicht der weisere Zufall seit Jahren schon den Leipziger Privat-

Digitized by Google

dozenten an das Schicksal der jüngeren Schwester gekettet hätte. Körner und Minna waren Braut und Bräutigam, während das Herz Doras dem vierten im Bunde gehörte, einem kaum zwanzigjährigen Knaben mit einem offenen, ziemlich hübschen, wenn auch ziemlich unbedeutenden Gesichte. Er hieß Ludwig Ferdinand Huber, war um vier Jahre jünger als seine Verlobte, hatte noch keine klar bezeichneten Lebensziele und suchte seinen Beruf vorderhand in der Liebe und im Enthusiasmus. Durch seine Adern floß gemischtes Blut. Ein schlichter bayrischer Bauernbursche, war sein Vater, man weiß nicht wann, nach Paris gegangen, geriet dort, man weiß nicht wie, unter die Schriftsteller, verkehrte mit Diderot und Turgot, heiratete eine Französin und kam eines Tages mit Weib und Kind nach Leipzig, wo er zum Universitätsprofessor der französischen Sprache ernannt wurde. Diese scheint die Umgangssprache im Hause des Herrn Professors gewesen zu sein, wie denn auch der junge Ferdinand Feder und Zunge frühzeitig an die welschen Laute gewöhnte. Er wurde späterhin viel in der Welt umhergetrieben und ist schon wegen seiner verworrenen Schicksale ein merkwürdiger Mann. Doch lebt er im Gedächtnisse der Nachwelt vor allem als Busenfreund Schillers, als einer jener edlen Menschen, deren Liebe den Dichter in einer Zeit, da er sich vom Glück verraten glaubte, erwärmte und aufrichtete. Aus dieser Zeit stammen unsre Briefe Hubers. Sie liegen in einem vergilbten, zerknitterten Umschlage, auf welchen Schiller mit eigner Hand den Namen des Freundes geschrieben hat — ein Beweis, wie sorglich er seine brieflichen Schätze in Ordnung hielt, wie teuer und wert ihm alle Zeugen jener un-

Digitized by Google

ruhigen, vielfach getrübten, im Grunde doch glückseligen Tage bis an sein Lebensende geblieben sind.

Es war im Juni 1784, daß der Leipziger Brief nach Mannheim kam. Seine erste Freude darüber schrieb Schiller an Dalberg und Frau v. Wolzogen, und gewiß sehnte er sich, den fremden Verehrern seinen Dank kundzugeben, allein er wußte nicht wo noch wie. Brief und Geschenke waren anonym. Bald kam auch mancherlei Ungemach, das sein Herz verstimmte. Theatralische Aergernisse, finanzielle Not, allerhand Liebeskummer bedrängten ihn von allen Seiten, und es vergingen über sechs Monate, ehe er Lust und Anlaß fühlte, den schönen Gruß aus Sachsen zu erwidern. Wahrscheinlich hatte mittlerweile ein Brief Hubers den Schleier des Geheimnisses gelüftet, denn unter seiner Adresse erging die Antwort an die vier Freunde in Leipzig. Die feurigsten Dankesworte übertönten darin die Entschuldigung der „unerhörten Nachlässigkeit" und die Klagen über das widerwärtige Schicksal: in der ganzen Zeit seiner Schriftstellerei sei ihm nichts Angenehmeres widerfahren, und dem Briefe aus Leipzig dürfe er es zuschreiben, daß er die Verwünschung seines Dichterberufes zurückgenommen habe. Zugleich überschickte der Dichter den Prospektus der „Rheinischen Thalia", die er herauszugeben im Begriffe stand, machte Hoffnung auf seinen baldigen Besuch in Leipzig und wiederholte schließlich seine Bitte um Verzeihung und um strenge Prüfung seines dankbaren Herzens. „Frauenzimmer sind sonst unversöhnlicher als wir, also muß ich den Pardon von solchen Händen unterschrieben lesen." Körner antwortete am 11. (Schillers Briefwechsel mit Körner), Huber schon am 7. Januar.

Digitized by Google

Sein Brief trägt die Jahreszahl 1784, was aber offenbar 1785 heißen soll; er macht einem Jüngling seines Alters alle Ehre.

Leipzig, den 7. Januar 1784.

Empfindlichkeit wegen Ihres langen Stillschweigens wäre ein Beweis, daß wir den Schritt, den wir thaten, mehr gethan hätten, um eine Antwort von Ihnen zu erhalten, als unserm Herzen und der Bewunderung, von der es voll war, Luft zu machen. Und dies war doch der Fall nicht, ungeachtet wir uns auch keiner so unplatonischen Denkungsart rühmen können, daß uns nicht von der ersten Zeit an irgend eine Erwiderung, selbst die kleinste, von Ihrer Seite äußerst willkommen gewesen wäre. Aber alle kleinen und wirklich sehr seltenen Anwandlungen des Verdrusses, die bei uns unter der Zeit aufgestiegen sein können, sind durch Ihren Brief, durch einen Brief, dessen Wärme und Herzlichkeit so belohnend ist, vollkommen getilgt und lassen auch keine Spur zurück. Vorzüglich erfreulich ist es uns, den wir als Dichter, als glücklichen Maler der Natur, als Beherrscher des ungeheuren Gebietes der Phantasie bewundert haben, sich uns als Mensch anschließen und dadurch nun desto teurer machen zu sehen. Die Empfindungen, die jetzt Ihren Namen und den Gedanken an Sie in unsern Seelen begleiten, haben vor denen, die uns belebten, als wir zuerst an Sie schrieben, den Vorzug, den Genuß vor Ahnung, den Realität vor Darstellung hat.

Unendlich weh hat uns der schwermütige Ton und die Erwähnung drückender Leiden in Ihrem Briefe gethan; aber

Digitized by Google

eine selige und mit wahrem Stolz verknüpfte Ahnung der Zukunft steigt in uns auf, wenn wir Sie in unserm Zirkel, vertraut und innig in demselben aufgenommen denken, wie Sie uns würdigen, Teilhaber Ihrer Gefühle zu sein, und an unserm Mitgefühl (mehr wollen wir für jetzt wenigstens nicht sagen) vielleicht einen Tröster finden. Ueberhaupt möchte die strengste Probe, auf die wir, Ihrer Aufforderung gemäß, Ihr Herz setzen sollen, Vertrauen sein; anmaßen wollen und können wir uns dies aber nicht eher, als bis Sie uns desselben für würdig erkannt haben.

Die Ankündigung der Thalia hat uns wahres und großes Vergnügen gemacht, obschon dieses bei uns allen durch die Erwähnung der Verfolgungen, die ihr Verfasser ausgestanden hat, verbittert wurde. Rührend, wirklich rührend ist die Gelassenheit, die männliche Würde und die bescheidene Mäßigung, mit welcher Sie das tyrannische Behandeln Ihres Fürsten berühren. Die Erwartung aber, mit welcher wir dem Anfang dieser Thalia entgegensehen, wird bei mir durch eine Art von getäuschter Hoffnung vermindert. Ich hatte von einem „Carlos" gehört und mich über die Wahl dieses außerordentlich interessanten Gegenstandes gefreut; ich erwartete seine Erscheinung mit Sehnsucht; der düstere, finstere Philipp schwebte schon, von Ihrer Hand gezeichnet, vor meinem Geiste; ich sprach schon mit meinen Freunden von Ihrer kräftigen, ergründeten Schilderung des Dämons im Süden. Aeußerst gespannt war ich auf einen Tyrannen neuer Art, auf einen wahren Tyrannen, der nicht, wie die gewöhnlichen Theater-Tyrannen, sich von seiten des Schauspielers bloß durch die ellenlangen Schritte und die brüllende Baßstimme und von

Digitized by Google

seiten des Dichters durch die Ehrentitel, die der bedrängte Prinz oder die leidende Prinzessin ihm von Zeit zu Zeit erteilen, für das, was er ist, bekannt macht. Von Ihnen insbesondere, der Sie leider die Tyrannen besser denn nur vom Hörensagen kennen, war er mir um so merkwürdiger. Und nun möchte ich beinahe fürchten, daß die „Rheinische Thalia" den spanischen Carlos verdrängen, oder daß es bloß bei Fragmenten bleiben wird. Verzeihen Sie, daß ich mir den Wunsch nach Ausführung dieses Sujets so geradezu merken lasse. Ihre Schmeichelei, die größte, die Sie uns sagen konnten, die uns am stolzesten machen kann, die uns bitter kränken würde, wenn sie ganz nur Schmeichelei wäre, Ihre Schmeichelei, daß wir die beinahe unterdrückte Neigung zur Dichtkunst in Ihrem Herzen wieder angefacht haben, macht uns kecker, als wir sonst sein würden. . . .

Mit der sehnlichsten Erwartung einer Antwort und der lebhaftesten Sehnsucht nach Ihrer persönlichen Bekanntschaft

Der Ihrige von ganzem Herzen L. F. Huber.

Um dieser schönen Episode aus Schillers Leben ihr volles Licht zu geben, müßten wir nun im stande sein, auch die Briefe der beiden Mädchen dem Leser vorzulegen. Minna schrieb wohl zugleich mit Körner; ihr Brief scheint sich verloren zu haben. Aber Dorchens Brief liegt vor unsern Augen: ein niedliches Oktavblättchen, sauber beschrieben, die Buchstaben deutlich, kräftig und doch zierlich geformt. Eine Nachschrift von Hubers Hand läßt vermuten, daß der Brief in seiner Gegenwart, ja zur gleichen Stunde mit dem seinigen geschrieben wurde. Wir belauschen da ein liebendes Paar

Digitized by Google

in seiner gemeinsamen Begeisterung für einen deutschen Dichter. Wie gesund aber diese Begeisterung war und wie fern von krankhafter Ueberspannung, das hört man am besten aus den Worten des Leipziger Mädchens.

Leipzig, den 7. Januar 1785.

Welche Freude haben Sie uns mit Ihrem lieben herrlichen Brief gemacht; nichts kann sie übertreffen, als die, Sie selber zu sehen und zu sprechen. Machen Sie unsre Hoffnungen wahr, lassen Sie sie nicht gleich einem schönen Traume verschwinden, der beim Erwachen nichts als eine vergebene Sehnsucht zurückläßt. Wenn unsre Briefe Ihnen eine Stunde angenehm aufgehellt haben, dann sollen gewiß die Tage Ihres Aufenthaltes durch unsre gemeinschaftlichen Bemühungen Ihnen nicht unangenehm verstreichen. — Frühe Bekanntschaft mit dem Kummer hat unser Herz fühlbar für Anderer Schmerz gemacht, hat uns gelehrt, daß freundschaftliche Teilnehmung allein ihm ein Lächeln ablocken kann. Und Teilnehmung sollen und werden Sie finden; wenn Sie durch eine nähere Bekanntschaft uns Ihres Vertrauens würdig finden werden, dann wollen wir vereint unsre Kräfte aufbieten und mit der Zeit einen Bund machen, um jeden unangenehmen Eindruck aus Ihrer Seele zu verwischen.

Wir sehen der Erscheinung Ihrer „Thalia“ mit Verlangen entgegen; wie geschwind wird mir nun ein Jahr vergehen, da ich alle zwei Monate auf eine gewisse Freude rechnen kann! Sie haben mich mit einemmal mit den Journalen ausgesöhnt, ich liebte sie nie, las selten welche, und nun werde ich gar ihre eifrigste Patronin werden (ver-

Digitized by Google

steht sich freilich nur von dem Ihrigen; denn die übrigen werden nun weiter nicht in Anschlag kommen, als daß ich dem Namen Journal überhaupt nicht mehr gram bin).

Und nun eine Frage. Sagen Sie, wie kommen Sie dazu, daß Sie Ihren so herrlichen Brief mit einer so häßlichen Anmerkung schlossen? — Wir Frauenzimmer sollten unversöhnlicher sein, als die Mannspersonen; ich bin begierig darauf, wie Sie mir das beweisen wollten; ich bitte Sie sogar, es zu thun, und ich freue mich im voraus, Sie widerlegen zu können. Bei einer Beschuldigung, die das ganze weibliche Geschlecht betraf, konnte ich unmöglich mit gutem Gewissen stillschweigen.

Nun können wir einer Antwort von Ihnen mit freudiger Gewißheit entgegensehen, da wir Ihr gütiges Versprechen haben, uns recht bald zu schreiben. Demungeachtet werden wir die Posttage recht oft zählen, bis ein Brief von Ihnen unsre frohen Erwartungen erfüllen wird. Dora.

Eine Sache, die Ihnen keiner von uns gesagt hat, weil es ein jeder von dem andern erwartete, ist, daß wir Ihren Brief, der den 7. Dezember datiert war, erst im Januar erhalten haben, daß einen Tag nach dessen Empfang Körners Vater starb, und daß Sie, aus diesen Ursachen zusammengenommen, unsre Antworten so spät erhalten.

Huber.

Damit wäre denn der Postverkehr zwischen Leipzig und Mannheim in Gang gebracht. Die Briefe von dort lauten immer verlockender, die Verhältnisse hier werden immer unerträglicher: „Es ist meine süßeste Erholung von meiner

Digitized by Google

jetzigen freudenlosen Existenz, daß meine Seele um Sie schweben darf." Er dürstet nach Leipzig, der geplagte Dichter; das Klein-Paris an der Pleiße erscheint seinen Träumen und Ahnungen wie der rosige Morgen jenseits der waldigen Hügel. Nur sollen die Freunde von seiner Art und Erscheinung kein allzu glänzendes Ideal sich vorspiegeln: „Sie werden einen ganz erbärmlichen Wundermann finden." Endlich entreißt er sich dem Mannheimer Kerker und kommt nach Leipzig, wo ihm Huber inzwischen Quartier gemacht hat. Sein Humor ist trotz der beschwerlichen Reise frisch und munter geblieben, denn kaum angekommen, sinnt er auf einen „kleinen Betrug" gegen die Mädchen. Vielleicht wollte er ihnen den nächstbesten Eckensteher als den leibhaftigen Dichter Schiller auf den Hals schicken. Aber nach einer Anekdote, die von Gödeke ausgegraben wurde, scheint er selbst das Opfer einer freundschaftlichen Fopperei geworden zu sein. Eine fremde Dame wünschte auf ihrer Durchreise durch Leipzig den Dichter kennen zu lernen und hatte ihn um seinen Besuch gebeten. Huber und Jünger (der Theaterdichter) ließen sich nacheinander bei der Dame anmelden, beide als „Herr Doktor Schiller!" Nicht wenig erstaunt, mehrere Inkarnationen des berühmten Mannes in Leipzig anzutreffen, verlor die Fremde vollends alle Fassung, als zuletzt ein dritter, diesmal der authentische Schiller, erschien und sie etwas verlegen, aber höflich anredete. Sie erwiderte seine Höflichkeit in ziemlich gereiztem Tone. Schiller wußte nicht, was dazu sagen, wurde verdrießlich und machte Miene, durch die Flucht der unbequemen Situation zu entrinnen. Da meldete der Diener: „Die beiden andern Herren Schiller sind wieder

Digitized by Google

draußen.“ Mit kurzen Worten wurde der Scherz aufgeklärt, und die Verlegenheit verendete in einem heiteren Lachen.

Jedermann weiß übrigens, daß unser Dichter in Leipzig von der gaffenden Neugier auf Schritt und Tritt verfolgt wurde. — „Vielen wollte es gar nicht zu Kopf, daß ein Mensch, der die ‚Räuber‘ gemacht hat, wie andre Mutterſöhne ausſehen ſolle“ — und dies war wohl nicht der letzte Grund, warum er nach kurzem Aufenthalte der Stadt entfloh, um ſich mit ſeinen Lieben im Dorfe Gohlis niederzulaſſen. Wenige Monate, und ſein Herz zog ihn weiter nach einem andern Orte. Körner, der bei Schillers Ankunft nicht in Leipzig war und erſt am 1. Juli in Kahnsdorf mit ihm das Feſt der perſönlichen Bekanntſchaft feierte, hatte mittlerweile geheiratet und weilte als kurfürſtlicher Konſiſtorialrat in Dresden. Dem Freunde in Gohlis ſchrieb er die erſten jener exemplariſch ſchönen Briefe, die als das hohe Denkmal eines harmoniſchen Bundes zwiſchen hingebender Produktionskraft und werkthätiger Empfänglichkeit in keiner Litteratur der Erde ihresgleichen finden. Schiller fühlte eine unbezwingbare Sehnſucht nach dem trefflichen Manne mit dem kühlen Verſtande und dem warmen Herzen, mit dem weiten Blicke über das Leben hin. „Ich muß zu euch!“ ſchrieb er ihm einmal. Aber freilich: „Zur Glückſeligkeit unſres Beiſammenſeins gehört es durchaus, daß Huber nicht in Leipzig zurückbleibt.“ Es war Hoffnung vorhanden, durch Dresdener Konnexionen dem jungen Manne die diplomatiſche Karriere zu öffnen; zuvor aber ſollte er im Umgange mit den Freunden ſich ausreifen, und Schiller rechnete es zu

Digitized by Google

seinen schönsten Träumen, „die Epoche seines Geistes lenken zu helfen". Huber sollte also mit nach Dresden. Indes währten die Verhandlungen mit seinem Protektor, Minister v. Stutterheim, der Ungeduld Schillers viel zu lange. Er reiste daher eines Morgens allein ab (11. September), um in die Arme seines Körner zu eilen. Huber versprach, bald nachzukommen. Die Trennung dauerte kaum sechs Wochen. Aus den Briefen, die uns aus dieser Zeit vorliegen, erfahren wir, daß der Diplomat in herbis mit dem Leipziger Theaterdirektor und Heldenspieler Reineke wegen einer Aufführung des „Fiesko" in Unterhandlung trat, leider vergeblich:

„Reineke wollte nicht gern sterben, wahrscheinlich weil bei der Entwickelung Verrina den letzten Eindruck macht und die Oberhand behält, nicht Fiesko ... ich habe es sehr impertinent gefunden, daß der Kerl dir erst die Mühe des Umarbeitens gemacht und deine Zeit gestohlen hat, um alsdann aus der erbärmlichsten Eitelkeit keinen Gebrauch davon zu machen."

Auch ein leichtes Unwohlsein scheint Schiller in diesen Tagen gestreift zu haben, denn in einem unsrer Briefe (15. Oktober) heißt es:

„Krank, Lieber, krank zu meiner baldigen Ankunft? Ich schreibe dir bloß, um dich zu bitten, recht ernstlich zu bitten, daß du mir nicht diesen Gran von Bitterkeit in meine Freude mischest."

Endlich nahte das Wiedersehen. Ein Brief vom 18. Okt., der die Nase des Freundes, „eines großen Leckers im Tabak-

Digitized by Google

schnupfen", auf einzuschmuggelnde Genüsse vorbereitet, schließt mit dem Freudenrufe:

„Leb' wohl, bester, auf zwei Tage. Nicht alles, was wir so oft in seligen Stunden träumten, die uns Vorläuferinnen einer schöneren Zukunft schienen, nicht alles wird bloß Ideal und Traum einer überspannten Phantasie bleiben. Meinst du das nicht auch?"

Bevor wir aber den jungen Huber nach Dresden entlassen, möge er uns noch ein Wort sagen über das Wesen der Freundschaft, welche die jungen Männer aneinander bindet. Ihr Bund hat etwas Ueberirdisches, Evangelisches. Schiller zumal gleicht einem verzückten Propheten der Freundschaft; fast in jedem Briefe aus jener Zeit besingt er sie mit einer Wärme, einer Glut, gegen welche unser modernes Empfinden eiskalt anzufühlen ist. Dabei sucht er, wo er nur kann, dem Vorwurfe der ungesunden Schwärmerei zuvorzukommen; sie klingen aber eigentümlich, seine Beteuerungen, und es ist, als hörte man aus jedem Worte Körners besonnenen Rat. „Nur nicht zu schwärmerisch, mein lieber Schiller!" Gefühlswirren und innere Stürme scheinen mehr als je den jungen Dichter zu bedrängen. Es ist ihm klar geworden, daß er dies gewinnen, jenes abwerfen müsse, um sich zur Höhe der reinen Kunst aufzuschwingen. Er kämpft mit der eignen Natur, und so entsteht bei ihm ein seltsamer Zwiespalt zwischen Gedanke und Ausdruck, zwischen Wort und Stimmung; so kommt es, daß er am 5. Oktober mit der Sprache des glühendsten Enthusiasmus an Huber einen Brief schreibt — gegen den Enthusiasmus. Der Brief be-

Digitized by Google

ginnt recht dunkel, wie aus der Tonart hoffnungsloser Liebe: „ich habe dir viel zu sagen, doch bin ich ungewiß, ob ich dir's sagen werde; meine Seele ist beklemmt, gib dir keine Mühe, Sinn aus meinen Worten zu ziehen.“ Dann verliert er sich in einen Hymnus gegen alles Schwärmerische, Unmännliche: „Enthusiasmus und Ideale, mein Teuerster, sind unglaublich tief in meinen Augen gesunken . . . wenn du also in Dresden-Neustadt hereinfährst, so wirf alle Ideale über Bord . . . O, ich drücke dich im Geiste an mein Herz (mein Rodrigo! möcht' ich dir zurufen); wenigstens wollen wir Arm in Arm bis vor die Fallthüre der Sterblichkeit dringen, wo die Linien zwischen Menschen und Geistern gezogen sind.“ Daneben Kleinmut und Zweifel wegen seines Dichterberufes, ein Gefühl des Schwindels beim Anblicke des Riesen Shakespeare, kurz die augenblickliche Verstimmung des echten, vollblütigen Genies. Man wird Hubers Antwort auf diesen merkwürdigen Brief nicht ohne Interesse lesen. Dem jungen Manne wurde von dem älteren Freunde die Rolle des Posa aufgedrängt, und er spielt sie wirklich gar nicht übel.

Leipzig, den 11. Oktober 1785.

Dorchen wird Dir meinen Dank für Deinen letzten Brief ausgerichtet haben. Er hat mich auf die süßeste, auf die interessanteste Art beschäftigt, und hundertmal schon seit dem Samstag habe ich Dir ihn im Geiste beantwortet, vielleicht besser und kräftiger beantwortet, als es hier auf dem Papiere geschehen wird. Deine Freundschaft, Lieber, hat gerade die Wärme, fast möchte ich sagen das Eingewurzelte, das ich ihr wünsche, damit sie der meinigen gleichkomme,

Digitized by Google

Schwärmerischer Ton und empfindelnde Süßlichkeiten sind nie meine Sache gewesen; ich habe immer männlichen Ernst, männliche Thätigkeit in der Freundschaft — wenigstens geahnt. Jetzt ist die Zeit da, wo die Träumereien in Wirklichkeit übergehen sollen, und ich befürchte nicht, daß diese vor jenen zu erröten haben wird. Unsre Freundschaft wird uns Trieb zum Großen und Guten, Sporn und Lohn zugleich sein, und — „schöner, als er uns von sich ließ, soll der Himmel uns wieder haben und mit Bewunderung eingestehen, daß nur die Freundschaft die letzte Hand an die Seelen legt."

Mein Carlos! Ich glaube, du bedarfst eines Rodrigo, der zuweilen „Deinen großen Genius bei seinem Namen ruft". Deine Seele öffnet sich oft Gespenstern und schließt sie an sich, daß sie ihr Innerstes kälten. Du hast etwas, das Du mir sagen willst, vielleicht nicht sagen wirst. Ich werde schon beobachten. Es gibt Fälle, wo man das Geheimnis seines Freundes ehren muß; es gibt andre, wo man ihn auf die Folter spannen darf, daß er bekenne. Der Genius meines männlichen Gefühles, der in Dresden mich in Empfang nehmen wird, wird auch da mir das beste eingeben.

Ist Deine geringere Achtung des Enthusiasmus und jenes, was Deine Seele beklemmt und Du mir nicht nennst, nicht vielleicht eins? Ist nicht mehr Zusammenhang unter beiden, als Du Dir einbildest? Du sagst, wir geben den Dingen um uns her die Farbe unsrer Schäferstunde; aber wir geben ihnen auch die Farbe unsrer schwarzen, mißmutigen Stunden, und die ist weniger noch ihre eigene als

Digitized by Google

jene. Dein Bild hat viel Wahres, Treffendes und so viel Schönes, daß es mich den Enthusiasmus lieben machte, der es erfand, um den Enthusiasmus herunterzusetzen. Aber ist es recht, dem freien Geiste die Gesetze der Körperwelt aufzudringen, ihm, dem rast- und endlosen, die Grenzen zu setzen, welche der toten Materie vorgeschrieben sind? Nein, Freund, ich glaube nicht, daß die Seele des Menschen an diese eisernen Regeln der physischen Notwendigkeit gefesselt ist. Die Kugel, die der Enthusiasmus emporwarf, stieg zuweilen bis zum Himmel hinan, und reine Geister nahmen sie da in Empfang. So lange Stoff da ist, der den Geist empfangen und gebären macht, so lange kennt er keine Grenzen, die seine Thätigkeit aufhalten; und darum sollte er von der Materie unterjocht werden, daß er nach ihren Gesetzen sich richten ließe, wenn er über sie hinausreicht, und fortdauert, da sie aufgehört hat? Trieb Dich je der Enthusiasmus, Wahrheit zu suchen, und Du hattest Wahrheit gefunden, wo blieb da die Notwendigkeit, daß die Kugel fallen mußte? Ich finde mich aber lächerlich, daß ich den Enthusiasmus gegen Dich rechtfertigen will. Du zankst Dich mit Deiner Geliebten, und ehe der Mittelsmann die Gründe zusammengesucht hat, euch zu versöhnen, liegt ihr einander in den Armen, zärtlicher als zuvor.

Dir schwindelt noch immer, wenn Du an Shakespeare hinaufsiehst? Dein großer Genius — wie soll ich Dir ihn nennen? Schwindle nicht vor dem Briten Shakespeare — deutscher Schiller!

... Ich könnte Dir heute noch viel sagen — überhaupt ist's mir, als sollte dieser Brief das Instrument unsres

Digitized by Google

Bundes sein, aber das Siegel ist ja schon draufgedrückt — und Dorchen wartet auf mich. Ich bin ruhig. Das Verhältnis unter uns dreien ist so schön, so süß, daß Du selbst verlieren würdest, wenn Du es störtest . . .

Lebe wohl, Freund! Was könnte ich Dir noch sagen, das nicht ermatten müßte vor dem Gefühle unsres so nahen Wiedersehens und eines solchen Wiedersehens? Lebe wohl und gib Körners ihren Anteil an der Freude, die mich jetzt durchdringt. Huber.

Gegen Ende Oktober kam Huber nach Dresden, um sich auf die Karriere eines Legations-Sekretärs vorzubereiten. Die Wohnung teilte er mit Schiller. Das „fünfblätterige Kleeblatt" war nun wieder vollzählig, und die Freunde verlebten herrliche, fruchtbare Tage, halb abgeschlossen gegen die übrige Welt, fern dem feigen, leise auftretenden Konvenienzleben der sächsischen Hauptstadt, nur einer geringen Anzahl gleichgesinnter Männer zugänglich. Ungetrübte Ruhe blüht nirgends hienieden. Huber wurde nach einiger Zeit der schönen Gemeinschaft entrissen und in das Wirrsal seines Lebens hinausgezogen; auch Schiller hatte Stunden bitterer Aufregung zu bestehen. Wir erzählen davon im Folgenden. Eine Weile aber möchten wir den Akkord der reingestimmten Freundschaft im Ohre des Lesers fortklingen lassen und durch keinen herberen Ton verdüstern. Drei edle Männer gemeinsam nach Weisheit streben zu sehen, den jugendfrischen Wanderern auf ihrer „romantischen Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit" *) nachzuschauen, das ist ein An-

*) Schiller an Körner.

Digitized by Google

blick, den man gerne festhält, der um so mehr ins Gemüt greift, als im Hintergrunde zarte Weiblichkeit den Bund hütet und ihre stillen Zauber darüber ausgießt.

In Dresden.

Es ist ein Gedanke, den man, kaum gedacht, gleich wieder auslöschen möchte, dem man nur schüchtern das Wort leiht. Immerhin möge es ganz leise gesagt werden, daß die schöne Zeit, welche Schiller, Körner und Huber im Frühling ihrer Freundschaft in Dresden verlebten, wenigstens Eine bedauerliche Seite hatte. Im Verkehr von Angesicht zu Angesicht schrieben sich die Freunde keine Briefe, und wo diese zuverlässigsten Boten des Lebens schweigen, entsteht immer eine fühlbare Lücke für die neugierige Nachwelt. Nur auf den Krücken der Einbildungskraft nähern wir uns daher dem freundlichen Körner-Hause in Dresden-Neustadt, treten in die jedem guten Menschen offene Stube und sehen dort Minna, die Frau Konsistorialrätin, häuslich sorgen und walten, sehen Dorchen emsig mit Stift und Pinsel hantieren, während die drei Männer bei Punsch oder englischem Bier ernstes Gespräch pflegen, Schiller, wie immer, in allen Nerven aufgeregt, Körner, sein schöner Gegensatz, ruhig überlegt in Wort und Gebärde, Huber etwas oberflächlich und zerstreut,

Digitized by Google

jeden Augenblick bei Dorchen einen Kuß holend. Allezeit! zürnte dazu Frau Minna, „mit sträflichem Gesicht“*).

Wovon die drei zu reden liebten? Von allem und jedem. Das Universum drehte sich in den engen Stubenräumen: Körner war damals mit Kant beschäftigt; Schiller steckte tief im Studium der Geschichte, die er mit dem Auge des Dichters durchforschte, das heißt mit dem richtigen Blicke für den realistischen Zusammenhang aller Begebenheiten; Huber, von beiden geistig bevormundet, naschte von diesem und jenem und belebte wohl bisweilen die Gespräche der Freunde mit den brennenden Fragen des Tages, die ihm von seinen diplomatischen Anfangskursen her geläufig waren. Einen Nachhall dieser Gespräche finden wir vielleicht in einem Aufsatze Hubers „Ueber moderne Größe“ (zweites Heft der „Thalia“). Obschon der junge Mann Schillers Rhetorik ziemlich unbeholfen handhabt, so glauben wir doch nicht fehlzuraten, wenn wir die Arbeit auf eine Eingebung der reiferen Freunde zurückführen. In dem Jammer über die engen Schranken des modernen Lebens hört man Schillers Stimme, und wenn Huber meint, es gebe zwar immer noch große Seelen, doch sei die Zeit zu klein für ihre Größe, so verrät uns seine Klage, daß auch die Freunde den Druck der kleinstaatlichen Verhältnisse empfindlich fühlten und der Zeitgeschichte fast böse wurden, daß sie so ganz ohne Beihilfe der Dresdener Himmelsstürmer ihren Dienst verrichtete. Doch was konnte ein Mann, zur Größe geboren, damals in

*) Siehe „Humoristische Zeichnungen“ Schillers, herausgegeben von Karl Künzel.

Digitized by Google

Deutschland werden? „Allenfalls — ein großer Dichter," antwortet Huber. Das Wort ist köstlich und klingt ganz nach Schillers Deklamationen gegen Enthusiasmus und Ideale, wovon wir früher gehört haben. Eine Welt von Uebermut und ungestümem Kraftgefühl liegt in diesem schnöden „allenfalls", und da Huber, wie wir glauben, nur aus Schillers Kopfe spricht und überhaupt nur das Echo seiner Umgebung ist, so gewinnt das Eine Wörtchen sozusagen biographische Bedeutung und ist wie ein kleines Stimmungsbild aus dem Seelenleben der Dresdener Genossen. Schiller zumal suchte damals immer noch seinen Beruf, seinen bürgerlichen wenigstens; bald wollte er sich auf Rechtswissenschaft werfen, bald wieder die Arzneikunde vornehmen, und als er nun statt dessen zur Weltgeschichte griff, in die große Vergangenheit immer tiefer sich hineinarbeitete und ihren Heroen immer näher kam, da mochte es wohl geschehen, daß er bisweilen den Unterschied zwischen Dichten und Handeln etwas unbillig ausmaß, die Leier für ein armseliges Instrument erklärte und seine Wünsche nach ganz andern Höhen fliegen ließ. Dem Sänger träumte davon, ein Held zu werden. Hatte er nicht bei der Abreise von Mannheim seinem Freunde Streicher die Hand darauf gegeben, er werde ihm kein Lebenszeichen geben, bevor er nicht — Minister geworden?

Ernst und Humor sind Geschwister. Jede tiefer angelegte Natur ist zur guten Stunde der frohen Laune fähig, und es wäre fürwahr traurig gewesen für den Dresdener Freundeskreis, wenn er außerhalb der Philosophie und Dichtung, der Geschichte und Politik keine andre Unterhaltung gefunden hätte. Schon „die lieben Weiberchen" sorgten dafür,

Digitized by Google

daß der graue Ernst sein Gastrecht nicht mißbrauchte; durch Körners Musikbegeisterung angezogen, kam mit Sang und Klang die freundliche Geselligkeit ins Haus, und von Schiller gerufen, tummelten sich manchmal hundert ausgelassene Geister in Frau Minnas Stube. Der gute Körner war meist die Zielscheibe ihrer Scherze. Ein viel beschäftigter und wohl nicht sehr beweglicher Mann, begann er oftmals seinen Morgen mit allerlei Arbeitsplänen; aber der Mittag kam, ohne daß irgend was geschehen war. Flugs dramatisierte Schiller die Schwachheit des Freundes.

Dorchen. Minna. Schiller. Huber: Aber lieber Gott! Wie hast du den ganzen Morgen hingebracht?

Körner (in wichtiger Stellung): Ich habe mich rasieren lassen! (Der Vorhang fällt.)*)

Und ein andermal gar griff der Dichter des „Don Carlos" zu Dorchens Farbentopf, illustrierte, ein zweiter Hogarth, den ganzen Körner und sein Haus, und Winkelmann-Huber versah die grotesken Zeichnungen „mit befriedigenden Erzählungen". Da sehen wir denn, wie der vortreffliche Konsistorialrat über dem Kant einschläft, wie er eines Tages nach Aegypten wandert und die Königin Kleopatra, „noch jetzt schön", im Schlummer überrascht; wie er den Damen beim Kaffee seinen besten Freund vorstellt, nämlich seinen — Rücken; da erfahren wir auch wieder, daß der wackere Mann, so tüchtig im Gespräch und Briefschreiben, bei litterarischen Arbeiten den weiten Weg zum Tintenfaß über alles verab-

*) Ein dramatischer Scherz von Schiller, herausgegeben von Karl Künzel.

Digitized by Google

scheute. „Endlich einmal!“ ruft der Verleger der „Thalia“, als er einen Beitrag Körners erhält, und wirft in der Hast den Stuhl um; selbst der Hund des Rezensenten stellt sich auf die Hinterpfoten, vor lauter Schreck über diese ungewöhnliche Erscheinung, während der Dichter-Maler selbst die Fersen gen Himmel streckt und sich in einer ganz bedenklichen Stellung produziert, wie ihn übrigens, sagt der Kommentator, „verschiedene vernünftige Leute gesehen haben“. Ein harmloser, kindlicher Sinn, der sich einer derberen Regung nicht schämt, äußert sich in diesen Neckereien; sie werfen ein heiteres Licht auf das Leben unsrer Freunde, leihen seinem ernsten Inhalt den natürlichen Kontrast und erzählen uns, besser als der umständlichste Bericht, wie gesund und menschlich seine Farbe war.

Im April 1786 ging Huber mit Körners nach Leipzig; Schiller blieb in Dresden zurück, und nun beginnen die Briefe wieder zu reden. Auch in unsrer Sammlung liegt ein Schreiben Hubers vom 15. April, das sich zunächst auf Schillers Kampf mit der kurfürstlich sächsischen Zensur bezieht. Dieselbe sträubte sich gegen das Erscheinen des „Don Carlos“ in der „Thalia“, und Professor Wenk, ihr Vertreter in Leipzig, bedrängte deshalb sowohl den Dichter als den Verleger (Göschen). Huber ordnete die Sache mit diplomatischer Geschicklichkeit:

„. . . Du wirst in dieser Zensurgeschichte meine Talente zu Negoziationen bewundert haben, und ich fange selbst an, zu vermuten, daß ich für meinen künftigen Posten sehr geschickt bin. Nicht völlig zwei Zeilen von dem Manuskripte

Digitized by Google

aufzuopfern, das war doch wahrhaftig alles, was zu erwarten war, und hätteſt du mir durch die Aeußerung in deinem Brief an Wenk, daß du ſchon etwas verändert hätteſt, keinen Querſtrich in meine Klugheit gemacht, ich glaube, es wäre kein Komma ausgeſtrichen worden. Noch iſt kein Bogen fertig von dem Julius*), aber Göſchen hat gemeſſene Ordre, mir den nächſten zur Korrektur zu ſchicken, ſo ſehr es ihn dauert, daß ſein heller Schwabe abgeſetzt wird. — Am vorigen Mittwoch hab' ich die ſechs Aushängebogen von der „Thalia" nach Mannheim geſchickt und ein paar Seiten dazu geſchrieben. Mein Brief war aber, glaub' ich, nicht der klügſte von allen Briefen, die geſchrieben worden ſind und noch geſchrieben werden ſollen, denn ich war damals zerſtreut und überhaupt nicht ſehr bei Laune, ſo daß ich's nicht gern hätte, wenn Charlotte**) ſo viel Gewicht auf einen gut geſchriebenen Brief legte, als Dorchen . . ."

Ohne Vermittlung ſpringt nun Huber aus dem Geſchäftsberichte in eine Gefühlsbeichte über. Trotz der Eltern und der Freunde iſt ihm in Leipzig weder wohl noch weh; er iſt „ſich ſelbſt gleichgültig" und fürchtet, er könnte auch dem Freunde gleichgültig ſein; er fühlt ſich wie in einer Einöde und findet das Leben ſchal und alltäglich; ja, derſelbe Menſch, der ſoeben aus dem lebendigen Verkehre mit einem der größten Geiſter ſeiner Zeit herausgetreten, hat den Mut, dies niederzuſchreiben:

*) Philoſophiſche Briefe zwiſchen Julius (Schiller) und Raphael (Körner) im dritten Hefte der „Thalia".

**) Charlotte v. Kalb.

Digitized by Google

Die Leerheit der letztverwichenen sechs Monate steht fürchterlich vor mir.

Freilich, wenn er sich selbst mit dem Freunde verglich und den Wuchs seines Geistes an den Dichtungen Schillers abmaß, so mußte er wohl der Mutlosigkeit anheimfallen, und sein verzweifelter Wunsch, „daß bald einmal etwas geschähe, was mir Achtung für mich selbst einflößte", hatte in solchem Fall seine volle Berechtigung. In seiner Verdienstliste standen bis jetzt nur einige schauspielerische Leistungen, einige Uebersetzungen ins Französische oder aus demselben — er hatte beispielsweise Beaumarchais' „Der tolle Tag" der deutschen Bühne zugeführt — und der erwähnte Aufsatz in der „Thalia", zu welchem im vierten Hefte eine Art Humoreske, den orientalisch vermummten Satiren Voltaires nachgeahmt, sich gesellte. Das war allerdings ziemlich leichtes Reisegepäck für eine Fahrt zur Unsterblichkeit, und aus den litterarischen Verdiensten, die er sich etwa mit der Korrektur der „Thalia" erwarb, erwuchs auch kein namhafter Zuwachs. Es ist eben kein bequemer Weg, den man neben der absoluten Ueberlegenheit einhergeht, und immer wird der Freundschaft die vollständig reine Stimmung fehlen, wenn nicht beiderseits die geistigen Kräfte annähernd gleichgewiegt sind. Man begreift also bei Huber die Anwandlungen finsterer Laune, braucht ihn aber darob nicht zu bedauern, denn am Ende siegte doch immer wieder die Jugend mit ihrem Frohmut, und so schließt auch der düstere, schwermütige Brief, der vor uns liegt, mit einem recht leichtsinnigen Tone:

„Wie lebst du in deiner Einsamkeit? Hast du sie etwa

Digitized by Google

unterdessen zur Zweiheit gemacht? Mit Jüngern*) ist hier weit weniger zu thun als in Dresden; er lebt wie ein Eremit und ist hier voll Grillen in dem Punkte; indessen sind doch schon einige Pläne zwischen uns ausgeheckt worden."

Auch diese Zeilen illustrieren in ihrer Art die Geschichte der Dresdener Tage. Ernste Arbeit, unschuldiger Familienscherz, dann und wann ein Ausflug ins Revier der „Zweiheit" — es fehlte kein menschlicher Zug in dem anmutenden Bilde.

An welchem Tage Huber nach Dresden zurückkehrte, läßt sich beiläufig bestimmen. Am 23. April schrieb er:

„Während daß Minna, Dorchen und Körner bei meinen Eltern zur Kaffeevisite sitzen!! stehl' ich einen Augenblick, Dir geschwind ein paar Worte zu sagen. . . . Einen Bogen von der „Thalia" hab' ich gestern korrigiert und die Druckfehler der vorigen aufgezeichnet.

„Morgen reisen die fort und ich nicht, dumm genug, aber ich konnte nicht anders. In drei Wochen komm' ich ja auch! Wenn ich sagte, daß ich sehr mit Dir zufrieden wäre, müßt' ich's lügen; aber warum ich das nicht bin, ist mir platterdings unmöglich, zu erörtern. Leb' wohl, auf Wiedersehen."

Ueber den dunklen Schluß des Briefes wollen wir uns weiters nicht den Kopf zerbrechen. Anlaß zur Klage gab wohl nur Schillers Lässigkeit im Beantworten der Huberschen Briefe. Bald sollten sich die drei Freunde wieder in Dres-

*) Der Lustspieldichter. S. hatte ihn in Leipzig kennen gelernt.

Digitized by Google

den zusammenfinden, und der schriftliche Verkehr schweigt nun wieder fast bis zum Ende des Jahres. Die trüben Stimmungen, welche damals die Seele des Dichters umwölkten und öfters, als wünschenswert, auf seine Umgebung abfärbten, klingen noch in den Briefen nach, die er im Dezember an Körner schrieb. Dieser hatte seine seit ihrer Entbindung kränkelnde Minna zur Erholung wieder auf einige Zeit nach Leipzig geführt. Schiller aber bekam ein förmliches Heimweh nach dem abwesenden Geistesgenossen, der ihm zu seinem Dasein unentbehrlich geworden war, während er von Huber mit einemmal sagt: „Ich bin ihm nichts und er mir wenig.“ Die beiden, Schiller und Huber, wohnten und schliefen zusammen; da konnte es wohl Tage geben, wo einer den andern zu vernachlässigen schien. Schiller hatte jedenfalls sehr reizbare Nerven um diese Zeit. Ein tiefer Zwiespalt ging durch sein ganzes Fühlen und Denken. Innere Entwickelungskämpfe zerstörten die Ruhe seines Seelenlebens; der freundliche Umgang in Körners Familie fesselte ihn an Dresden, während sein gesunder Ehrgeiz ihn aus dieser „Wüste der Geister“ hinwegrief; von Kalbsrieth und Weimar herüber tönte die verlockende Stimme Charlottens, während in nächster Nähe eine blendende Schönheit seine Sinne gefangen hielt, sein Blut in aufrührerische Wallung brachte. Kurzum: Gleichmut und Seelenfrieden schienen unsern Dichter verlassen zu haben, und wenn auch bald darauf, zu Anfang des Jahres 1787, Körners zurück kamen und das freundschaftliche Beisammenleben die gewohnte Außenseite wieder annahm, so schien es doch mit der früheren wolkenlosen Heiterkeit vorbei zu sein.

Digitized by Google

Monatelang dauert der unerquickliche Zustand. Eines Abends aber kommt Huber in das gemeinschaftliche Quartier, in der Hoffnung, den Freund, wie immer, am Schreibtisch oder schon im Bett zu finden — kein Schiller da! Das Nest ist leer, der Vogel ausgeflogen. Einige Zeilen von der Hand des Flüchtlings enthalten leere Ausflüchte und verlegene Redensarten: es handle sich nur um eine kurze Abwesenheit, er werde übermorgen wieder zurück sein. Huber ist wütend, gönnt übrigens seinem Zorne sechsunddreißig Stunden zur vollen Reife, greift dann zu einem ganz infamen Fetzen Packpapier und schmiert in aller Hast diese Zeilen darauf:

„An Dich, Lump, werd' ich wirklich keinen halben Bogen ordentliches Papier wenden. Dein hinterlistiges Entfliehen ist doch albern; ich habe die vorgestrige Nacht wenig geschlafen, denn es gab außer Tharandt doch noch andre Möglichkeiten. Uebrigens machst Du mir nicht weis, daß Du heute abend wiederkommst; wofür brauchtest Du alsdann Wäsche? Burmann sollte die Nachmittagspost abwarten, aber der interessanteste Brief ist schon heute früh gekommen, und zwar mit der fahrenden; die diesen Abend kommt, ist eine reitende und bringt also keine andern Briefe von Mannheim. Auch an Körner hat Charlotte geschrieben, doch das wirst Du wohl von ihr selbst hören. Behalte mir Burmann ja nicht draußen; ich muß doch einen Ersatz haben, und ich fürchte mich zu Tode allein in der Nacht. Adieu, Du verlorener Sohn."

Wer der hier angeführte Burmann sein mag, wissen wir nicht genau zu bestimmen; wahrscheinlich der Dichter-

Digitized by Google

sonderling dieses Namens, bekannt durch seine Oden auf den Tod eines Kanarienvogels, durch seine Gedichte ohne den Buchstaben R., überhaupt durch seine possierlichen Extravaganzen. Sonst in Berlin, war er vielleicht zufällig in Dresden anwesend und verkehrte mit den jungen Leuten. Der Brief selbst ist nicht datiert, kann aber nur am 19. April 1787 geschrieben sein; er hat seine vielbewegte Vorgeschichte.

Zu Ende des vorigen oder Anfang dieses Jahres war Schiller auf einem Maskenballe, später im Hause der Schauspielerin Sophie Albrecht, dem Fräulein Henriette Elisabeth v. Arnim begegnet, einer vollendeten Schönheit, der selbst Charlotte v. Kalb, halb und halb doch eine Rivalin, alles Lob spricht. Die Mutter, eine Offizierswitwe, hielt sich um diese Zeit in Dresden auf, um dort ihr und ihrer Tochter Glück zu versuchen. Es war eine jener abenteuerlichen Naturen, deren Mutterliebe nicht viel um Recht und Unrecht fragt. Wenn sie auch keine ernsten Absichten auf Schiller haben konnte, so wollte sie es doch nicht hindern, daß er Henrietten den Hof machte; er war ja ein berühmter Dichter, dessen Freundschaft schon etwas zu gelten hatte, und ob er gleich nichts weniger als irdisch begütert war, so bekam er doch ab und zu ein Honorar, das sich in ein wertvolles Geschenk umsetzen ließ, ja, wie man sagte, auch im klingenden Naturstande willkommen hieß. Vielleicht, daß Henriette ihm dafür mit ihrer Liebe lohnte, vielleicht auch nicht. Jedenfalls verstand es das vielumworbene Mädchen, ihm den Kopf gehörig warm zu machen. Dem armen Dichter wollte keine Arbeit mehr von der Hand gehen; Eifersucht und Liebesqual hemmten seine Produktionskraft, und gegen den Sturm der

Digitized by Google

feindlichen Gefühle wußte er zuletzt keine andre Rettung, als eine Flucht in die ländliche Einsamkeit des naheliegenden Städtchens Tharandt. Der Abschied von Dresden fiel ihm nicht allzu schwer, denn um dieselbe Zeit gingen auch Arnims auf die Reise. Man kennt die Briefe, die Schiller und Körner während dieses pikanten Intermezzos der Dresdener Periode gewechselt haben, und man wird uns gestatten, das kleine Bild durch einige Briefe von Huber zu vervollständigen. Dieser schreibt am 22. April:

Du wirst mir doch ungeschworen glauben, Lieber, daß ich in diesen stürmischen Tagen wohl hundertmal an Dich gedacht habe. Jeder Windstoß schien mir Deinen Namen in meine Ohren zu brausen oder einen Seufzer aus Tharandt mitzubringen. Du hättest, dächt' ich, trotz des Ovid, tristia schreiben können. Ueberhaupt find' ich hier eine große Analogie zwischen Dir und dem armen Ovid; wie ihn hat Dich die Liebe ins Exilium gejagt.

Gestern war hoffentlich Dein kritischer Tag, und von gestern an scheint sich alles vereinigt zu haben, um Dich wieder aufzuheitern. Ich gratuliere vorzüglich zu der Dalbergschen Antwort, und fast möcht' ich sagen, daß Du mehr Glück hast, als —

Am Donnerstag hatten wir einen recht hübschen Abend, Körner und ich. Ich verführte ihn zu der unglaublichen Exertion, mit mir bei Sala ein paar Bouteillen englisches Bier auszustechen. Minna war erstaunlich dagegen, er selbst fühlte Gewissensbisse, aber meine Beredsamkeit siegte über alles, und er hat es nicht bereut. Salas Ale, der mächtige

Digitized by Google

Herzensschließer, verfehlte auch bei ihm seine Wirkung nicht, und wir haben geschwatzt, daß die Engel im Himmel sich darüber freuen mußten.

Aber das ganze Geplauder hilft zu nichts; ich sehe die Frage auf Deinen Lippen schweben, ob ich mich für etwas bestimmt habe. — Ja! Ich weide mich seit gestern an der Idee zu einem Trauerspiel, und ich glaube einen glücklichen Stoff gewählt zu haben. Wenigstens scheint er mir interessant, fortreißend, äußerst theatralisch und ziemlich leicht zu bezwingen, vielleicht gerade weil er sehr voll ist. Entstanden ist das Wesen durch eine verwickelte und sonderbare Ideen-Association, von der ich aber mir und mit der Zeit auch Dir ganz deutliche Rechenschaft geben kann. Ich fühle mich zu diesem Plane aufgelegter, als ich es je für etwas war, und ich habe für die kurze Zeit, seit er sich in meinem Kopfe angesponnen hat, schon viel deutliche Ideen darüber, die mir eine Art von Unterpfand geben, daß mir reichhaltige Entdeckungen bevorstehen. Das Nähere davon verspare ich für unsre Zusammenkunft in Tharandt; auch wirst Du da mehr erfahren, als ich zur Zeit selbst weiß, und ich will, daß Du Dich auf meine Ankunft freuen sollst. Wenn ich nicht ein Christ wäre, ich würde zum Apoll beten, daß er mich diesmal nicht bei der Nase herumführte und sinken ließe, just wenn ich mich recht aufzuschwingen dächte. Aber Du, der Du kein Christ bist, Du kannst's in meinem Namen thun. Morgen thu' ich einen wichtigen Gang auf die Bibliothek, der, wie ich hoffe, viel entscheiden soll. — Ich freue mich schon auf Dein Erstaunen über die Bücher, die ich nach Tharandt mitnehmen werde.

Digitized by Google

Den 23. April.

Auf heute haſt Du uns einen Brief verſprochen. Du wirſt alſo wahrſcheinlich einen Boten ſchicken, der Dir den meinigen zurückbringen kann. Auf der Schloßgaſſe (inſofern nämlich nur eine Perſon da wohnt) bin ich ſeit Deiner Abreiſe nicht geweſen, außer am Sonnabend, wo alles ausgeflogen war. Hier haben wir Wetten gemacht, in welcher Ordnung Du die drei Briefe, von Dalberg, von C. und von A., geleſen haſt. Schreib' uns das doch, damit wir wiſſen, wer verloren hat; eine Bouteille engliſches Bier iſt auch dabei, und wir dürſten raſend.

Bald werd' ich wohl von Dir hören, wann Du mich erwarteſt. Ich bin voll Ungeduld auf dieſe Zeit, aber eher als in acht Tagen mag ich ſelbſt nicht kommen. Heute alſo ſpann' ich den Daßdorf an, daß er mir verſchiedenes auftreibt, was mir nützen ſoll. Mein Stück, wie ich mir's noch denke, ſoll einen raſchen, ſkizziert ſcheinenden Gang haben, ungefähr wie die neue „Emma" von Unger, nur aber mit mehr Rückſicht auf die Schauſpieler und auf das, was ihnen ihre Rollen intereſſant machen kann. Lebe wohl für diesmal und ſchreibe mir bald. Huber.

Der Brief bedarf einiger Anmerkungen. Die Dalbergſche Antwort, wahrſcheinlich der oben erwähnte „intereſſanteſte Brief", enthielt die Nachricht, daß „Don Carlos" für die Mannheimer Bühne angenommen ſei. Von dem kleinen Kneipabend erzählt auch Körner, und er ſagt uns zugleich, worüber beim Trinken geplaudert wurde: „Geſtern war ich

Digitized by Google

mit Huber bei Sala, englisch Bier zu trinken. Wir sprachen anfangs viel von Illuminaten und geheimen Gesellschaften, und endigten mit unsrer eignen werten Person und mit der Deinigen." Freimaurervereine, Geisterseherorden, Rosenkreuzer, Illuminaten — hierum drehte sich damals das Geschwätz aller Kaffeebasen und selbst das Gespräch ernsterer Männer; dies führt uns auch auf die Fährte des Trauerspiels, das Huber plant und wofür er den Bibliothekar Daßdorf „anspannen" will. Es ist „Das Heimliche Gericht", ein Ritterstück aus den Zeiten der Feme, wovon später Bruchstücke in der „Thalia" erschienen. Schiller nahm dieselben mit Widerstreben auf; er hatte keinen Glauben an das Stück, während Körner wahren Gehalt darin fand. Bei den deutschen Bühnen erntete es nach seiner Vollendung „nichts als Körbe"; um ein Haar wäre es aber ins Französische übersetzt und ins vornehme Repertoire des Théâtre Français aufgenommen worden. Die Fragmente in der „Thalia" verarbeitete Schikaneder in Wien zu einer niedrigen Gruselei: „Hans Dallinger, oder: Das heimliche Blutgericht."

Was endlich, um mit Schiller zu reden, „die verflucht hübschen Briefe" von Dalberg, von C(harlotte) und A(rnims) anbelangt, so kennen wir nur den Inhalt des ersteren und haben ihn bereits angedeutet; die beiden andern sind vernichtet worden. Es genüge uns, zu wissen, daß die unglückselige Liebe den Dichter auch nach Tharandt verfolgte. Heute kam ein Brief, und morgen kam sie selbst, die schöne Henriette mit der sauberen Frau Mama.

Am 24. April, einem Dienstag, besuchten sie den Ver-

Digitized by Google

liebten in seinem Exil. Leider kam auch ein andrer Verehrer Jettchens, „der dicke Graf W.“ (Waldstein-Dux), zum Stelldichein, und dies scheint die Eifersucht des Dichters erregt zu haben. Es sind vor kurzem zwei Briefe der schönen Arnim*) aufgefunden worden, welche über diese bisher ziemlich dunkle Episode in Schillers Jugendleben mancherlei Aufschluß geben. Nach dem einen zu urteilen — er ist vom 28. April — hat der Dichter seine Angebetete während ihres Besuches in Tharandt scharf in die Beichte genommen: er wollte über ihre Vergangenheit klar werden, verlangte geradezu die Briefe zu lesen, welche Henriette von ihren früheren Verehrern bekommen hatte, und obgleich es damals, und auch im Schillerschen Freundeskreise, Sitte war, „schöne Briefe“ von Hand zu Hand gehen zu lassen, so mochte denn doch die Neugierde diesmal aus Zweifel und Mißtrauen entsprungen sein. Henriette antwortete ausweichend; sie hatte die meisten dieser „Erbärmlichkeiten“ verbrannt, und dann würde man es auch „manchem von den schönen Briefen gleich beim ersten Blick ansehen, daß er aus einem alten Roman geschrieben ist“. Zugleich schießt sie zurück und zielt gut, indem sie sich auf Frau v. Kalb eifersüchtig zeigt: „Sie thun ganz entsetzlich geheimnisvoll mit ihr, und darum wünschte ich doch diese liebe Freundin näher kennen zu lernen.“ Uebrigens gesteht sie ein, daß Schiller nicht ihre erste Liebe ist: „Ich hatte mir fest vorgenommen, nie wieder zu lieben ... ich wollte leichtsinnig wie die mehrsten Mannspersonen werden, und mich vor allem, was meine Empfindung erregen könnte,

*) S. Urlichs, Briefe an S.

Digitized by Google

hüten und doch ein Heer von Verehrern um mich versammelt halten, wollte einen jeden anhören aber keinem mehr etwas glauben. Ich hatte mich aber geirrt ... Kaum als ich Sie zweimal gesprochen hatte, so fand ich gar bald, daß ich mich in meiner Rechnung, mein Herz vor aller Liebe zu bewahren, geirrt hatte." Es fällt einem nicht leicht, aus diesem Wechselspiele von Bekenntnissen und Verheimlichungen klug zu werden. Ist Henriette aufrichtig? Oder redet das junge Mädchen die schlaue, vorsichtige Sprache einer welterfahrenen Kokette? Wir meinen das erstere. Jettchen war ohne Zweifel eine gefallsüchtige Person, die gern unter die Haube gekommen wäre; allein vom geschäftlichen Standpunkte berechnet, konnte der junge Schiller denn doch nicht als eine glänzende Partie gelten, bei der es sich verlohnt hätte, alle Minen der Koketterie springen zu lassen. Henriette liebte den schwäbischen Feuerkopf in ihrer Art glühend und aufrichtig, liebte ihn vielleicht um so inniger, je mehr er sich ihr zu entfremden drohte. Schiller erwiderte jenen Brief mit einem Gedicht „am 2. Mai 1787", dem einzigen poetischen Denkmal seines Dresdener Romans. Es ist trotz seines Schwungs kalt und fremd:

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben,
Mein erster Anblick — war Betrug

und enthält zum Schlusse eine förmliche Absage:

Ich kann dir nichts als treue Freundschaft geben ...

— bekanntlich der ständige Rundreim eines jeden in Nüchternheit und Enttäuschung verlaufenden Liebesrausches.

Auf einen Griff freilich ließ sich die Neigung zu dem

Digitized by Google

schönen Mädchen nicht aus dem Herzen reißen. Er blieb vorderhand noch in Tharandt, vielfach mit dem Gedanken an sie beschäftigt.

Zu seiner Erbauung hatten ihm Körners die „Liaisons dangereuses“ hinausgeschickt — doch was vermochte die lehrreichste Lektüre gegen die Erinnerung an ihr goldblondes Haar und ihre glänzenden Augen? Und da sie nun wieder in Dresden war, ging auch Schiller damit um, seiner freiwilligen Verbannung ein Ende zu machen. Wir lesen davon im folgenden Briefe Hubers:

Dresden, den 2. Mai 1787.

Du kannst nicht glauben, wie schwankend und unentschlossen ich bin. Jeden Tag hab' ich mir vorgenommen, nach Tharandt zu gehen, und jeden Tag haben sich Ursachen gefunden, die mich abhielten. Jetzt ists Früh um 8 Uhr, diesen Nachmittag war ich entschlossen, zu gehen, und ich sehe jetzt schon tausend Dinge voraus, die mich vielleicht zurückhalten werden. Es ist furchtbar kalt, Nr. 1; ich befinde mich nicht wohl, habe seit vier bis fünf Tagen beständige Anfälle von Kolik und Diarrhöe, Nr. 2; mein Geld ist fast ganz zu Ende, und in der Stadt bin ich weit mehr à même, welches einzukassiren, bezahlt zu bekommen oder zu borgen, Nr. 3; diese letzte Bequemlichkeit ist auch wegen des Wechsels wichtig, der morgen über acht Tage in Leipzig zahlbar ist, Nr. 4; meine Arbeit ist noch nicht bestimmt genug, ich weiß nicht, welche Bücher ich brauchen kann, teils mich zu erwärmen, teils Stoff zu sammeln, daher mir die Entfernung von der Stadt sehr beschwerlich würde fallen können, Nr. 5. Gegen

Digitized by Google

alle diese und einige andre Gründe kämpfte nur immer die Rücksicht, daß ich gern diese Tage mit Dir existieren möchte und Du wahrscheinlich mit mir, daß ich Dir vielleicht vonnöten sein könnte, um die Last deines Tharandter Aufenthaltes zu vermindern. Aber heute ist schon Mittwoch, und wenn Du vorgesetztermaßen am Samstag wieder hereinziehst, so ist es nicht der Mühe wert. Bleibst Du aber länger und ich komme heute nicht heraus, so schreibe mir's und schreibe, wie lange Du noch zu bleiben denkst, damit ich mich danach bestimme und endlich einen festen Entschluß fasse. Schreibe mir auch, wie es mit einem Bette aussehen würde, wenn ich hinauskäme, denn in diesem Punkte bin ich nicht sowohl zart als ekel gewöhnt.

Wie heißt Dein großer Genius? Ich möchte ihn beim Namen rufen, daß er noch herspränge, weil's Zeit wäre, und den Carlos vor'm Fallen schützte. Schüttle Dich zusammen, zum Henker! Lulle Dich zurück in die Tage Deiner Kraft. Aber eigentlich sollte der Staat Pensionen für arme Verliebte aussetzen, daß sie nicht gezwungen würden, sich zu exilieren und Trauerspiele zu schreiben, wenn's ihnen im Grunde sehr lustig zu Mute wäre.

Diesen Morgen hab' ich Deinen Brief bekommen, Arnims haben mir ihn geschickt; aber wenn Du in einem Briefe von Dingen sprichst, die morgen oder übermorgen geschehen sollen und wonach sich unsereiner zu richten hat, so vergiß in Zukunft nicht, einen solchen Brief zu datieren, weil man sonst mit dem morgen oder übermorgen nur einen sehr dunklen, unvollkommenen Begriff verbinden kann. Leb' tausendmal wohl. Ich hätte Dir tausend interessante Dinge zu sagen!

Huber.

Digitized by Google

Von den tausend interessanten Dingen, die Huber auf dem Herzen hatte, konnte er dem verliebten Freunde, als er ihn draußen besuchte, wenigstens eines sagen, was er mittlerweile ausgekundschaftet hatte. Er wußte, daß die heimliche Liebe zwischen Schiller und Henriette ihre besondere Zeichensprache hatte: wenn Schiller am Hause der Arnims in der Schloßgasse vorüberging und in einem gewissen Zimmer Licht erblickte, so sollte dies bedeuten, daß Hero in Familiengesellschaft war, folglich der Liebe keine Audienz geben konnte. Dieses Licht aber, dem guten Leander zur Warnung aufgesteckt, leuchtete in Wahrheit dem Glücke eines andern, reicheren Liebhabers. Huber, der Diplomat, hatte den liebenswürdigen Betrug ausgeschnüffelt, und wohl oder übel mußte er dem Freunde die bittere Pille zu schlucken geben. Die Wirkung ist nicht ausgeblieben. Man spürt sie namentlich im zweiten Briefe Henriettens (vom 5. Mai), welcher uns beinahe Mitleid mit der verlassenen Ariadne abnötigt: „Muß ich denn aber just nur ein sublimes Geschöpf sein, um Ihre Liebe zu verdienen? Gilt bei Ihnen das vor kein Verdienst, was ich mir doch dazu rechne, nämlich Sie über alles zu lieben. Doch das denken Sie ist keine Kunst, aber von Ihnen geliebt zu werden, das will freilich mehr sagen. Ich wollte, ich wäre auf einige Zeit der Flattergeist, oder das schale Geschöpf, wofür Sie mich halten, ich wäre vielleicht ruhiger. Da hätte ich Sie nicht geliebt, und wäre weniger unglücklich als jetzt.“ Allein Schiller hatte nun einmal mit dieser Liebe seine Rechnung abgeschlossen; er wollte nicht, wie er sich selber äußerte, „an den Triumphwagen gespannt werden“, und wenn er auch für die Mahnungen Körners nur taube Ohren gehabt, so

Digitized by Google

blieb ihm nach den Enthüllungen Hubers keine Wahl mehr. Doch scheint unser Dichter mehr stille Scham, als gerechten Zorn darüber empfunden zu haben, und zu einem offenen Bruch mit den Arnims ließ er es gar nicht kommen. Wozu auch? Das Herz hatte wohl in der ganzen Angelegenheit wenig mitgeredet; es handelte sich fast nur um das Ungestüm der Sinne. Diese aber kennen weder Stolz, noch beleidigtes Ehrgefühl und verstehen es auch besser, im Verdrusse sich zu trösten. Fräulein Henriette, das Urbild der Griechin im „Geisterseher", prahlte in späteren Jahren mit der Liebe des Dichters, heiratete zuerst einen Grafen v. Kunheim, dann dessen Onkel, spielte auch eine Rolle im Königsberger Mucker-prozeß und starb endlich (1847) zu Dresden in der Nähe ihrer natürlichen Kinder.

Der junge Schiller hatte sich also wieder einmal ausgetobt. Nun herrschte wieder Ruhe in seinem Gemüte, sein Geist war für die Arbeit wieder frei geworden. Rasch wurde die letzte Hand an „Don Carlos" gelegt, denn Hamburg und Mannheim warteten auf das Manuskript. Bei Schröder, dem Leiter der Hamburger Bühne, entschuldigt er sich wegen des Verzugs (13. Juni 1787), „eine Abhaltung und die stärkste könnte ich Ihnen nennen, weil sie sehr — menschlich ist, aber ich brauche mein Papier jetzt zu notwendigeren Dingen." Die verrauchte Leidenschaft war ihm nun kein Stück Papier mehr wert; doch was er auch sagen mochte, einen bitteren Bodensatz hatte sie gewiß zurückgelassen: Dresden erschien ihm fortan ohne Reiz; Herz und Vernunft zogen ihn nach Weimar, in die Nähe Charlottens, an das Hoflager aller Götter und Götzendiener der deutschen Litte-

Digitized by Google

ratur. Die Dresdener Sturmperiode war ausgespielt. An einem schönen Sommerabend (21. Juli 1787) erreichte Friedrich Schiller, seit 1784 sachsen-weimarscher Rat, die Stadt seiner Zukunft, den Ort, wo einst sein Ruhm sich vollenden und sein Schicksal sich erfüllen sollte.

Ludwig Ferdinand Huber. Georg Forster.

Huber war in Dresden zurückgeblieben. Dies und das fesselte ihn an den Ort, sowohl die Sorge um die Zukunft, die ihn in den Vorzimmern der Minister umhertrieb, als auch der Zauber der Gegenwart, der ihn an Dorchens Seite bannte. Endlich öffnete sich ihm die diplomatische Laufbahn. Gegen Ende des Jahres (1787) wurde er der kurfürstlich sächsischen Gesandtschaft in Mainz als Legations-Sekretär zugeteilt; er sollte dort tüchtig arbeiten, damit sein Gesandter, wie Körner meint, Muße zu Weiber- und Kartengeschäften bekäme. Anfang April 1788 ging er auf seinen Posten. Dora weinte heftig, besänftigte sich aber rascher, als Schwager Körner geglaubt hätte, und ertränkte einen Teil ihres Schmerzes in der Lektüre des Ardinghello, der damals, noch vom Drucke naß, die Runde durch Deutschland machte. Kein Zweifel, daß Huber die Dutzender-Diplomaten, deren Nichtigkeit an den kleinen deutschen Höfen akkreditiert war, in Bildung und Gewandtheit um eines Scheitels Länge überragte; allein er litt an einem unverzeihlichen Fehler: er war

Digitized by Google

bürgerlicher Geburt, er hatte sich, ein Unberufener, in ein Gebiet eingedrängt, welches der Adel gepachtet hatte, und wenn er daher auch anfangs zu seinem Gesandten in ein leidliches Verhältnis trat und während einer kurzen Abwesenheit desselben sogar zum Chargé d'affaires ernannt wurde, so hatte er doch bald genug über Zurücksetzung und Mangel an entsprechender Beschäftigung zu klagen. Körner schreibt an Schiller voll Bitterkeit (2. April 1790): „In seinem politischen Fach wird Huber ewig nur Holz- und Wasserträger bleiben, so lange er in Sachsen ist. Nur der Justizmann kann bei uns als Bürgerlicher Einfluß auf Entscheidungen haben, weil hier auch die Entscheidung mühsam ist. In allen andern Fällen soll unsre Klasse bloß expedieren oder Materialien sammeln." Von der Politik mit Geringschätzung abgewiesen, warf sich Huber mit desto regerem Eifer saulitterarische Arbeiten und schrieb viele Rezensionen in die Allgemeine Litteratur-Zeitung und andre gelehrte Journale. Schiller las seine Artikel nicht ohne Beifall, während Körner meinte: „Sein Stil hat jetzt etwas Geschraubtes und Deklamatorisches, wodurch er zuweilen alltägliche Gedanken aufzustutzen sucht. Mir deucht, Forster steckt ihn an." Georg Forster war in der That sein täglicher Umgang, und wie fest er dem seltenen Manne ans Herz gewachsen, erfahren wir aus einem Briefe desselben an Schiller:

M(ainz), den 7. Dezember 1790.

Haben Sie herzlichen Dank, mein gütiger Freund, für das übersendete Heft der „Thalia". An der Erfüllung meines kleinen Wunsches konnte mir, wie die Natur desselben be-

Digitized by Google

weiſt, nicht viel liegen. Mein Hauptmotiv war, daß ich meine Anſichten nicht gern Briefe nennen wollte, weil ſie leider zu ausgearbeitet, oder beſſer, zu mühſam und ſchwerfällig gearbeitet ſind, um bei dieſer Benennung beſtehen zu können.

In Hübers Umgang genießen wir hier, mein liebes Weib und ich, ſehr viel, ich möchte ſagen, die einzige äſthetiſche Freude, der man in M. habhaft werden kann; denn außer unſerm Kreiſe verſteht uns kein Menſch. Wären Sie nur auch bei uns; es ſollte uns allen wohl dabei werden; das Reiben gibt Funken, und je mehr der verſchiedenen Geiſter ſind, die den Zweck haben, ſich durcheinander zu excitieren, wenn ſie nur ſo geartet ſind, daß ſie einander verſtehen können, deſto herrlicher geht's. Außer großen Städten iſt es unmöglich, viele Menſchen zu dieſem Zweck irgendwo zu vereinigen, und auch da tritt dann ein allgemeiner Ton ein, der auf Einſeitigkeit hinausläuft; ich habe das in Berlin geſehen und tröſte mich damit, wenn ich denke, mit Wenigem müſſe man zufrieden ſein. Finden Sie aber dort gar nichts, dann iſt der Tauſch um ſo eher wünſchenswert. Wie eigennützig wir hier daran arbeiten möchten, können Sie ſich vorſtellen. Huber hat mir ſeinen Brief vorgeleſen, und ſein Wunſch iſt der meinige. Ich wage es nicht, Ihnen zu ſagen, wie es mich freuen würde, Sie dieſe Weihnachten hier zu ſehen und — was ich von Ihrem Vertrauen zu mir hoffen darf — Sie in meinem Häuschen während Ihres Hierſeins zu behalten. Wenn es Ihre Einrichtungen und Pläne geſtatten, werden Sie kommen! Ich wünſchte, daß Ihre Bekanntſchaft in Erfurt Ihnen hier

Digitized by Google

Kanäle öffnen könnte; allein ich glaube mit Huber, daß dies direkte nicht geschehen darf, und auf keinen Fall so, daß man merkt, wo die Empfehlung herkommt.

Ob ich künftigen Herbst eine kleine Reise zur Erholung werde vornehmen können, ist noch sehr ungewiß, um so mehr, da Huber, mit dem ich in Ihre Gegend zu kommen wünschte, nur gar nicht von seinem Posten abkommen kann, weil der Gesandte nicht wiederkommt. Becks beneiden wir desto mehr. Lassen Sie uns indessen nur bald etwas Erfreuliches über Ihre Herkunft hören und leben Sie recht glücklich. Ihr

Forster.

Der Eingang des Briefes bezieht sich auf einen Aufsatz Forsters im elften Heft der ‚Thalia': „Ueber die Humanität des Künstlers" — ein Fragment seiner später erschienenen berühmten „Ansichten vom Niederrhein" u. s. w. Mit der am Schluß erwähnten „Bekanntschaft in Erfurt" ist der Koadjutor Dalberg gemeint, der Bruder des Mannheimer Theaterbarons. Er war ein warmer Freund Schillers und hatte ihm, sobald er Kurfürst von Mainz würde, eine glänzende Sinekure an seinem Hofe zugedacht. Karoline v. Wolzogen spricht von 4000 fl. Gehalt. Schiller, damals Professor in Jena und als junger Ehemann des Geldes sehr bedürftig, träumte gern von der schönen Zukunft in Mainz und scheint sich auch gegen Huber darüber ausgesprochen zu haben. Bald danach warfen die politischen Ereignisse alle Luftschlösser über den Haufen. Auch der projektierte Ausflug nach Mainz wurde durch einen Unfall vereitelt: der Dichter erkältete sich in Erfurt und zog sich dadurch einen jener hef-

Digitized by Google

tigen Krankheitsanfälle auf den Hals, mit denen er sich bis zu seinem Tode unausgesetzt herumschlagen mußte. Beck ist der Mannheimer Schauspieler, ein Dutzfreund Schillers, um jene Zeit Gast am Theater in Weimar.

Beachtung verdient aber der vorliegende Brief vornehmlich wegen eines darin enthaltenen Winkes über den Freundschaftsverkehr zwischen Huber und Forster. Wir rühren da an bedenkliche Verhältnisse. Was den jungen Legationssekretär in die Nähe des Mainzer Professors zog, war nicht sowohl Sympathie für dessen liebenswürdige Persönlichkeit und geistige Bedeutung, als vielmehr eine aufkeimende Neigung zu seiner Frau Therese, einer Tochter des Göttinger Humanisten Heyne. Diese stand damals in dem vorteilhaften Alter von 26 Jahren, war um wenige Monate älter als Huber, hatte aber Jahre der Erfahrung vor ihm voraus, so daß man bei dem leicht bestimmbaren Naturell des jungen Mannes die erste Ursache der Liebschaft in dem aufmunternden Entgegenkommen der Frau Professorin wird suchen dürfen. Ein ewig sich erneuerndes Rätsel des weiblichen Herzens erwacht zum tausendstenmal in der leidigen Geschichte: Forster reichte in jeder Beziehung über Huber hinaus; tüchtige Gesinnung verband sich bei ihm mit gründlicher Gelehrsamkeit; er kannte die Welt auswendig, hatte, ein junger Mann noch, eine Reise um die Erde vollbracht, und heute noch wird er als Kunstkenner, als Naturforscher des Volkes, als Vulgarisator alles Wissenswürdigen von jedem billig Urteilenden in Ehren gehalten. Der um zehn Jahre jüngere Legationssekretär und litterarische Sonntagsreiter nahm sich neben einem solchen Manne ziemlich klein aus — nichtsdestoweniger

Digitized by Google

entrang er ihm spielend die Liebe seiner Frau, bei welcher ein einziges Wort von seinen süßen Lippen alle Geistesvorzüge des reiferen Mannes in den Wind schlug. „Wir sind allzumal arme Sünder," schrieb Schiller, als er von seiner betäubenden Liebe zur schönen Arnim erwachte; wir haben insgesamt die Pflicht, menschliche Schwäche mit Nachsicht zu beurteilen. Trotzdem ist es schwer, von Hubers Benehmen ganz ohne Galle zu reden. Wir wollen von der dadurch verschuldeten Störung eines Familienlebens absehen, denn Forster und Therese hatten sich gegenseitig ausgekostet und waren vielleicht damals schon fertig miteinander; allein das arme Dorchen in Dresden dürfen wir nicht vergessen, das in treuer Einfalt dem Geliebten lebte, während dieser einer andern nach dem Herzen trachtete. Daß die Klatschsucht und Nergelei guter Freunde schon früher an dem Verhältnisse der jungen Leute zu rütteln suchten, ergibt sich aus einem Briefe Körners an Schiller (7. September 1787), und daß letzterer nachgerade anfing, an der Dauerhaftigkeit des Bundes zu zweifeln, beweist sein Vorschlag (15. April 1790), Dorchen mit dem Kaufmann Kunze, einem Leipziger Bekannten, zu verheiraten. „Seit ich eine Frau habe, kupple ich gern," gesteht er dem Freunde. Das Verhältnis krankte eben vor allem an dem Fluche der langen Brautschaften, dieser echt germanischen Erfindung. Seit 1784 und länger schon dauerte die Liebelei; erst im August 1792, nach einer mehr als achtjährigen Ewigkeit, griff Körner zur Feder, um Huber mit einem sogenannten Erklärungsbriefe heimzusuchen: er möge doch, sagte er ihm möglichst schonungsvoll, ein Verhältnis abbrechen, das er satt zu haben scheine, das seinen und

Digitized by Google

Dorchens Lebensgenuß vergiften müsse, sobald es ihn nicht mehr würzen könne. Und in seiner Herzensgüte eröffnete er ihm noch die übliche Aussicht auf eine „künftige Freundschaft" mit der ehemaligen Geliebten. Huber antwortete, er fühle sich allerdings verändert und Dorchen gegenüber nicht mehr von der alten Liebe beseelt. Dies war das Signal zum völligen Bruche. Am 21. September 1792 schreibt das tief betrübte Mädchen ihren Schmerz an Frau Schiller. Körner selbst war empört und beeilte sich, in einer saftigen Replik an Huber seinem Zorne Luft zu machen. Noch härter klingt das gelassene Urteil Schillers: „Huber hat sich benommen, wie zu erwarten war, ohne Charakter, ohne alle Männlichkeit. Ich bin nicht überrascht, und er hat auch bei mir weiter nichts dadurch verloren, denn auf denjenigen Wert, den Grundsätze und Stärke des Geistes geben, mußte man bei ihm Verzicht thun. Er bleibt, was er ist, ein räsonierender Weichling und ein gutmütiger Egoist." Wir haben soeben gesehen, und diese Worte bestätigen es, wie richtig Schiller die Angelegenheit schon vor der Katastrophe beurteilte. Menschenkenntnis ist das Erbteil jedes echten Dichters. Uebrigens sollten die Freunde später erst über den wahren Zusammenhang der Dinge und über die entscheidende Ursache von Hubers Verhalten Aufklärung bekommen.

Im Oktober 1792 wird Mainz von den Franzosen eingenommen. Forster, der Gesinnung nach Republikaner, rät den rückhaltlosen Anschluß an Frankreich und geht später als Vertreter der Stadt nach Paris. Huber flüchtet sich auf Befehl seines Hofes nach Frankfurt, ist jedoch so unvorsichtig, bald darauf nach Mainz zurückzukehren, was ihm höheren

Digitized by Google

Orts übel vermerkt wird. Schon wegen seines Umgangs mit Forster stand er dort nicht sonderlich gut angeschrieben. Allerhand Schikanen und Gehässigkeiten ausgesetzt, muß er schließlich seinen Abschied fordern. Körner meldet es an Schiller am 26. Februar 1793 und würzt die Nachricht mit verschiedenen Pikanterien: „Sein Verhältnis mit Forsters Frau liegt jetzt klar am Tage . . .; sie hat ein Kind von ihm, verlangt ihn zum Manne, fordert Entdeckung gegen Forster, der bisher getäuscht worden ist. . . . Was sagst Du zu diesem allem?“ Freilich, viel Erfreuliches hatte Schiller nicht zu sagen. Aber wie edel und gut diese Menschen waren, wie schwer es ihnen fiel, die Stimme der Freundschaft zum Schweigen zu bringen, das beweist uns der Umstand, daß selbst der im Innersten gekränkte Körner um Huber bangt, als er ihn auf dem Wege zu einer verhängnisvollen Heirat erblickt. Er bittet Schiller, er möge ihn doch von dem albernen Streiche abhalten: „Helfen kann ich ihm jetzt nichts, sonst wäre ich dazu bereit . . . ich sehe in ihm den Zerstörer — nicht aus Vorsatz, aber aus Schwäche und Unentschlossenheit — von Dorchens Glückseligkeit.“ Dann wieder Wallungen des Zornes: „Daß ein Mensch zwei Freunde auf einmal betrügt, mit der Frau des einen liebelt und der Schwester des andern das Leben vergiftet, ist selten vielleicht, aber für einzig kann ich es nicht halten. Für Bubenstreiche dieser Art gibt es noch Züchtigungen. . . .“ Bei Schiller hingegen, der von Anfang an seinen leichtsinnigen Genossen richtiger beurteilte, regt sich mehr Mitleid als Entrüstung. Die Lage Hubers erschreckt ihn. Was will der arme Mensch nun anfangen, da er seinen Abschied gefordert? Von der

Digitized by Google

Schriftstellerei leben? „Da wird er schmale Bissen essen müssen.“ Ins Lehrfach übergehen? „Er hat ja nichts gelernt.“ Dora endlich gibt sich alle Mühe, ihren Schmerz in Verachtung umzudrehen; sie hat erfahren, daß eine andre ihr Glück gestohlen und seit drei Jahren schon Hubers Liebe besitzt. „Nein, ich habe nichts verloren“ — schreibt sie am 18. März 1793 an Frau Schiller — „was wäre der Mann nicht alles fähig gewesen, der drei Jahre vorsätzliche Heuchelei und Verstellung gegen Freund und Geliebte durchführte. . . . Man erwartet ihn hier (in Leipzig); ich werde, während er hier ist, eine Gefangene sein, denn sehen möchte ich ihn doch nicht gerne.“

Um diese Zeit ging Huber auf zwei Tage nach Jena, wo er mit dem damals beständig kränkelnden Schiller zusammentraf, und von da nach Leipzig zu seinen Eltern, die er für seine nunmehr beschlossene Heirat mit Theresen gewinnen wollte. Der Vater stand schon halb und halb auf seiner Seite. Forster selbst, von politischen Sorgen ganz und gar in Anspruch genommen und Zeit seines Lebens gewohnt, das Gemüt mit seinen unberechenbaren Wünschen und Launen höher zu stellen, als die engherzige Sitte, hatte sich zu einer Trennung seiner Ehe bereit erklärt. Zur Bestreitung seiner Lebensbedürfnisse beabsichtigte Huber, auf schweizerischem Boden und mit Hilfe des Berliner Verlegers Voß eine politische Zeitschrift herauszugeben. Schiller hatte den Auftrag, die Briefe Doras ihm vor seiner Abreise abzuverlangen; er that es in einem Schreiben vom 15. März, worauf er folgende Antwort erhielt:

Digitized by Google

Leipzig, den 20. März 1793.

Ich danke Dir, mein Lieber, für Deine Teilnehmung. Alles geht, wie es soll; mein Vater bleibt sich als das sanfteste, beste Wesen, das ich kenne, immer gleich; meine Mutter ist so schwach, daß nur Eindrücke des Augenblicks sie leiten und füllen; mein Vater macht mit mir bei ihr gemeine Sache. Auch in D(resden) wird es keine Schwierigkeiten geben, vielmehr habe ich Nachricht bekommen, daß man gesonnen ist, mir zu meinem Abschiede eine jährliche Pension von zweihundert Thalern zu geben. Ich erwarte das Ende des Landtags, um hinzugehen. Voß ist über alles einig, über den angenommenen Preis von 200 Karolins, über die Erhebung dieses Preises, wenn der Debit es geben sollte, und über einen Vorschuß, wenn mir dieser notwendig werden sollte. Es scheint also nicht, als ob noch irgend etwas gegen meine Pläne eintreten könnte, und ich hoffe, eher früher als später an ihre Ausführung gehen zu können. Dein Wunsch ist wohlgemeint und freundschaftlich, aber nicht auf eine innige Sachkenntnis gegründet. Meiner wartet ein schönes und würdiges Los; der gegenwärtige Augenblick hat viel Drückendes, aber ich wäre ein Kind, darüber zu klagen.

Die Forderung ist sehr billig, aber diese Briefe sind mit meinen meisten Papieren und Büchern in einem Koffer, den ich in Frankfurt gelassen habe und den ich nicht eher kommen lassen kann, als wenn ich am Orte meiner Bestimmung bin. Sobald dieser Zeitpunkt erreicht ist, will ich das Paket an Dich schicken, und Dir können auch meine Briefe geschickt werden, die Du alsdann mir unter der Adresse, die ich Dir geben werde, zusenden wirst.

Digitized by Google

Es war vorauszusehen, daß ich das Ziel eines weiblichen Ressentiments werden würde, und ich finde, daß ich es mehr gewesen bin, als ich glaubte. Der Vorteil für andre ist augenscheinlich, denn ich habe so viel Schuld und so viel Ehre, daß ich mich nie und gegen niemanden verteidigen werde. Nur weiß ich nicht, ob man nicht wesentlich mehr gewinnen würde, wenn man mich nicht aufopfern wollte. Von der Meinung und dem Willen des guten Körner geht dieser Weg sehr ab und muß seine Delikatesse unendlich kränken. Auch bin ich überzeugt, daß ihn M(inna) hauptsächlich eingeschlagen hat, und ich bin mir bewußt, nicht berechtigt zu sein, darüber zu klagen. Aber wäre ich Freund und ein andrer ich, ich würde von allen unfeinen, unwürdigen Aeußerungen des Beleidigtseins abzuführen suchen. Ich habe den Egoismus nicht gehabt, zu suchen, nicht falsch zu scheinen. Das ist mein größter Fehler und den ich zu büßen ganz resigniert bin. Leben wir noch lange, Körner und ich, so kann es nicht fehlen, daß wir uns wiederfinden.

Unser Wiedersehen war mir mehr, als Du vielleicht mir angesehen hast. Ich bin überzeugt, mein Guter, daß Deine Gesundheit nicht unwiederbringlich verloren ist. Deine Munterkeit ohne Spannung hat mir sehr viel Hoffnung für Dich gegeben. Gewiß fehlt Dir hauptsächlich physische Lebensweisheit, und ich wünschte den Arzt mit dem Freunde in mir zu vereinigen, damit ich mit aller Beredsamkeit und selbst mit aller Härte, die Wissenschaft und Teilnehmung geben können, in Dich dringen dürfte, eine systematische Veränderung in Deiner Lebensordnung zu unternehmen.

Empfehle mich Deiner lieben Frau und einem solchen

Digitized by Google

Andenken in ihr, wie das ist, das sie in mir zurückgelassen hat. Ich freue mich, sie näher zu kennen, wenn ich, wie ich es noch immer sehr willens bin, auf ein paar Tage wiederkomme. Lebe wohl. Huber.

Die verlegen gewundene Erörterung der „weiblichen Nessentiments“ ist voll diplomatischer Kasuistik und auch im diplomatischen Kauderwelsch geschrieben. Hubers Stil stand damals in seinen liederlichen Jahren. Die „Bildnisse“, die er 1792 im historischen Kalender für Damen neben Schillers „Dreißigjährigem Krieg“ erscheinen ließ, sind unglaublich schwerfällige und nachlässige Subeleien. „Sein ‚Maximilian von Bayern‘ ist nicht zu lesen“, schreibt Schiller an Körner. Um so komischer ist es, daß gerade diese kläglichen Lückenbüßer von Hoffmeister und andern für echte Produkte des Schillerschen Genius ausgeschrieen wurden.

Das Verhältnis zu Körner war für immer abgebrochen. Die arme Dora ist, wie einst ihrer Liebe, ihrem Gram treu geblieben und hat sich trotz aller Anstrengungen Schillers, des liebenswürdigen Kupplers, nie verheiratet*). Wir müssen hier von ihr Abschied nehmen, um ihrem ungetreuen Geliebten nach der Schweiz zu folgen, wohin er sich im Juli 1793 mit Thereſe und ihren Kindern begab.

Während Forster als Agent du pouvoir exécutif in Frankreich thätig war, lebte Huber in Neuchatel von seiner Feder, vorderhand unverheiratet. Im Oktober schrieb er „A Monsieur Schiller, conseiller aulique & Professeur á

*) Sie starb 1832 als zweiundsiebzigjährige Matrone im Hause Körners zu Berlin.

Digitized by Google

Jena". Wie die Adresse bezeigt, ging der Brief von Jena nach Heilbronn in Schwaben, von da nach Ludwigsburg, wo Schiller damals weilte.

Neuchatel, 22. Oktober 1793.

Lieber Freund! Ein paar Bitten. Und ich hoffe sicher, daß Du in gleichem Falle und in gleicher Entfernung an mich denken würdest, wie ich jetzt an Dich.

Meine litterarischen Geschäfte leiden es durchaus nicht, daß ich länger hier bleibe, wo so gut wie in der ganzen Schweiz die Kommunikation mit Deutschland äußerst langsam und unvollständig ist. Auch ist es hier wie in der ganzen Schweiz viel teurer, als an manchen Orten in Deutschland. Um die Winterreise mit Weib und Kindern abzukürzen, habe ich vorderhand auf Tübingen gedacht, wo ich auch schon mit Cotta in Verbindungen bin. Du thätest mir daher einen großen Gefallen, wenn Du mir Briefe dahin und in die dortige Gegend schicken wolltest.

Das ist eines. Zweitens bittet mich Cotta, Robertsons „Geschichte von England" zu übersetzen und dies in der Jenaschen A. L. Z. anzeigen zu lassen. Nun ist mir aber das Werk nicht genug bekannt, um die Anzeige hier zu machen, und ich kann mich auch deshalb nirgends umthun. So viel ich weiß, ist es ein opus posthumum, aber auch davon bin ich nicht gewiß. Kurz, Du thätest mir wieder einen wichtigen Gefallen, nach den Daten über das Original, die Du auffinden wirst, wenn Du sie nicht schon hast, eine Anzeige aufzusetzen, daß der Verfasser des „Heimlichen Gerichts" es deutsch mit Vermehrungen herausgeben, die Cottasche Buch-

Digitized by Google

handlung in Tübingen dies verlegen würde, und diese Anzeige im Jenaschen „Intelligenz-Blatte“ abdrucken zu lassen. Sei so gut, mich bei dieser Gelegenheit Schützens und Hufeland*) zu empfehlen und ihnen zugleich zu sagen, daß ich, sobald ich wieder in Deutschland wäre, ihnen nebst der rückständigen Rezension vom „Genius“ die Recensenda zurückschicken würde, die ich noch hätte.

Ich hoffe, künftige Woche im nächsten Grenzorte mit F(orster) zusammenzukommen, dann wird die Scheidung und hierauf meine Heirat sogleich vor sich gehen; beides muß womöglich vor meiner Rückreise nach Deutschland abgethan sein, zumal da Theresens jetziger Name ihr dort Besorgnisse lassen könnte. Es lag bis jetzt immer an F.s unstetem Aufenthalte, weil er bei der Nordarmee Geschäfte hatte; nun hat er aber um unsrer Reise nach Deutschland willen einen Urlaub genommen, und durch die gesetzlich vorgeschriebene persönliche Zusammenkunft werden alle Weitläufigkeiten abgeschnitten sein. Uebrigens hat auch Therese durch die direkte Vermittelung des Generals Kalkreuth**) aus M. die Zusicherung erhalten, daß alles ihr und ihren Kindern Zugehörige wieder in ihre Hände kommen würde.

Ich habe hier gewaltig gearbeitet, mehr wahrscheinlich als Du wirst lesen mögen. Aber ich wünschte, daß Du meine „Juliane“ fäheſt, mit welcher ich fertig geworden bin und die Voß wahrscheinlich bald drucken wird. Es war mir eine wahre Erholung von der politischen Schriftstellerei, die ich

*) Leiteten mit Bertuch die „Allg. Litt. Ztg.“

**) Im Juli 1793 hatten die Preußen unter Kalkreuth Mainz wiedergenommen; Forsters Eigentum war mit Beschlag belegt.

Digitized by Google

sonst treibe und von welcher mir mit jedem Tage der Kopf mehr raucht. Jetzt seufze ich nach einer neuen ähnlichen Erholung, und ich hoffe sie bald festzuhaben.

Sonst hat es etwas Begeisterndes, so viel dürre Wahrheit zu fixieren, als die Umstände es erlauben, wenn man nur seinen Sinn dafür nicht von den Umständen verwirren läßt. Wohin es aber, sei es auch für reine Gewalt, noch mit den jetzigen Verhältnissen kommen soll, sehe ich wahrlich nicht ein. Elsaß, scheint es, hat abfallen wollen, und in dem nämlichen Augenblicke läßt Marie Antoinette den Kopf auf dem Schafott! Was wollen die Menschen mit dem Extrem in dem verzweifelten Augenblicke? Und sicher wollen sie doch etwas, und vermögen auch viel, was man auch über den großen Machiavellismus hohnsprechen mag.

Was macht Deine Gesundheit? Lasse mich davon etwas wissen und empfehle mich Deiner Frau. Meine Adresse ist: à Monsieur H. chez M. l'Intendant Andrieux rue des moulins à Neuchâtel.

Dein Huber.

Der Brief streift, leider nur leichthin, eine interessante politische Thatsache, die auch aus französischen Quellen bestätigt wird; wir meinen die Sezessionsgelüste des Elsaß, das zu jener Zeit im Namen des Nationalitäten-Prinzips von Frankreich sich lossagen wollte. Von dem erwähnten Lustspiel „Juliane" hatte schon die „Thalia" einige Fragmente gebracht. Therese nennt es in ihrer Lebensbeschreibung Hubers das Kind seiner Liebe, das Heiligtum, worin er seine Ansicht des weiblichen Charakters niedergelegt habe.

Digitized by Google

Huber konnte sich allerdings rühmen, in diesem Punkte einige Erfahrungen zu besitzen. Die Begegnung mit Forster fand bald darauf in einem kleinen Grenzdorfe auf der Höhe des Jura statt. „Dort," sagt Therese, „umarmte er seine Freunde, seine Kinder zum letztenmal; dort empfingen sie seinen sanften, beglückenden Segen." Durch die Entsagung des zum Dulden gebornen Mannes, der zwei Monate später, von aller Welt vergessen, in Paris starb, war der Ehe zwischen Huber und Therese der Weg geebnet. Was Schiller von der Sache dachte und was er bei der Lektüre des vorstehenden Briefes empfand, sagt er seinem Freunde Körner: „Je mehr ich von dieser Geschichte höre, desto ekelhafter wird sie mir."

Nach der Trauung zogen sich Huber und seine Frau nach Bôle zurück, einem Dörfchen am Abhange des Jura, eine halbe Stunde vom Neuburger See entfernt. Sie führten dort ein stilles, arbeitsvolles Leben, Huber meist mit journalistischen Arbeiten beschäftigt, Therese ihre langwierige Schriftstellerlaufbahn mit Uebersetzungsversuchen einleitend. Nach einem Briefe an Schiller vom 9. März 1796 plante Huber eine Reise nach Paris, um zwischen der deutschen und französischen Litteratur Kommunikationslinien herzustellen, besonders mit Rücksicht auf die deutsche Philosophie; Schiller und Fichte wünschte er sich als Mitarbeiter bei dem Unternehmen, das übrigens nie zur Ausführung kam. Doch war er so glücklich, Kants „Zum ewigen Frieden" in Frankreich einzuführen:

„. . . Ich habe nämlich einen französischen Auszug dieser Schrift gemacht und anonym mit der Post an den Redakteur

Digitized by Google

des Moniteur gesendet, der wirklich Gebrauch davon gemacht hat — der Aufsatz steht ungefähr in der Mitte des letzten nivôse. . . Ich werde höchst wahrscheinlich im Laufe des nächsten Sommers mit einem hiesigen Freunde eine Reise nach Paris machen, und ich habe Ursache, dort auf sehr gute litterarische Konnexionen mir Rechnung zu machen, ja ziemlich auf die besten und möglichsten von ganz Frankreich . . ."

Die Pariser Konnexionen, auf welche Huber seine Hoffnung setzte, trugen vollwichtige Namen. Wir vermuten wenigstens, daß sie Benjamin Constant und Madame Staël hießen. Das eng befreundete und damals schon berühmte Paar hielt sich ab und zu in der Schweiz auf, lernte Hubers kennen und verkehrte mit ihnen auf ziemlich vertrautem Fuße. Die französischen Zustände bildeten ohne Zweifel den Hauptinhalt ihrer Gespräche. Liest man im weiteren Verlaufe unsres Briefes die seltsame Beurteilung der Encyklopädisten, so ist einem fast, als hörte man Benjamin Constants unsicher dozierende Stimme. Jedenfalls ist der Passus als ein lebendiger Nachklang aus den politischen Wortgefechten jener bewegten Zeit zu beherzigen.

„. . . Der Jakobinergeist dünkt mir nicht das größte Hindernis gegen die Propagation gesunder Grundsätze in Frankreich. Diese Leute geben sich wenig mit Räsonieren ab; sie thun, und daß sie nicht zu viel oder gar nichts thun, dafür ist eine Regierung da. Ein Paar fanatisch aufgenommener Ideen sind unter ihnen; ein politisches Maximum, dem sie sich anzunähern kontinuierlich streben, sie mögen herrschen oder unterdrückt werden, verfolgt sein oder

Digitized by Google

verfolgen. Aber ich glaube doch, daß Berichtigungen ihres Systems in ihre Masse übergehen würden, wenn die andern Systeme, die im Thatkampf mit ihnen begriffen sind, berichtigt wären. Was hingegen das Räsonnement in Frankreich bis an die Wurzel verdorben hat, das ist die Manier der sogenannten Encyklopädisten und was davon noch übrig ist. Was sie im größeren Zusammenhange der Fortschritte des menschlichen Geistes bewirkt haben, lasse ich darum unangefochten; aber der Geradheit, dem Ernst, der bonne foi im Räsonieren haben sie unter den Franzosen eine schlimme Wunde beigebracht; ja man braucht fast nur die meisterhafte Schilderung dieser Sekte in Condorcets Esquisse, ob sie gleich lobrednerisch gemeint scheint, zu lesen, um sehr deutlich zu erkennen, wie das zuging. Auch haben sich die Wirkungen davon bei den letzten Bewegungen der Pariser Sektionen übel genug erwiesen, wo die Zurückgebliebenen aus der encyklopädischen Sekte ganz besonders thätig waren, eine öffentliche Meinung zu schaffen, welche die Nation geradezu und mit schnellen Schritten in den unübersehlichsten Abgrund führte.

Ihre Methode war hauptsächlich, nach Voltaires Rat, frapper fort et souvent, sans s'embarrasser de frapper juste. Das erste: frapper fort et souvent, muß man ihnen, um in Frankreich Ideen zu propagieren, notwendig nachmachen, und dabei immer frapper juste, auf daß die Verwirrung, die Unredlichkeit, die sie in das Räsonnement gebracht haben, nach und nach verschwinden möge.

Die eigentlichen Republikaner in Frankreich harren, möchte ich sagen, der Wahrheit, und sind, unter den individuellen Bedingungen des Nationalcharakters, ihrer im höchsten

Digitized by Google

Grade empfänglich. Für diese ist es denn der Mühe wert, die Methode aufzufinden, die sie am leichtesten und richtigsten fassen; und sie sind es am Ende doch, die wesentlich das politische Uebergewicht behalten, so wenig es auch manchmal danach aussehen mag.

... Wir hier, in einem höchst unbekannten Dorfe Neuenburger Gebiets, über zweihundert Stunden von Dir, danken Dir doch vom Herzen für unsre Freude an Deinen „Idealen" und Deiner „Frauenwürde", die wir vor kurzem lasen.

Ich habe mich, mein Lieber, mit Vergnügen einem Schwätzen mit Dir überlassen, das nach den alten Zeiten schmeckte. Ich freue mich, daß Körner einige Zeit bei Dir zubringen wird. Richtig hat er mich ganz gewiß nicht beurteilt, und er konnte es auf keine Weise; überdies habe ich in der Sache, die uns entzweite, unleugbares Unrecht gehabt, das er als solches fühlen mußte, das ich gewiß mir selbst nicht vergebe, wenn ich auch besser und anders, als er, weiß, wie es damit zuging. Indessen ist und bleibt er einer von den mir teuersten Menschen, und der Augenblick, wo sich, sei es früh oder spät, unsre Verbindung wieder anknüpfen könnte, würde unter die schönsten meines Lebens gehören. Es ist mir auch, als ob wir uns auf unsre alten Tage wiederfinden sollten; daß es eher geschehen kann, glaube ich denn kaum. Für mich aber bleibt es unterdessen ein angenehmes Gefühl, ihn zu lieben und eines gleichen Unrechts, wie jenes, das mir seine Liebe raubte, je länger je unfähiger zu werden; kurz, die Erfahrung alles Unrechts, das ich that, in meine Bildung als Mann übergetragen zu haben.

Lebe wohl, Dein Huber."

Digitized by Google

Es war dies der letzte Brief, den Huber an Schiller schrieb, und dieser hat ihn, wie aus seinem Kalender ersichtlich ist, nie beantwortet. In demselben Jahre dichtete er vielmehr zwei Xenien gegen den ehemaligen Freund, die ihn an seiner empfindlichsten Stelle treffen mußten.

Die Hoffnung auf eine Wiedervereinigung der Genossen, auf eine Wiedergeburt des schönen Dresdener Freundschaftsverkehrs hat sich nicht verwirklicht. Huber ging im Februar 1798 nach Tübingen, wo er „Die neueste Weltkunde" — so hieß die Mutter der Allgemeinen Zeitung — als Mitarbeiter Posselts redigierte. Nach kurzem Aufenthalt in der freundlichen Neckarstadt übersiedelte er in der Eigenschaft eines Chefredakteurs des Cottaschen Blattes nach Stuttgart. Daß seine Redaktion einen frischen Zug hatte, erraten wir aus den ewigen Beschwerden der auswärtigen Gesandten*). Die herzogliche, späterhin kurfürstliche Regierung kargte nicht mit Verwarnungen, Geldstrafen und zeitweisem Verbote; allein die Beschwerden wollten nicht verstummen, und im Oktober 1803 machte ein autokratischer Federstrich der Zeitung den Garaus. Durch kurfürstlich württembergischen Befehl aufgehoben, erschien sie wenige Wochen später mit kurfürstlich bayrischem Privilegium in Ulm. Huber ward zugleich, wie es scheint auf Cottas Verwendung**), als Landesdirektionsrat der bayrischen Provinz Schwaben (Sektion des Schulwesens) angestellt, mit tausend Gulden Gehalt, Pension für Weib und Kind und der ausdrücklichen Erlaubnis, die Redaktion der Allgemeinen Zeitung fortführen zu dürfen.

*) Siehe den Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, Anhang.
**) Siehe Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta, S. 50.

Digitized by Google

Der vielgeprüfte, weit umhergehetzte Mann fand endlich eine windstille Atmosphäre für sein Dasein. Seine Natur hatte längst die Feuerprobe bestanden; unter den Schlägen des Schicksals war er härteren Stoffes, im herben Kampfe ums tägliche Brot schier ein Charakter geworden, und er, dessen Fühlen und Denken lange Zeit nur das Zeichen des Augenblicks trug, auf dessen Seele jeder Zufall seinen Abdruck zurückließ; er, der bis dahin nur ein Schwärmer der Liebe, ein Virtuos der Freundschaft gewesen und mit seinem Geiste nie in die Tiefe reichte, er hatte endlich in einem kinderreichen, nicht sorgenfreien Eheleben den festen Halt gefunden, an dem er selbstverständlich sich aufrichtete; er hatte sich zu einer edlen Menschlichkeit hindurchgerungen, und die gewissenhafte Erfüllung aller menschlichen Pflichten war ihm nunmehr ein gemütliches Bedürfnis. Seine litterarische Thätigkeit blieb, was sie von jeher gewesen: mehr Fieber als ruhiges Schaffen. Sein behendes Wesen, sein Fleiß, seine rasche Auffassungsgabe befähigten ihn vornehmlich zum journalistischen Berufe, und wir haben in ihm einen der Begründer des modernen Journalismus zu verehren. Ob er mit diesen Eigenschaften staatsmännischen Blick und wirkliche Freude am politischen Leben verband, möchten wir bezweifeln. Therese sagt zum Beispiel, die französische Revolution habe für ihn nur dramatisches Interesse gehabt. Ein Wort, das ein ganzes Charakterbild enthält. Wahrscheinlich hat er den Diplomaten nie ganz überwunden, die Geschichte des Tages mehr oder weniger akademisch behandelt, dafür aber durch anziehende Darstellung und litterarische Form die politische Materie erfrischt und belebt. In Ulm war er ungemein beliebt und

Digitized by Google

geachtet. Leider währte sein Glück nur kurze Zeit. Ludwig Ferdinand Huber starb am Weihnachtsabend 1804, und der Mann, dessen Wiege in Paris gestanden, der sich auf seinem Lebenswege mit so manchem Geisteshelden seiner Zeit gekreuzt hatte, wurde in Söflingen, einem kleinen Dorfe bei Ulm, zur Ruhe getragen. Man hat später viel über ihn geschrieben, zumal über die wechselvollen Schicksale seines Herzens, und die Mehrzahl seiner Beurteiler ist hart mit ihm ins Gericht gegangen. Die Art und Weise, wie seine Ehe mit Therese Forster zustandekam, hat allerdings so viel Ungewöhnliches und Verworrenes, daß man, befangen wie man ist in den Gewohnheiten und Heucheleien der bestehenden Ordnung, einige Regungen des Unwillens kaum unterdrücken kann. Es ist ja unser untilgbarer Fehler, den einzelnen Menschen anzuklagen, wo wir nur mit seiner Zeit rechten sollten. Das vorige Jahrhundert hatte in seiner Aufklärungsperiode ziemlich elastische Begriffe von der Ehe und ihrer Unlösbarkeit; ein Gesetz, das einem menschlichen Verhältnisse die Ewigkeit aufzwang, widerstrebte allen seinen Anschauungen. Therese selbst, unter den Dichtern des Hainbundes aufgewachsen, von den Mainzer Freigeistern beeinflußt, war in diesem Punkte ganz und gar das Kind ihrer Zeit, was sie nicht hinderte, späterhin an Hubers Seite ein reines, mühevolles, häuslich stilles Leben zu führen und sich als Mutter und Gattin die volle Achtung ihrer Umgebung zu erwerben. Nach dem Tode Hubers ergriff sie die Feder, die seiner Hand entfallen war, und schriftstellerte unermüdlich weiter, mehr und ausgiebiger, als ihr lieb war. Einem Freunde schrieb sie das beachtenswerte Geständnis: „Mir ist das Gedrucktsein immer ein be-

Digitized by Google

unruhigendes, schmerzliches, demütigendes Gefühl. Es ziemt dem Weibe nicht." Im Jahre 1819 übertrug ihr Cotta die Redaktion des „Morgenblattes", die sie zehn Jahre lang bis zu ihrem Tode (Juni 1829) in Händen hielt. Die philiströse Engherzigkeit hat ihr viel Uebles nachgeredet, ganz wie ihrem vorangegangenen Gatten. Wir fragen aber diese sittenrichterlichen Strafengel, ob es denn notwendig ist, strenger zu urteilen als selbst Schiller, der sich dem Jugendfreunde gegenüber durchaus als Mensch und Menschenkenner bewährte. Als Mensch, weil auch er dem Augenblicke unterthan war und seinen Aerger nicht verschweigen konnte; als Menschenkenner, weil er das unbestimmte, unselbständige Wesen Hubers von Anfang an erkannte. So war sein Urteil, im einzelnen zur Schärfe geneigt, im ganzen voll Milde und Nachsicht, der Wahrspruch eines guten Menschen. Ihm, Schiller, wollen wir es überlassen, die Erinnerung an die Dresdener Tage harmonisch abzuschließen. Bei der Nachricht von Hubers Tod schreibt er an Körner: „Hubers Tod wird Euch, so wie auch mich, sehr betroffen haben, und ich mag jetzt noch nicht gern daran denken. Wer hätte das erwartet, daß er uns zuerst verlassen müßte! Denn ob wir gleich außer Verbindung mit ihm waren, so *lebte* er doch nur für uns und war an zu schöne Zeiten unsres Lebens gebunden, um uns je gleichgültig zu sein. Ich bin gewiß, daß Ihr jetzt auch sein großes Unrecht gegen Euch gelinder beurteilt; er hat es gewiß tief empfunden und hart gebüßt." Und Körner antwortet darauf: „Aller Groll gegen Huber verschwand auch bei mir bei der Nachricht von seinem Tode. Er hatte so manche Ansprüche auf eine schönere Existenz, und nach dem, was er

Digitized by Google

uns ehemals gewesen war, hat es mir immer Gewalt gekostet, hart und unfreundlich gegen ihn zu sein."

Der Tod hat eine wunderbare Macht der Versöhnung; er zeigt dem Urteil den Weg rücksichtsvoller Menschlichkeit, und alle Härte und Mißgunst des Lebens verklingen bei seinem Rufe in lauter Liebe und Gerechtigkeit. W.

Körner.

Man gestatte uns, dieser Schilderung des Leipziger und Dresdener Freundeskreises einige Klänge aus späterer Zeit nachzusenden. Wie felsenfest der Bund zwischen Schiller und Körner bestehen blieb, ist für jedermann in dem Briefwechsel der beiden Freunde zu lesen. Hin und wieder ergriff auch Schillers Frau die Feder, um den Verkehr zwischen Dresden und Weimar lebendig zu erhalten, und es ist die Antwort Körners auf einige ihrer Briefe, was wir im Folgenden geben.

Dresden, den 20. April 1801.

Ihren lieben Brief würde ich nicht jetzt erst beantworten, wenn ich nicht vorher gewünscht hätte, Herrn Hartmann*) kennen zu lernen, um Ihnen zugleich etwas über ihn schreiben

*) Der Maler Hartmann, geb. 1777, gest. 1842, Professor und Direktor der Akademie der Künste in Dresden.

Digitized by Google

zu können. Zur Zeit aber habe ich ihn noch nicht gesehen, und ich höre sogar, daß er nicht lange mehr hier bleiben werde, weil es ihm in Dresden nicht gefalle. Vielleicht würde es ihm auch bei uns nicht gefallen haben, so sehr ich nach dem, was Sie mir von ihm schreiben, seine Bekanntschaft zu machen gewünscht hätte, und so gutmütig wir ihn auch aufgenommen haben würden.

Von Schillers jetzigem Fleiße hoffe ich nun bald die Früchte zu sehen. Da er mit voller Gesundheit und Lust an diese Arbeit*) gegangen ist, so sind meine Erwartungen sehr gespannt. Ihnen muß es schwer werden, ihn so lange zu entbehren. Aber eine Mutter findet sich immer glücklich unter ihren Kindern, besonders wenn sie von solcher Art sind, wie Sie Ihre Kleinen beschreiben. Es würde mich sehr freuen, sie jetzt einmal alle zu sehen. An meiner Emma würden Sie auch manche Freude haben. Sie ist ganz so wie ich sie wünsche, und wird ein braves deutsches Weib werden, herzlich und voll innigen Gefühls, auch geschickt in allem was sie unternimmt, aber natürlich, heiter und ohne alle Anmaßung. Karl kann jetzt wenig Menschen außer seinen Eltern angenehme Empfindungen machen. Er ist in der Periode, da die Knaben sehr ungraziös sind. Bösartig ist er nicht, und mitten unter seinen leichtsinnigen und ungezogenen Streichen treffen wir auf Züge, die sehr für sein Herz beweisen. Auch faßt er schnell, und stellt sich zu allem ziemlich geschickt an, sobald er seine Aufmerksamkeit sammelt.

---

*) Die Jungfrau von Orleans, nach dem Kalender am 16. April vollendet.

Digitized by Google

Graf Geßler*) ist hier und dankt Ihnen verbindlichst für Ihr freundschaftliches Andenken. Seine Gesundheit ist besser, aber auf wahren Lebensgenuß versteht er sich noch immer nicht. Es fehlt ihm an Ruhe und Gleichmut, um seine Unabhängigkeit zu ertragen.

Tieck, der Dichter, ist jetzt hier, und für mich eine wohlthätige Erscheinung in dem sehr unpoetischen Dresden. Durch einen Teil seiner Werke, besonders durch die Genoveva, ist er mir interessant, und zur Zeit ist mir auch sein Umgang angenehm gewesen. Etwas Schneidendes hat er in seinen Urteilen, und sonst auch einiges, worin ich den Schlegelschen Einfluß ahnte. Doch bin ich für solche Dinge sehr tolerant, wo ich wahres Talent finde. Er hat Frau und Kind hergebracht und scheint eine Zeitlang hier bleiben zu wollen.

Minna und Dora sind wohl und lassen Ihnen viel Herzliches sagen. Auch Ihrer Frau Schwester, der ich mich ebenfalls zu empfehlen bitte.

Was macht denn Goethe jetzt? Ist er denn ganz wiederhergestellt? Und werden wir nicht einmal wieder etwas von ihm sehen? Suchen Sie doch unser Andenken bei ihm zu erhalten.

Leben Sie recht wohl Körner.

Schiller selbst beantwortete den Brief am 27. April (Briefwechsel mit Körner). Das Interesse für Tieck suchte er stark zu dämpfen: „Mich macht das ohnmächtige Streben

*) Der vielfach genannte Hausfreund Körners. Graf Geßler hinterließ dem Freunde eine Leibrente, die nach dessen Tode auf die Witwe überging. (S. Litt. Nachl. von C. v. Wolzogen.)

Digitized by Google

dieser Herren nach dem Höchsten nur verdrießlich, und ihre Prätensionen ekeln mich an. Genoveva ist als das Werk eines sich bildenden Genies schätzbar, aber nur als Stufe; denn es ist nichts Gebildetes und voll Geschwätzes, wie alle seine Produkte ... Tieck besitzt übrigens viel litterarische Kenntnisse, und sein Geist scheint mir wirklich genährter zu sein, als seine Werke zeigen." — Wehmütig berührt in dem Briefe Körner die Ausdrücke seiner väterlichen Liebe und Sorge, denn unwillkürlich denkt man an all den Jammer, welchen das Schicksal diesem Vaterherzen aufsparte. Zunächst wurde der Freund getroffen. Nach Huber wurde Schiller vom Tode aus dem Freundeskreise weggerafft, und von dem Leipziger Triumvirate blieb nur noch Körner übrig. In welchem Seelenzustande, läßt sich denken. Dazu kamen die politischen Stürme. Trotz alledem atmet der folgende Brief, den er etliche Monate nach des Dichters Tod an dessen Witwe schrieb, eine gefaßte, wenn auch trübe Stimmung.

Dresden, den 10. November 1805.

Auch hier, teure Freundin, würden Sie jetzt die Spuren banger Sorgen für die Zukunft auf vielen Gesichtern bemerken, aber gewiß am wenigsten in dem Hause Ihrer Freunde. Solange die politischen Stürme und Erdbeben von uns entfernt bleiben, sollen sie meine Ruhe nicht stören. Nähern sie sich uns, so werde ich meinen Entschluß zu fassen wissen. Der Mensch ist nicht bestimmt, über dem Elend andrer, das er nicht mindern kann und nicht zu verantworten hat, schwermütig zu brüten. Jeder soll wirken und *leben* im höheren Sinne des Wortes, innerhalb seiner Sphäre.

Digitized by Google

Sie, teure Freundin, leben in Ihren Kindern und in der Erinnerung. Wer Ihren Schmerz zu ehren weiß, wird diese Erinnerung nicht stören, sondern mit Ihnen teilen.

Zu dem Lehrer, den Sie für die Kleinen gefunden haben, wünsche ich Ihnen Glück. Einen solchen Mann würde ich für meinen Karl auf den Händen getragen haben, aber zur Zeit habe ich mich vergebens danach umgesehen. Ich schicke Karlen jetzt hier auf eine öffentliche Schule, wovon ich manche gute Folgen spüre. Im ganzen bin ich mit ihm zufrieden, und manches, was ich an ihm ungern sah, gibt sich von selbst. An Fähigkeiten fehlt es ihm nicht, aber er ist unstät und leichtsinnig. Indessen hat er ein gutes Gefühl und es läßt sich leicht auf ihn wirken.

Wie gern möchte ich Sie einmal in Ihrem häuslichen Kreise sehen! Ihre Kleinen sind jetzt schon in dem Alter, da sie Ihnen manche Beschäftigung und viele mütterliche Freuden gewähren können. Auch die Sorgen werden nicht ausbleiben. Fürchten Sie jedoch nicht zu viel von der Neigung zum Militär. Alle muntere Knaben haben sie in der Regel. Meiner hatte sie mehr als andre, und sie ist schon seit ein paar Jahren verschwunden.

Daß Sie mir Schillers Schreibtisch zudachten, weiß ich zu schätzen. Lassen Sie uns die Entfernung nicht abhalten, den Gedanken auszuführen. Von Weimar gehen oft Fuhrleute nach Leipzig, durch die er wohlverwahrt an Wilhelm Kunze geschickt werden könnte, der für mich den Transport bezahlen und den Schreibtisch sodann hierher schicken würde. Auch will ich mich gern verpflichten, diese Reliquie, die mir heilig sein wird, einem seiner Söhne wieder zu überlassen,

Digitized by Google

sobald er davon Gebrauch machen kann. Ich selbst werde nichts daran schreiben, was ich mir nicht getrauen dürfte, Schillern vorzulegen, wenn er vor ihm stünde.

Ich besitze noch zwei Manuskripte von Schillers Uebersetzungen der beiden französischen Lustspiele. Sie kommen nicht aus meinen Händen; und wenn Sie vielleicht keine Abschriften davon haben sollten, so überschicke ich sie Ihnen sogleich.

Goethes Vorlesungen wünschte ich zu hören*). Seine Ansicht der Natur muß allerdings interessant sein, und es freut mich, daß Ihnen diese Geistesbeschäftigung zu teil wird. Die Fortsetzung der Eugenie erscheint nicht, und dies Werk sollte am wenigsten ungeendigt bleiben, weil man ihm sonst schwerlich wird Gerechtigkeit widerfahren lassen.

In meinem Hause ist alles wohl. Es wird viel Musik gemacht, wozu die Kunzin vorzügliches Talent hat. Meine Emma verdirbt wenigstens nichts dabei und hat viel Eifer. Auch malt sie fleißig und macht darin gute Fortschritte. Karl zeigt jetzt auch Lust und Talent zur Musik.

Herzliche Grüße von den Meinigen. Erhalten Sie mein Andenken bei Ihrer Frau Schwester und Ihrem Herrn Schwager. Körner.

Die beiden folgenden Briefe beziehen sich auf die Gesamtausgabe von Schillers Werken, welche, von Körner redigiert, mitten in Deutschlands höchster Bedrängnis erschien.

*) „Goethes Umgang ist mir wohlthuend, er spricht über wissenschaftliche Dinge mit uns und Naturgeschichte." (Charl. Schiller an Cotta, Sept. 1805.)

Digitized by Google

Der junge Körner war inzwischen herangewachsen, auch eine Sammlung seiner Jugendgedichte bereits veröffentlicht worden (1816). Theodor, wie er sich nun hieß, wurde im Mai 1811 während seines Berliner Aufenthaltes von einer schweren Krankheit befallen, gegen die er Heilung in Karlsbad suchen mußte. Die ganze Familie begleitete ihn dahin.

Karlsbad, den 3. Juli 1811.

Seit gestern sind wir hier, teuerste Freundin, nach einer sehr beschwerlichen Reise. Mein Sohn hatte zweimal den Fieberanfall, am 1. und 3. Tage der Reise, und am 2. Tage trafen wir auf vier Gewitter unterwegs.

Goethe ist nicht mehr hier. Ich muß Sie also bitten, ihm mein Konzept der Lebensbeschreibung*), wenn Sie und Ihre Frau Schwester es gelesen haben, mitzuteilen. Da er sehr oft erwähnt ist, so wünschte ich sehr, daß er gegen die Art, wie es geschehen ist, nichts einzuwenden hätte. Ich habe mich bemüht, weder Schillern noch ihm etwas zu vergeben, und doch nichts Charakteristisches wegzulassen. Sollte während des Juli noch jemand aus Weimar nach Karlsbad kommen, so haben Sie die Güte, ihm das Manuskript für mich mitzugeben, außerdem wünschte ich es in der ersten Woche des Augusts in Dresden wieder zu erhalten.

Hofrat Meyern hoffe ich hier oft zu sprechen. Sonst ist von interessanten Personen für mich fast gar nichts da.

*) Gemeint sind die „Nachrichten von Schillers Leben", womit Körner die erste Ausgabe von Schillers sämtlichen Werken (Cotta, 1812—1815) einleitete.

Digitized by Google

Indessen bin ich zufrieden, wenn für meine Frau und meinen Sohn der Aufenthalt von guten Folgen ist.

Leben Sie recht wohl. Die Meinigen empfehlen sich Ihnen bestens. Bei Ihrer Frau Schwester bitte ich mein Andenken zu erhalten.

Körner.

Dresden, am 15. August 1811.

Seit wenig Tagen sind wir wieder in Dresden, teuerste Freundin, wo ich Ihre beiden Briefe nebst meinem Manuskripte und dem Goethischen Briefe vorgefunden habe. Es freut mich sehr, daß Sie und Goethe mit meinem Aufsatze zufrieden sind. Von Ihrer Frau Schwester schreiben Sie nichts, und ich wünschte gleichwohl sehr zu wissen, ob auch sie gegen meinen Versuch nichts zu erinnern hätte.

Ueber den Ruf nach Tübingen und die damalige Zusicherung einer Zulage hatte ich in einem Briefe Schillers vom 5. April 1795 folgende Stelle gefunden:

„Ich habe in dieser Zeit eine förmliche Vokation nach Tübingen erhalten, mit einem zwar mäßigen aber in der Folge zu verbessernden Gehalt. Ich habe sie aber, weil ich keine bestimmten Pflichten übernehmen kann, ausgeschlagen. Vom Herzog von Weimar habe ich mir dafür eine Verdoppelung meines Gehalts ausgebeten, im Fall meine Gesundheit mir die Schriftstellerei untersagte. Dies ist mir bewilligt worden."

Der Fall, auf welchen sich das Gesuch beschränkte, trat damals nicht ein, also erfolgte keine Zulage, und ich muß

Digitized by Google

daher allerdings die Stelle abändern und bloß eine Zusicherung erwähnen.

Wegen des Großherzogs von Frankfurt*) werde ich nach Ihrem Wunsche noch eine kurze Note beifügen. Ich bin über dies Verhältnis absichtlich kurz gewesen, weil ich das Ansehen vermeiden wollte, als ob Schiller nötig hätte, mit fürstlichen Bekanntschaften zu prangen.

Cottas Anerbieten**) für die Werke scheint mir nach der jetzigen Lage des Buchhandels und nach dem, was er für das Theater gegeben hat***), sehr annehmlich. Nach seinem letzten Briefe an mich will er den Druck im Herbst anfangen, und scheint nun geneigt, das Format von Goethes Werken zu wählen.

Unser Aufenthalt in Karlsbad war diesmal sehr unruhig. Mein Sohn behielt das Fieber in den ersten Wochen, und meine Tochter schien ernstlich krank zu werden. Es

---

*) Dalberg, Koadjutor von Mainz und Statthalter von Erfurt, später Fürst Primas und Großherzog von Frankfurt. Körner hatte seine werkthätige Freundschaft nur mit zwei Zeilen erwähnt.

**) „Körners Plan nach sollen die Werke 12 Bände füllen, die so ziemlich wie Goethes Werke ausfallen möchten, und da dächte ich, wir setzten zunächst den nämlichen Maßstab wie bei Goethe fest, zehntausend Thaler sächsisch." (Cotta an Ch. Schiller, 26. Juli 1811.)

***) In Cottas Honorar-Konto liest man (Schiller u. Cotta S. 688 f.): „26. Mai 1806. Honorar für sämtliche Theater von Schiller auf Ostern 1806 10 000 fl." Charlotte Schiller bekam außerdem bei Verlängerung des Kontraktes für die sämtlichen Werke am 6. August 1817 neue 10 000 Rth. und am 4. Oktober 1825 abermals 10 000 Rth. Schillers Erben erhielten laut Vertrag vom 3. Dezember 1826 für das 25jährige Verlagsrecht 70 000 Rth. und für den Briefwechsel zwischen G. und S. 4000 Rth.

Digitized by Google

ging aber vorüber und schien bloß eine Krise bei der Wirkung des Brunnens zu sein. Wir blieben über acht Tage länger, weil die Kur meiner Frau unterbrochen worden war. Mein Sohn blieb über drei Wochen vom Fieber frei, erholte sich völlig und konnte ohne Bedenken die Reise nach Wien unternehmen, wozu ich die letzten Monate dieses Sommerhalbjahrs für ihn bestimmt hatte. Wir übrigen sind glücklich hier wieder angelangt, befinden uns alle wohl, und ungeachtet der Störungen scheint die Kur meiner Frau nützlich gewesen zu sein. Ich selbst hatte in Karlsbad an beiden Füßen die Rose, aber ohne weitere Folge. Für mich war der dortige Aufenthalt sehr uninteressant. Goethe war schon fort, und sonst war für mich nichts Bedeutendes vorhanden.

Leben Sie recht wohl und empfehlen Sie uns Ihrer Frau Schwester bestens. Die Meinigen lassen Ihnen viel Herzliches sagen.

Sorgen Sie ja für Ihre Gesundheit, und erfreuen Sie uns bald durch Nachrichten von Ihrer völligen Besserung.

Körner.

Man kennt die weiteren Schicksale der Familie. Theodor, dessen edelmütige, schnellfertige Art schon in den Flegeljahren vom Vater erkannt worden war, beteiligte sich am Befreiungskampfe und fiel am 26. August 1813 in dem Gefecht bei Gadebusch. Am 15. März 1815 starb auch Emma Körner. Bald darauf zog Körner von Dresden nach Berlin, wo er als preußischer Staatsrat im Ministerium des Innern noch jahrelang thätig war. Nie rostete seine Liebe zu Musik und Dichtung, und wenn auch sein Lebensabend kein heiterer

Digitized by Google

sein konnte, so erhellte ihn doch hin und wieder ein milder Schein, der aus dem Himmel der Kunst auf sein schmerzenreiches Dasein fiel. Er starb nach kurzer Krankheit am 13. Mai 1831, beinahe fünfundsiebzig Jahre alt. Das Jahr darauf folgte ihm seine Schwägerin Dora. Nur seiner Witwe gönnte das Schicksal noch lange, und wie es scheint, glückliche Lebensjahre. Am 10. Januar 1833 schreibt sie an Karoline v. Wolzogen:

„Viel hatte mir Gott gegeben von seiner Liebe. Ob's auch dunkel um mich ist, und es umfangen mich Schatten — vergess' ich nicht, wie mir sein Sonnenlicht an tausend Morgen erschienen ist, heiter und unendlich glücklich, und mein weinendes Auge hängt an der Vergangenheit in stiller Zuversicht — wie lange kann es noch währen!"

Es währte noch Jahr um Jahr. Sie erlebte den Tod von Schillers Sohn, Ernst (1841) — „der arme Ernst Schiller, sollte er schon so früh vollenden?" — und erst im August 1843 starb sie, einundachtzigjährig, neunundfünfzig Jahre, nachdem jener herrliche Brief geschrieben worden, der einst zu dem schönsten unter allen in der deutschen Litteratur verewigten Freundschaftsbündnissen den Grund gelegt hatte.

Digitized by Google

Mannheimer Freunde.

Digitized by Google

Heinrich Beck.

I.

Wir haben unsern Dichter von Mannheim nach Leipzig, von Leipzig nach Dresden, von Dresden nach Weimar begleitet und verließen ihn vor den Thoren der deutschen Musenresidenz. Heute müssen wir wieder an den Rhein, um uns nach den Freunden und Freundinnen umzuschauen, die er in der Pfalz zurückgelassen hatte. Es gilt zunächst einen Gang durch den Tumult der dortigen Theaterwelt.

Thronten zu Weimar in stolzer Abgeschiedenheit die Olympier der deutschen Dichtkunst, so hatten in Mannheim alle frohen Erdengötter ihre Herberge aufgeschlagen und führten rastlos den Reigen eines wechselreichen Genußlebens. Kurfürst Karl Theodor war ein sogenannter kunstsinniger Souverän. Die bösen Triebe, die er später gegen die Bayern walten ließ, schlummerten noch unter der Decke jenes autokratischen Dilettantismus, der alle Kunst bevormundete, auf allen Geistesgebieten Vorsehung spielte, am liebsten natürlich beim Theater. Oper und Schauspiel hatten in Mannheim ihre eignen Häuser. Aber auch Antikensammlungen, Bildergalerien, prahlerische Parkanlagen erhöhten den Reiz

Digitized by Google

der Stadt und ihrer Umgebung. Das bürgerliche Elend des Jahrhunderts verkroch sich überall hinter dem fürstlichen Prunke, und dieser, sonst nur ein Abklatsch des Versailler Hoflebens, trug diesmal das Fabrikzeichen des Deutschtums. Karl Theodor war ein deutscher Fürst, Mannheim eine deutsche Stadt. Man schrieb deutsche Schauspiele, deutsche Tragödien, sogar deutsche Opern. Das Wort „national" war am Rhein so gut in der Mode wie an der Donau und an der Spree; Mannheim hatte so gut wie das josephinische Wien und wie bald darauf Berlin ein National-Theater, zu dessen Dichter ein Lessing berufen werden sollte. Ja, man sprach dort nicht allein von einer deutschen, sondern auch von einer pfälzischen Litteratur, und ihre feste Burg war „die kurpfälzisch-deutsche Gesellschaft", eine Art Akademie, die, von Dalberg präsidiert, unter der unmittelbaren Aufsicht des Landesvaters stand. Aber aus allen litterarisch-künstlerischen Anstrengungen wäre für Mannheim wenig Ehre erwachsen, wenn sie nicht durch das unverhoffte Erscheinen zweier Geistesfürsten einen idealen Schwung erhalten hätten. Heute noch leuchtet die Sonne Mozarts und Schillers über der Stadt am Rhein, und diese seine großen Söhne dem deutschen Volke näher gebracht zu haben, das ist sicherlich kein geringer Ruhm. „So wie ich Mannheim liebe, so liebt auch Mannheim mich," schrieb Mozart seinem Vater, und es war „ein rechtes Gereiß" um ihn, als er zum zweitenmal (November 1778) dort erschien. Die Stadt hieß damals das Paradies der Musik. Schiller nannte sie bald darauf das Paradies der dramatischen Muse — allerdings bevor er die Bitternisse dieses Paradieses gekostet hatte.

Digitized by Google

Indes fand auch er dort neben allen Widerwärtigkeiten des offiziellen Theaterverkehrs viel Freundschaft und herzliches Entgegenkommen. Unter den Schauspielern war es namentlich Heinrich Beck, dem er sich vertraulicher anschloß. Ihm und der gemeinschaftlichen Freundin Charlotte v. Kalb schickte er von Dresden aus, gleichsam als épreuves d'artiste, die Aushängebogen der „Thalia“. Ihm schrieb er mehrere Briefe, die leider verloren gingen oder noch nicht wiedergefunden wurden; ihm bewahrte er sein Lebenlang ein freundschaftliches Gedächtnis. Wir geben hier einen Brief Becks, die Antwort auf Schillers ersten Gruß aus Dresden. Von den zehn eng beschriebenen Quartseiten haben sich leider nur die letzten sechs am Leben erhalten. Doch ist das Schreiben auch in seiner fragmentarischen Gestalt eine wertvolle Erinnerung an Schillers Wanderjahre; es eröffnet Perspektiven auf den Mannheimer Mikrokosmos, wie sie keine der landläufigen Biographien zu geben vermag; was der junge Dichter an Freud und Leid dort erfuhr, scheint in diesen Zeilen nachzuklingen, und fast alle Personen, mit denen Amt und Wahl ihn zusammenführten, sehen wir in buntem Wirbel an uns vorübereilen. Um dem Briefe einen Hauch seiner Gegenwart zurückzugeben, ist es notwendig, die Figuren und Verhältnisse, die er schildert, etwas näher zu betrachten. Dem Briefsteller ziemt der Vorrang.

Heinrich Beck, 1760 geboren, war um wenige Monate jünger als Schiller. Eduard Devrient nennt ihn eine weiche, edle Natur, einen feinen, sinnvollen Künstler in Liebhaber- und Heldenrollen; seine lange Gestalt, sein nasales Organ, sein dürftiges Mienenspiel scheinen sein schauspielerisches

Digitized by Google

Talent am höheren Fluge gehindert zu haben. Mit Iffland und Beil bildete er die vielgenannte Künstlertrias, welche dem schläfrigen Gange des Mannheimer Theaterlebens ein bewegteres Tempo zu geben suchte. Wir dürfen wohl annehmen, daß dies erst mit Hilfe Schillers gelang. Seit 1781 befand sich das Hoflager des Kurfürsten in München; viertausend Personen waren ihm dahin gefolgt, mit ihnen alle Schaulust und Theaterfreude; die Mannheimer Künstler spielten vor den leeren Bänken. Da geschah die erste Aufführung der Räuber (13. Januar 1782): mit Einem gewaltigen Rucke ward das Publikum aus dem Schlafe gerüttelt, und ein erfrischender Luftzug drang wieder in die öden Räume des Schauspielhauses. Beck spielte den Kosinski an jenem merkwürdigen Abend, bei späteren Aufführungen den Hermann, doch mit nicht genug „ungesitteter Wildheit", wie Dalberg rügte. Er war in der Folge der erste Bourgognino, der erste Ferdinand und entweder der erste Posa oder der erste Don Carlos. Da zu derselben Zeit unter den hervorragenden Mimen des Mannheimer Theaters auch ein Böck sich befand, so stößt man auf beständige Verwechselungen der beiden Namen. Der liebenswürdige Iffland, dessen Memoiren eine Hauptquelle für die Kenntnis dieser Dinge bilden, hat viel zu viel vom Erfolge seiner eignen Stücke zu erzählen, um sich mit der Geschichte der Schillerschen Dramen abgeben zu können; von Don Carlos sagt er kein Wort. Könnte man Devrient und dem Drucke des Briefwechsels zwischen Schiller und Körner auf den Buchstaben glauben, so müßte Beck den Posa gespielt haben, indes die von Arnold Schloenbach publizierten Besetzungen ausdrücklich und zu wieder-

Digitized by Google

holtenmalen Beck als Don Carlos und Böck als Posa anführen. Jedenfalls steht fest, daß der Freund Schillers unter den ersten der pfälzischen Bühne einen Ehrenplatz einnahm: er war Mitglied des Ausschusses, den Dalberg, offenbar nach dem Vorbild der sogenannten Versammlung des Burgtheaters, eingesetzt und mit der Auswahl der Stücke, mit der Rollenbesetzung, mit der ganzen dramaturgischen Hauswirtschaft betraut hatte; er war es, der in der Beantwortung der von Dalberg gestellten Preisfragen seinen Kollegen den Rang ablief und die dramatische Ehren-Medaille erhielt; er war der Schriftsteller der Truppe, denn ihm sollte auch die Führung des dramaturgischen Tagebuchs übertragen werden; er war endlich, und dies zu allererst, der Freund Schillers, eines Mannes nämlich, der den geistigen Rangunterschied zwischen Dichter und Schauspieler, zwischen Kunst und Kunststück weit schärfer betonte, als man gemeiniglich zu glauben scheint, der gleich Lessing mit „dieser reizbaren Menschenklasse" seine Rechnung beizeiten abgeschlossen hatte. Ueber Beck schrieb er an Körner: „Schade, daß er ein Schauspieler ist und es sein muß. Wie schön würde er sich zu unserm Bunde schicken!" Wer aufmerksam hinhorcht, hört in diesem Bedauern die Stimme bitterer Erfahrung und reifer Menschenkenntnis und dazwischen das schönste Lob für Becks Persönlichkeit.

Eine Betrachtung der Mannheimer Theater-Verhältnisse führt notwendigerweise den Namen Dalberg unter die Feder. In seiner rückhaltlosen Mitteilung an Schiller entwirft Beck kein sonderlich angenehmes Bild von dem kurpfälzischen Theater-Intendanten; wir sind aber überzeugt, daß es der

Digitized by Google

Wahrheit näher kommt, als alle Schönfärbekünste, die in den Schiller-Biographien an den „Reichsfreyen Hochwohlgebornen, insonders Hochzuvenerirenden Herrn Geheime Rath“ verschwendet werden. Das Verdienst, die erste Aufführung der Räuber ermöglicht zu haben, bleibe ihm ungeschmälert, und die etwas theatralische Uneigennützigkeit, mit welcher der reiche Mann die Besoldung seines Amtes zurückwies und sogar seine Loge im Schauspielhause bezahlte, möge ihm immerhin zur Ehre angerechnet werden. Nur erlasse man uns die Bewunderung seiner Bühnenleitung. Dalberg war der Doktrinär der Schauspielkunst. Was nur in dieses Fach einschlug, wurde von ihm rubriziert, schematisiert, dogmatisiert. Seinen Theater-Ausschuß verwandelte er in ein ästhetisches Büreau, das alles und jedes sauber zu Protokoll bringen und mit diesen Protokollen der Kunst neue Bahnen vorzeichnen sollte. Gewiß erstrebte er das Beste; daß er aber seine Zwecke durch theoretische Spielereien, durch dramatische Preisfragen, mit denen er seine Künstler heimsuchte, zu erreichen wähnte, war geradezu einfältig. Statt ihre volle Kraft dem Rollenstudium und überhaupt der Praxis ihrer Kunst zu widmen, quälten sich die armen Schauspieler mit Fragen wie diese: „Was ist Anstand auf der Bühne?“ — „Was ist eine National-Schaubühne im eigentlichen Verstande?“ — „Ist das Händeklatschen oder eine allgemein herrschende Stille der schmeichelhafteste Beifall für den Schauspieler?“ Um diese Zeit entstand der Ausdruck: ein denkender Künstler. Zum Verwundern war es aber nicht, daß Baron Dalberg über das schlechte Memorieren ewige Klage führen mußte. Er entledigte sich dann seines Grimmes in scharfen „Weisungen“ und „Erlassen“ an

Digitized by Google

den Theater-Ausschuß, wie er denn fast über jede Vorstellung eine Art Bulletin zu Protokoll gab, darin er sein Urteil aussprach, öfters Tadel als Lob. Es ist unglaublich, wie die Mannheimer Schauspieler von ihrem Baron gehofmeistert wurden, und man kann sich denken, was der junge Schiller in dieser Atmosphäre gelitten haben mag, er, der als Theaterdichter Stücke schreiben, als Mitglied des Theater-Ausschusses fremder Leute Werk begutachten, als Mitglied der Deutschen Gesellschaft ästhetische Aufsätze verfertigen sollte und nach drei Seiten hin dem doktrinären Feldwebel Gelegenheit zum Kritisieren und Katechisieren gab. Wohl hatte der junge Dichter bisweilen ein freundliches Wort für den mächtigen Theaterherrn, aber sobald ihm die Hoffnung von anderswo winkte, entfloh er dem Bereiche seines Kommandowortes.

Was Baron Dalberg als Intendant des Mannheimer Bühnenwesens war, das war er ohne Zweifel auch als Vorstand der Deutschen Gesellschaft. Diese Gesellschaft scheint der Schöppenstuhl gewesen zu sein, vor dem sich jeder selbstständige, das Herkömmliche überschreitende Schriftstellerversuch zu rechtfertigen hatte; auch von hier aus glaubte man mit Preisfragen und dergleichen Zeitvertreib für gelehrte Kinder die Wiedergeburt der vaterländischen Litteratur erzwingen zu können; auch hier suchte man jede ästhetische und litterarische Frage zu kodifizieren und in den Sonntagsrock eines Dogmas einzukleiden. Die Mehrzahl dieser vortrefflichen Menschen mag beim Erscheinen der Räuber sich entsetzt haben, als ob ein Erdbeben den Fußboden erzittern machte. Freiherr v. Dalberg mußte wohl an vorübergehender Geistesschwäche leiden, daß er so etwas aufführen, Hofkammerrat Schwan

Digitized by Google

ganz und gar den Verstand verloren haben, daß er so etwas drucken konnte! Es war schlechterdings notwendig, die beiden verirrten Mitglieder der Gesellschaft, deren eines sogar als Präfekt des gesamten kurpfälzischen Litteratur-Lebens veneriert wurde, auf den rechten Weg zurückzuführen, und Herr Professor Klein, ein Ex-Jesuit, unterzog sich der verdienstvollen Aufgabe. Er schrieb eine langatmige Kritik der Räuber, in der er dem blutjungen Dichter vorwarf, daß er noch kein Euripides sei, daß er die edlen Grazien in Mistsümpfen bade und statt Apolls Leier ein anstößiges Schweinegrunzen ertönen lasse. Zum Teil jedoch ist die Kritik ziemlich sachgerecht und nicht ohne Frische geschrieben, selbst nicht ohne Wohlwollen. Vor allem kann es der Herr Professor nicht leiden, daß auch andre mit Schiller sich befassen; Schiller gehört *ihm*, Schiller ist *sein* Opfer, das er keinem andern preisgeben will, und als nun auch im Württembergischen Repertorium eine Kritik der Räuber erschien, findet er, daß der Verfasser derselben mit dem Dichter ungerecht verfahre. Er schützt Schiller gegen Schiller, denn bekanntlich war kein andrer als der Dichter selbst der Autor jener Stuttgarter Beurteilung. Solcherlei Menschlichkeiten hatten ihre eigne Komik, aber keine erquickliche Komik; dahinter nisteten Neid, Mißgunst, Eigendünkel, Ränkesucht, kurz alle Erbärmlichkeiten eines kleinstädtischen, kleinstaatlichen, kleinhöfischen Organismus. Eine unfruchtbare Sehnsucht nach etwas Besserem, Höherem zog durch die Mannheimer Welt, im übrigen aber war sie nicht anders bestellt, als andre Welten — dies sagt uns am besten Heinrich Beck in seiner mitteilsamen Laune; ihm wollen wir endlich das Wort lassen:

Digitized by Google

Nun zur förmlichen Beantwortung Deines Briefes.

Wer so wie Du seine Zeit zu verwenden weiß, der ist vor den Vorwürfen über Vernachlässigung der Korrespondenz ziemlich gesichert. Meine Wünsche gehen zwar weiter, als ich erfüllt glauben darf — aber ersetzest Du mir nicht mit einem Briefe, was getäuschte Hoffnung eine Zeitlang mir entzog?

Dein Trost war mir wert — so konnte Carlos im Lande der Ex-Jesuiten nicht aufgeführt werden. Du versprichst eine theatralische Bearbeitung: ich habe viele Gründe für und dagegen. Die Gründe dagegen sind: erstlich müßte Dir es weh thun, von einem solchen griechischen Bilde nur einen Finger, geschweige denn ganze Hände und Füße abschlagen zu müssen. Eine Zeile thäte mir weh. Zweitens wäre es gegen das System vom reinen Ertrage Deines Talents, welches immer zu neuen Schöpfungen fliegen muß. Gründe dafür sind: erstlich Dein ökonomischer Vorteil — ich habe dafür eine Idee — Du solltest bei den besten Theatern bekannt machen, daß Du für so und so viel den Carlos für die Bühne einrichten wolltest. Den Preis möchtest du bestimmen, entweder eine Summe im Ganzen oder das Honorarium von jeder insbesondere, nach Maßgabe ihrer inneren Kräfte. Ich dächte, daß auf diese Art eine ziemliche Summe herauskommen dürfte. Für einen ansehnlichen Tribut der hiesigen Bühne stehe ich. Herr Dalberg kann's mir nicht abschlagen, wenn ich auf dem Ankauf des Carlos bestehe. Der zweite Grund dafür ist: weil es zu empfindlich für Dich sein müßte, Dein liebstes Kind wie einen verwahr-

Digitized by Google

losten Bankert von Buben geschändet und verstümmelt dem Volke vor die Augen gebracht zu wissen. Wenn Gründe und Gegengründe Dich unbestimmt halten sollten — so gebe die Freundschaft den Ausschlag! Ich erinnere Dich an Deine heiligen Wünsche für mein Glück. Weißt Du noch, wie wir auf dem Platze am hiesigen Schauspielhause herumgingen und Pläne schmiedeten für meinen Künstlerruf? Der Zeitpunkt ist da. Carlos ist eine Rolle, wie noch keine war und keine mehr sein wird! Möchte dies Dich bestimmen!

Du nimmst die Aeußerungen meiner innigen Schätzung deiner dortigen (Dresdener) Freunde mit Wärme auf und willst mich stolz machen durch Vergleich. Ich bin nicht so unbescheiden, dies so bar wie Münze einzustreichen. Ich kenne die Grenzlinien zwischen ihnen und mir sehr wohl. Sie sind das für Dich, was ich gern sein möchte. Sie begießen und erfrischen das in Dir, wovon ich nur die Früchte genieße. Wie viel bleibt ihnen an Verdienst zuvor! Wollte Gott, ich könnte es mir erwerben, in ihren Zirkel hineingelassen zu werden; wollte Gott, ich käme einst der Gegend nahe — ich wollte versuchen, mich des heiligen Bundes der Freundschaft, Weisheit und Thätigkeit würdig machen zu lernen.

Charlotte v. Kalb ist glücklich mit einem Mädchen entbunden. Beide sind so gesund, so glücklich, als sie verdienen. Ich war gestern an ihrem Bette, ich las ihr Deinen Brief, ich küßte ihre Hand und war so glücklich in ihrer Gesellschaft! Daß wir doch nie so ganz wissen, was wir besaßen, als bis wir auf dem Punkte sind, es zu verlieren. Ich fluche jetzt der Konvenienz, daß sie mir versagte, öfter bei ihr zu

Digitized by Google

sein! Mit ihr scheidet alles, was ich schätze und liebe! Ich kann, ich kann es in Mannheim nicht aushalten!

Dies führt zur Antwort auf Deinen Vorschlag. Du hast meine ganze Lage auf Noten gesetzt. Jeder Griff traf Saiten, die vorher nur leise in mir klangen. Ich gehe von hier, das ist beschlossen; wohin, das weiß ich noch nicht. Ich habe überall Aussicht, aber etwas steht mir im Wege; weiter unten sollst du es erfahren. Mein Herz zieht mich zu Dir hin, aber alles Uebrige entfernt mich vom Dresdener Theater. Unter einem Bondini stehen, den Kaprizen und Kabalen eines Reineke zu unterliegen, unstet herumwandern zu müssen — und dann an einem Orte, wo der Geschmack gar nicht zu Hause ist, wo der Hof bigott, der Adel steif, der Bürger arm und feig ist — alles dies sind Inkonvenienzen, die ich schwerlich werde ertragen lernen. Beantworte mir hievon, was Dir gut dünkt. Wir müssen dieses Kapitel fortsetzen, es ist zu wichtig für mich.

Dein Urteil, die Deutsche Gesellschaft betreffend, ist gleich wahr. Gewählt bin ich, bestätigt vom Hofe — nicht, durch Eigensinn des Ministers und Kabale der Klein und Stengelschen Partei. Die Alten haben erklärt, daß sie keine weitere Wahl vornehmen wollten und könnten, bis diese Wahl bestätigt sei; also wird und muß sie dessenungeachtet bestätigt werden. Wann? Das weiß der Himmel. Dalbergs eigner Bruder wird so lange nicht vorgeschlagen, bis wir Mitglieder sind. Festhalten kann mich dies nicht. Es ist ein Schritt mehr für die (leider darf man noch so sagen) allgemeine Toleranz der Schauspielkunst; als solchen betrachtet, ließe sich etwas dafür thun. Ich sehe auch diese Ernennung nicht

Digitized by Google

als eine Stelle im Vorhofe des Apollotempels an — die Gesellschaft ist zu wenig mit den Musen Freund — ich sehe sie an als eine Bruderschaft von Dikasteriisten, Adel, Dichtern, Pfaffen und andern Ständen, wodurch nur der Schauspielstand klassifiziert wird. Es gehört alles für die Klasse der Dummköpfe — aber die heißen Legion, denn ihrer sind viel.

Was meinen Vorschlag zur Revanche betrifft? Vergiß, daß ich ihn that! Schurken und Dummköpfe gibt's ja überall; was können die hiesigen dafür, daß sie nicht besser sind!

Es freut mich sehr, daß das Dresdener Publikum Dir einen Beweis seiner Hochschätzung ablegte*); es war hinlängliche Entschädigung für Dein verhunztes Werk. Denn hier erlebtest Du ja auch öfters das letztere, ohne je das erstere zu erfahren.

Ich war bei Schwan, habe ihm das Stückchen von Deinem Brief gezeigt; er ist versöhnt und wird Dich nun besuchen**). Am Mittwoch reist er mit seinen Töchtern ab, besucht die Leipziger Messe, und von da geht er auf wenige Tage nach Dresden, um Dich zu sehen. Er ist jetzt sehr mein Freund; eine Kleinigkeit hat den kalten Mann warm gemacht. Ich muß Dir es erzählen.

Vor ein paar Monaten brannte ein Haus, welches an

*) Bezieht sich wahrscheinlich auf eine Aufführung des Fiesco in Dresden.

**) Schiller hatte sich über seine Mannheimer Verleger Schwan und Götz, die hinter seinem Rücken eine zweite Auflage des Fiesco veranstaltet hatten, sehr unsanft geäußert. Der hier erwähnte Besuch hat wirklich stattgefunden. Schiller traf mit der Familie in Meißen zusammen und spielte dann bei den schönen Töchtern, deren eine die bekannte Margarete war, die Rolle eines galanten Fremdenführers durch Dresden.

Digitized by Google

die Hintergebäude von Schwans Wohnung stieß. Es war sehr viel Gefahr. Ich war fast der erste in seinem Hause, da ich zufällig wachte (es war in der Nacht). Ich half löschen, retten, und that, was Menschenpflicht forderte. Diesen kleinen Dienst hat er mir hoch angerechnet.

Ich freue mich außerordentlich auf die Reichhaltigkeit des neueren Heftes deiner „Thalia". Die „Philosophischen Briefe" erregen begierige Erwartungen. Der dritte ist von Körner — von wem aber die andern? Von Dir selbst.

Dein Geist ist so gediehen, daß jeder Plan, den Du mit Wärme umfassest, von nun an für ein Produkt der Vortrefflichkeit vorauszukaufen ist. Bleibe ja Deinem Vorsatze getreu, sie unter fremden Namen herauszugeben — wie herrlich wäre der Triumph über Deine Neider und Feinde, wenn sie Deine eignen Werke Dir zum Muster empfehlen müßten! Vor anderthalb Jahren hättest Du dies mit besserem Erfolge ausführen können — jetzt aber nicht mehr so leicht. Dein Carlos wird Dein Verräter. Von Akt zu Akt, von Szene zu Szene steigst Du über Dich selbst hinaus — der Sprung vom Carlos zu noch etwas Größerem kann kaum stattfinden.

Jünger ist ein zweiter Diogenes cynicus — nur schade, daß seine Arbeiten auch oft nach seiner Tonne schmecken. Seine Vorrede sagt, daß er wohl denken kann, aber sein Lustspiel zeigt auch, daß er's sehr bald wieder aufgibt. Im Ernst — als (wenigstens sogenannter guter) Freund — hättest Du ihm raten sollen, diese beiden Stücke von einander zu trennen. Er fordert den Leser heraus, um sich — mit einem Geigenbogen zu verteidigen. Der Mann schreibt wirklich zu vieles. Das soll Aufstellung sein von Gemälden aus der

Digitized by Google

gegenwärtigen Welt? Wo studiert er seine Welt? Es gibt wohl Ehemänner, welche mit dem Leichtsinn ihrer Weiber nicht zufrieden sind; auch Weiber, die bei ihrem Leichtsinn gutes Herz besitzen — aber sie borgen nicht den Handwerksleuten auf diese Art ab ꝛc. Was für ein unleidliches Geschöpf ist nicht der Aventurier. Der Herr Gouverneur und Onkel, der sich wie ein holländischer Bootsmann ankündigt? Er appelliert an die Schauspieler? Freilich müssen sie hier veredeln — aber wer veredelt dem Leser? Der Plan ist uralt. „Der allzu gefällige Ehemann" und „Der Schein betrügt" *) enthalten schon dasselbe. Die (sogenannten neuen) ihm eignen Charaktere sind unmodisch und unwahr. Dessenungeachtet wird es auf der Bühne gefallen. Denn was gefällt jetzt auf der Bühne nicht alles, wenn's nur platt und deutlich ist? Ich habe es zu beurteilen; es ist noch nicht, aber es wird ganz gewiß aufgeführt werden.

Ein ähnlicher Schriftsteller mit weniger Beruf, aber mehr Glück ist Brezner. Das ist ein schreibseliger Kaufmann! Seine Stücke gefallen der feineren Erziehung zum Trotze. Er läßt die Frauenzimmer vom Stande sprechen — Liebesanträge machen, wie die Aepfelmädchen. Jetzt haben wir wieder ein Lustspiel von ihm in der Arbeit, „Das Räuschchen" genannt. Da ist ein Charakterchen, ein gewisses Schlingelchen, Brandchen mit dem Namen, das man gleich peitschen möchte, sobald es nur erscheint. Was haben die Leute nicht für eine leichte lustige Einbildungskraft, solche Maikäfer für Menschen auszugeben! Und dann die Sprache

*) Lustspiel von Brandes.

Digitized by Google

— gerechter Himmel, welche Sprache! Das soll populär sein — Konversationston. Ja wohl — aber aus den Kasernen und vom Fischmarkt. Ein Glück für uns, daß die benachbarten Nationen solcherlei Produkte nicht zu sehen bekommen; was für einen erschrecklichen Begriff müßte man sich von unsrer Litteratur machen.

Wieder auf Jünger zu kommen — sein Gedicht auf die Jacquet gefällt mir recht wohl. Wenn Du Dich für ihn als guter, froher Mensch interessierst, so thut mirs leid, daß ich sein Dichtertalent heruntersetzte. Indessen, es ist meine Herzensmeinung, und die möchte ich Dir nie verleugnen. Hier ist das Muster eines saftigen Briefes zurück.

Herrn v. Dalberg habe ich nichts gesagt und nichts gezeigt. Ch(arlotte) war mit mir gleicher Meinung. Er übersetzt jetzt ein englisches Stück in deutsche Jamben, und da möchte er Deine Verse gemessen und die Schönheiten des Carlos übersehen haben. Ich könnte mit keinem Menschen aushalten, der Deinem Carlos — besonders diesem Teil — nicht volle Gerechtigkeit widerfahren ließe. Darum weiche ich lieber aus, wo ich dies zu befürchten habe, und dies ist der Fall mit Dalberg. Er müßte ungerecht sein, weil er schwach und eifersüchtig ist. Ja, lache immer. Er ist Autor, übersetzt häufig und läßt sich erstaunliche Komplimente von seinen Tischgenossen u. s. w. machen; liest dabei keine Rezensionen, weil er keinen Tadel vertragen kann, kurz, er hält sich für sehr schwer in der Autorenwagschale, da er seine Titel mit hineinlegt.

Die Verhältnisse meiner Familie erfordern, daß meine Schwester sich der Schauspielkunst widmet. Hier ist, was ich

Digitized by Google

Digitized by Google

kommen, wenn ich beschreiben wollte, wie sehr ich den Wert fühle, Dein Freund zu sein. Beck.

Den Brief, den Brief —!

Das Datum des Briefes kann nicht gerade auf den Tag, aber doch annähernd festgesetzt werden. Es fällt jedenfalls in den Anfang des Aprilmonats 1786. Am 16. April meldet Schiller an Körner: „Beck hat mir geschrieben; durch ihn erfahre ich die Bestätigung von Charlottens beschlossener Abreise ... jetzt hat auch er Lust, aus Mannheim zu gehen." Letzteres bestätigt Iffland. Die drei Freunde hatten im Frühjahr 1786 „eine recht angenehme Sommerwohnung auf einem ehemaligen kurfürstlichen Jagdhause zu Käfferthal" bezogen und führten dort ein künstlerhaftes Waldleben. In Beil und Beck regte sich dadurch der Wandertrieb; sie wollten ihr Glück auf andern Bühnen versuchen. Iffland gelang es, die Freunde zum Bleiben zu bewegen. Das wußte er freilich nicht, daß Beck seine besonderen Gründe hatte, eine Luftveränderung zu wünschen. Ein Mannheim ohne Charlotte v. Kalb galt ihm eben nichts mehr, und es scheint demnach, daß auch er, wie Schiller, wie jeder, der in den Bannkreis der seltsamen Dame trat, behext war. Zwei Jahre vorher hatte er seine erste Frau verloren, die schöne Karoline Ziegler, die den Folgen eines unglücklichen Falles in „Emilia Galotti" erlag; sein Herz war also frei und dem Zauber Charlottens wehrlos ausgesetzt. Doch wußte er über ihre Abreise sich zu trösten: er heiratete bald darauf eine Demoiselle Schäfer, Schülerin der berühmten Sängerin Dorothea Wendling.

Digitized by Google

Die Namen der übrigen Personen, welche der Brief in bunter Folge an uns vorüberführt, sind uns zum Teil aus früheren Briefen her geläufig. Von dem unausstehlichen Reineke, der mit der Bondinischen Theatergesellschaft in Leipzig, Dresden und Prag hausieren ging, hat schon Ferdinand Huber*) erzählt. Jünger, später k. k. Hoftheaterdichter in Wien, ist ein Bekannter aus Leipzig. Zur Ostermesse des Jahres erschien von ihm ein neues Lustspiel: „Verstand und Leichtsinn", mit einem redseligen Vorwort, das für das feine realistische Lustspiel gegen die Tragödie eintrat, die Kunst des komischen Charakterspielers über der des Tragöden pries und im allgemeinen gegen „die Sucht, zu tragerieren" sich auslieβ. Trotzdem besang Jünger in demselben Jahre den Tod der Wiener Tragödin Katharina Jacquet. Er selbst, der „gute, frohe Mensch", starb schon 1797 an Lebensüberdruß und Geisteszerrüttung.

Der Kaufmann Brezner, der neben Jünger genannt wird, wäre gleich diesem längst vergessen und verschollen, hätte sich nicht die Musikgeschichte seines Namens erbarmt; wir verdanken ihm den ersten Text der „Entführung aus dem Serail". Bekanntlich hat Stephanie der Jüngere unter Mozarts meisterhafter Anleitung das Singspiel des Leipziger Handlungsbuchhalters wesentlich verbessert; Brezner aber verwahrte sich in öffentlicher Erklärung gegen die Unbill, die seinem Werke geschehen sei, und gegen „die herzbrechenden und erbaulichen Verslein", die man hineingeschmuggelt habe. Doch war er so herablassend, seinen Namen neben dem Mo-

*) S. Seite 84.

Digitized by Google

zarts auf dem Theaterzettel zu belassen. Im Tagebuche der Mannheimer Schaubühne heißt es: „Entführung aus dem Serail, Operette von Brezner, mit Musik von Mozard.“ Die Orthographie der Namen war dem Tagebuche ziemlich gleichgültig; es registriert beispielsweise vier Jahre nach Schillers erstem Aufenthalt am Rheine: „Kabala und Liebe von Herrn Schüller.“ Besonders neugierigen Tüpfelmalern diene zur Wissenschaft, daß nach dem erwähnten Tagebuche, von dem wir leider nur die Jahrgänge 1785 und 1786 auftreiben konnten, die erste Vorstellung von „Verstand und Leichtsinn“ am 1. Oktober 1786 und von „Das Räuschchen“ am 2. Mai 1786 stattfand, die letztere „mit allgemeinem Beifall“, zumeist für Demoiselle Witthöft, der künftigen Eboli: „Häufiges und allgemeines Applausum war nur ein Teil des Dankes des ganzen Publikums, der vorzüglichste aber blieb tief in aller Herzen gepräget“. Man möchte glauben, der verliebte Dalberg habe die Feder des Memoiristen geführt. Doch hat derselbe auch für die neu erstehende Rivalin der Witthöft, für die schöne Demoiselle Beck, die im November dieses Jahres als Elisabeth auftrat, nur Lob und Bewunderung. W.

II.

Verfolgt man nun die Schicksale der Mannheimer Bühne in ihrem weiteren Verlaufe, so stößt man auf eine wunderliche Thatsache. Was in unsern Tagen alle Schaulust ersticken und jedes Theater in eine Einsiedelei umwandeln würde,

Digitized by Google

verdoppelte die Lebensfreude der pfälzischen Bühne. Die politische Gluthitze, sonst der Tod jedes friedsamen Genusses, wirkte erfrischend und belebend auf ihr Befinden. Als im nahen Frankreich der Vulkan ausbrach und der entfesselte Sturm Tausende von Emigranten über die Grenze wehte, begann in der stillen Residenz am Rhein ein ungewöhnlich lärmvolles, geschäftiges Treiben. Mannheim ward eine Lieblingsherberge des landesflüchtigen Royalismus, und der lebhafte Charakter der Franzosen, erzählt Iffland, machte sich auch im Schauspielhause sehr bald bemerkbar. Mit den neuen Gästen zog die aufregende Politik ins Theater und setzte sich mit breiter Bequemlichkeit ins Parterre. Bei ihrem Erscheinen auf der Bühne wurden die Schauspieler, je nach ihrer politischen Meinung, mit lautem Beifall oder mit eiskaltem Stillschweigen empfangen; man lauerte mit gespitzten Ohren auf Stellen, die sich zu politischen Anspielungen verzerren ließen, und hatte man erhascht, was man brauchte, so entstand ein Sturm der Freude und der Entrüstung, mitten im Theater ein Zweikampf zwischen alter und neuer Zeit. Eine Vorstellung von Gretrys „Richard Löwenherz" wurde von den Royalisten wie ein Siegesfest gefeiert. Kränze, Verse, Goldstücke regneten auf die Bühne nieder; die Zuschauer umarmten sich und begossen einander mit ihren Thränen; lautes Schluchzen und wildes Geschrei begleiteten den Gesang der Darsteller. Der aristokratische Emigrantenpöbel gebärdete sich auch in Mannheim wie daheim; die ganze Welt hielt er für sein Eigentum, und wo er den Fuß hinsetzte, wuchs ihm ein Versailles aus dem Boden. Das pfälzische Theater lebte dabei in Herrlichkeit.

Digitized by Google

Die Schauluſt war nun einmal nicht tot zu machen in der Stadt am Rhein. Der Krieg brach aus; Frankreich ſtand gegen Preußen und Oeſterreich im Felde; die Pfalz war der Schauplatz eines Völkerkampfes. Deſto beſſer für das Mannheimer Theater. „Die Schauſpiele wurden zu jener Zeit, wie überhaupt während des Krieges, viel beſucht; die Stadt war mit Menſchen angefüllt, und das Hin- und Herreiſen zu den Armeen bildete ein eigenes Verkehr.“ Einen Augenblick dachte man daran, der ernſten Zeit ihr Recht zu laſſen. Die kurfürſtliche Regierung ging damit um, das ganze Theater zu „ſiſtieren“ und alle „Voluptaria zu beſeitigen“; ſogar das Semmelbacken ſollte wegen der Teuerung der Milch verboten und ſtatt der bisherigen Luſtbarkeiten ſollten vierzigſtündige Gebete unternommen werden. Nach wenigen Wochen war der Ernſt verdunſtet, ſtand die Komödie dem alten Leichtſinn wieder offen. Eines Tages vollends (Dezember 1794) lagern ſich die Franzoſen vor der Stadt und rüſten ſich zur Beſchießung — das Repertoire erduldet keine Störung. Man ſpielt juſt eine ausgelaſſene Poſſe, als die erſten Schüſſe krachen, und kaum iſt der Vorhang gefallen, ſo ſchlagen Haubitzen ins Dach des Komödienhauſes. Fünf Tage hernach nimmt man die Vorſtellungen wieder auf. Ein Jahr ſpäter ſoll Mannheim den Franzoſen wieder abgerungen werden; die Kaiſerlichen beſchießen die Stadt, und was dort zurückgeblieben, muß unter die Erde verkriechen. Baron Dalberg bezieht den Keller des Schauſpielhauſes, und dicht daneben hauſt unſer Beck mit Weib und Kind. Das waren bange Tage, Theaterfreuden nicht ſonderlich günſtig. Endlich wird die Stadt von den Franzoſen übergeben, und alsbald kriecht

Digitized by Google

die Schauluſt, bleich und abgehärmt, aus ihrem Verſteck hervor, und auf den Trümmern der zerſchoſſenen Stadt wird wieder Komödie geſpielt, „denn die meiſten kaiſerlichen Bombardiere ſind leidenſchaftliche Schauſpiel-Liebhaber“.

Was immer da kommen mochte, das Mannheimer Theater trotzte allem Mißgeſchick; es widerſtand dem Sturme der Politik, überlebte Krieg und Verwüſtung, und wenn auch ſein künſtleriſches Anſehen dabei mehr verlor als gewann, ſo kräftigte ſich doch ſeine materielle Wohlfahrt und mit ihr die Lebensſtellung ſeiner Mitglieder. Es gab dort Penſions-Dekrete und lebenslängliche Beſtallungsbriefe für die hervorragenden Künſtler, und ſo laut dieſelben gegen den Niedergang der „Mannheimer Schule“ eiferten, ſo feſt klammerten ſie ſich im ſtillen an die Mannheimer Kontrakte. Wir haben gehört, wie ſich Beck hinwegſehnte und nach einem andern Klima ſeufzte. Durch Schiller erfahren wir, daß er im Januar 1787 aufs neue ſeinen Abſchied forderte. Er erhielt ihn nicht und ſcheint ihn auch nicht ernſtlich gewollt zu haben. Mannheim war nicht mehr das Paradies der dramatiſchen Muſe, noch weniger das Paradies der Muſik, aber bei allem Ungemach blieb es das Paradies des Schauſpielers: ihn brauchte man für den vergnügungsſüchtigen Fremdenſchwarm, für die Deutſchtümelei des kurpfälziſchen Hofes, für die dramatiſchen Experimente des Barons v. Dalberg. Heinrich Beck blieb alſo an Mannheim gebunden. Der briefliche Verkehr mit Schiller, nebenbei auch mit Huber, war nicht ſehr ausgiebig. Wie wir bereits bei Anlaß eines Briefes von Forſter*) geſagt haben, trafen ſich die Freunde im

*) Siehe S. 114 f.

Digitized by Google

Januar 1791 zu Weimar, wo Beck für ein Gastspiel „auf acht Tage gemietet" war (S. an Körner). Erst nach einer langen Pause von zehn Jahren erneuert sich das Gedächtnis ihrer Freundschaft durch einen Brief Becks, der mittlerweile (seit 1800) von Mannheim nach München berufen worden, um unter Babos litterarischem Einflusse die praktische Leitung des Theaters zu übernehmen. Schiller war schon seit einiger Zeit von Jena nach Weimar übergesiedelt.

München, den 31. März 1801.

Möge dieser Brief mein Andenken erneuern! Du lebst immer, mein unübertrefflicher Freund, in Deinen Werken und in meinem Herzen! Zehn Jahre sahen wir uns nicht mehr, bald sind es zwanzig Jahre, wo das Band der Freundschaft geknüpft wurde! Ewig unvergeßlich ist mir jene Zeit! Es war die schönste meines Lebens.

Herr Gern*), der diesen Brief überbringt, bittet, Deinen Einfluß dort zu seinen gunsten anzuwenden! Als sehr bedeutender Künstler hat er schon Ansprüche auf des Kenners und Schützers Rat und Unterstützung; der Freund fügt eine Bitte hinzu!

Das Schicksal hat mich von allem, was mir außer meiner Familie wert war, losgerissen und in diese moralische Einöde geschleudert! wo ich Ehrenstelle und Geld — aber keine frohe Stunde — erhielt. In wenigen Wochen denke ich wieder in Mannheim zu sein; Ruhe, Genuß der schönen Natur, das ist's, wonach ich jetzt ringe.

*) Bassist der Mannheimer Bühne.

Digitized by Google

Die Kunst — meine Kunst — ist zum nichtswürdigen Handwerk herabgesunken. Das Publikum ist so verderbt, daß es sich gar nicht mehr zu dem Erhabenen hinschwingen kann. Je trivialer oder abenteuerlicher die Schauspiele und Operntexte sind, je mehr Zulauf. Mit Scham bekenne ich's, ich treibe meine Kunst selbst wie Handwerk und erwerbe durch das Fabrikswesen der dramatischen Schriftstellerei*) nebenbei. Meine Hoffnungen wurden zu früh und gewaltsam niedergeschlagen; darauf haschte ich nach der süß duftenden Blume „Genuß".

Dalb(erg) ist zum Klotz ausgeartet; ich werde in Mannheim wie hier — Direktor heißen; ich will versuchen, ob ich den Klotz werde bewegen können. Ich denke, „Carlos", „Fiesco" und — womöglich — „Die Räuber" — dort wieder in Gang zu bringen — um uns so stufenweise zum „Wallenstein" zu erheben, zur „Maria Stuart" ꝛc. Ob ich den Kampf gegen Dummheit, Feigheit und Vorurteile glücklich bestehen werde, wird der Erfolg zeigen.

Was macht Charl. v. K(alb)? Eine Zeile von Dir, Edler! würde mich sehr glücklich machen! Eine Zeile! Oblate und Ueberschrift — wenig Minuten — um viel zu geben!

Heinrich Beck.

Der Brief erinnert uns wieder an den Mannheimer Theater-Baron, über den sonst nur sehr spärliche Kunde zu finden ist. „Dalberg ist zum Klotz ausgeartet", das heißt: schon damals zeigten sich bei ihm die Vorboten einer Geistes-

*) Seine „Schachmaschine" und seine „Quälgeister" haben sich lange auf der deutschen Bühne erhalten.

Digitized by Google

krankheit, die ihn mit der Zeit zu jeder Arbeit unfähig machte. Im Jahre 1803 mußte er seinem Amte entsagen, und 1806 starb er, etwa 57 Jahre alt. Heinrich Beck kehrte, wie er an Schiller gemeldet, von München nach Mannheim zurück und ward fortan die Seele des dortigen Bühnenwesens. Ein früher Tod hatte Böck und Beil weggerafft; Iffland war in Berlin, sammelte Reichtum und vergaß über der einträglichen Gegenwart Lust und Kummer der Mannheimer Tage. Der einzige Beck war dem Orte treu geblieben. Oft genug besuchten ihn die Schatten der Vergangenheit und erzählten ihm von dem genialischen Getümmel in seiner Jugend: von den eignen Künstler-Phantasien, von den schönen Frauen, die seinen Weg gekreuzt, von dem brausenden Schwabenjüngling zumal, der eines Morgens nach Mannheim hereingestürmt war, ein unbekannter Anfänger der Dichtkunst, und nun von ganz Deutschland bewundert wurde. In seinen Briefen an Schiller vermengte sich die Erinnerung an jene goldene Zeit mit den geschäftlichen Fragen, und die Bitte um das Aufführungsrecht der „Jungfrau von Orleans" oder der „Turandot" pflegte in einen Seufzer um die entschwundene Jugend oder um die schönen Augen Charlottens auszuhallen. So schrieb er ein Jahr nach dem obigen Briefe:

Mannheim, den 8. Februar 1802.

Gestern war, nach vierzehnjährigem Schlummer, „Don Carlos"! Um drei Uhr war das Haus voll. Von dem Gestrichenen war vieles wieder beibehalten, vieles nach der zweiten Ausgabe verbessert. Die ganze verwilderte Menschen-

Digitized by Google

masse blieb 4½ Stunden gefesselt! Alles wurde verstanden und gefühlt. Das Stück ging ohne Fehler; und — was war mir Posa!!

Ich schreibe dieses als Einleitung, um Dir zu zeigen, daß Du Deine neuen kostbaren Perlen doch nicht geradezu für die Säue wirfst. Wie vielen Dank ist Dir die Kunst schuldig! Du zwingst die Schauer — zugleich zum Hören, Denken und Empfinden; Du nötigst die Tagewerker, sich wieder zu Künstlern heraufzuheben.

Für Deine freundschaftliche Zusage, für die überschwengliche Güte nimm meinen innigsten Dank! in meiner jetzigen Stelle ist mir Dein Geschenk*) von unaussprechlichem Wert! Es gibt eine neue Schöpfung. Du Zeus — und ich Deukalion. Hättest Du das Misère selbst gesehen, Du würdest Dich mit freuen.

Der kleine Preis, den Du auf Deine große Gabe setzest, ist ganz außer Verhältnis. Das hättest Du auch wohl vom Freunde fordern mögen; die edle Absicht, die reine Quelle waren schon hinreichend; wie froh wär' ich! wenn ich Dir durch irgend etwas beweisen könnte, wie sehr ich — von ganzer Seele — an Dir hänge!

Wer bald thut, thut doppelt. Fünf Minuten nach Empfang Deines Briefes schrieb ich den Antrag; eine Stunde nachher erhielt ich die Zustimmung; zehn Minuten nach dieser lag der junge Hölzel**) an meinem Halse. Die glücklichen

*) Bezieht sich ohne Zweifel auf irgend welche Bevorzugung, die ihm Schiller hinsichtlich der Aufführung eines seiner Stücke zu teil werden ließ.

**) Siehe später S. 188 f. u. S 191.

Digitized by Google

Eltern werden Dir wohl geschrieben haben? Ich verhehlte ihnen nicht, daß alles Dein Werk ist. Sie sind in große Armut geraten; der Sohn ist weder ungeschickt noch faul.

Mit der Zeit würde auch wohl etwas für ihn geschehen sein, aber noch lange nicht — und — so nicht. Er ist angestellt als zweiter Dekorateur (eine Stelle, die ich für ihn schuf), bekam — gleich 25 fl., vierzehn Tage nachher noch einmal so viel; nächste Ostern 50 fl., Michaelis ebenso. Sobald der siebzigjährige alte Kirchhöfer sich in Ruhe setzt, bekommt er 300 fl. und nach dessen Tod 500 fl. auf Lebenszeit; ohne das, was er durch Extra-Arbeiten bei der Maschinerie ꝛc. sich verdienen kann.

Der glückliche junge Mensch — die in Dank zerfließenden Eltern seien also das Band unsrer Wiedervereinigung! Wahrlich ein schönes Band!

Auf Deine „Turandot" freue ich mich kindisch! Ich bitte Dich dringend! schicke mir doch, sobald es nur immer sein kann, ein Exemplar!!! alle Auslagen mußt du anrechnen — wie Du meinst — und alle Bedingungen werde ich treu befolgen. Soll ich auch zögern mit der Vorstellung — wohl — ungern — aber wenn Du es verlangst?? — Doch brenne ich vor Sehnsucht, es zu lesen! Weißt Du noch, wie ich auf Deiner Stube einst zeilenweise den ersten Akt des Carlos verschlang? In Deinem Geiste blüht ewige Jugend! Und meine Empfindung ist vom Schlamm der Leichtfertigkeit gereinigt. Ich danke Dir für das Beruhigende, was Du mir über Iffland sagst! aber ganz ist er nicht zu entschuldigen. Er mußte in Geschäften hierher schreiben — an Menschen, die ich genau kenne — wie leicht waren einige herzliche Zeilen einzulegen?

Digitized by Google

Sie hätten mir Freude gemacht! Seit vielen Monaten auf viele Briefe nicht Eine Zeile Antwort!? Nein, das ist nicht gut! Er will Geld sammeln — wie viel? — wozu? — für wen? Er wird nie darben; Kinder wird er nie haben; also —! wie gern thät' ich Abbitte ꝛc. — absit —

Charlotte wird von ihrer ganzen Familie verkannt; und wie viel ist sie mehr! Ihr Wesen hat freilich etwas Wild-Idealistisches — Abgerissenes von so vielen ordinären Begriffen und Konventionen — kannst Du glauben, daß die Ihrigen sie sogar für halb verrückt angaben? Als ich sie gesprochen hatte — bewies ich so kräftig das Gegenteil, daß man nun nie mehr ihren Namen nennt. In W(eimar) wird sie sich nicht gefallen. Du wirst sie begreifen — und — nicht alles billigen.

Drücke die Deinigen an Dein Herz! und liebe mich! sehe ich Dich wieder! werde ich — . Beck.

Gewiß ein schöner Brief, voll warmer Bewunderung für den berühmten Freund. Indes wollen wir nicht leugnen, daß uns der übermütige, jugendlich absprecherische und zugleich hingebungsvolle Ton der weitläufigen Epistel, die wir S. 153 ff. mitgeteilt haben, besser gefällt, als die vollklingende Phrase, der wir in diesem und dem vorigen Briefe begegnen. Die Feder des Schreibers scheint von dem theaterüblichen Rollenpathos angesteckt zu sein; man hört den Schauspieler deklamieren, man sieht seine treffenden Gesten, seine vorteilhaften Attitüden. Wäre nicht die sichere, mit den Jahren gekräftigte Handschrift, man möchte den Brief für den Brief einer Dame halten, so vollgespickt ist er mit Ge-

Digitized by Google

dankenstrichen, doppelten Fragezeichen, dreifachen Ausrufungszeichen, mit all dem Interpunktionsflitter, der den armen Gedanken aufputzen soll. Jeder Schauspieler hat etwas vom Frauenzimmer, das liegt in der Natur seines Berufes*). W.

Anna Hölzel.

Bangere Stunden, als er etwa um die Mitte des Jahres 1784 in Mannheim erlebte, stehen in Schillers Lebensgeschichte an keiner andern Stelle verzeichnet. Die Armut, eine treue Feindin seiner Jugend, war wieder einmal mit ihrem Gefolge von Qualen und Sorgen über seine Schwelle gedrungen und stahl ihm alle Freude und Lebensluft. Und diesmal war der aufdringliche Gast nicht hinwegzuspotten, diesmal half kein schwärmerischer Leichtsinn, kein genialisches Trotzen, kein übermütiges Verachten des schnöden Geldes, denn diesmal ging es dem armen Dichter an die Ehre. Zwei Jahre vorher war er mit Streichers Hilfe aus Stuttgart entflohen. Unter den Schulden, die er zurückließ, befand sich ein Posten von zweihundert Gulden, für die ein Freund sich verbürgt hatte. Die Zeit verstrich, ohne daß Schiller im stande gewesen wäre, die kleine Summe aufzutreiben. Der Mannheimer Theaterdichter mit seinem jährlichen Hungerlohn von dreihundert Gulden war ja um nichts reicher, als der württembergische Regimentsmedikus mit seinen achtzehn Gulden monatlichen Gehalts. Kein Wunder aber, daß er damals,

*) Das vorstehende Schreiben war das letzte Lebenszeichen, das Beck seinem Freunde Schiller gab. Der Künstler starb ein Jahr darauf, von der „süßduftenden Blume Genuß" vergiftet.

Digitized by Google

in den mageren Stuttgarter Jahren, zur Bestreitung der einfachsten Lebensnotdurft einen Zuschuß von einigen hundert Gulden brauchte. Doch nein, nicht gegen die Armut verwendete er dieses Geld, er hatte es vielmehr geborgt, um eine erste Ausgabe der Räuber veranstalten, um das Schmerzenskind seiner Jugend dem großen Publikum nähern zu können. Die reiche Gabe, die er dem deutschen Volke spendete, büßte Schiller mit einer drückenden Schuldenlast. Mit Fiesco, mit Kabale und Liebe hoffte er sich loszukaufen — doch je mehr er von seinem Geiste gab, desto peinlicher steigerte sich die leibliche Not. Zuletzt verlor der Stuttgarter Gläubiger die Geduld und bedrängte den Bürgen, der nun auch seinerseits nach Mannheim entfloh, dort aber eingeholt und ins Gefängnis geworfen wurde. Alle Qualen, die Schiller späterhin in der „Bürgschaft" schilderte, er erlebte sie jetzt in ihrem ganzen Umfange. Und weit und breit keine Hilfe aus der Not! Schon längst hat er seinen Jammer dem reichen, mächtigen Dalberg mitgeteilt, auf seinen herzzerreißenden Brief aber nicht einmal eine Antwort bekommen; der Verleger Schwan gibt sich nicht mit Vorschüssen ab; der gute Streicher, der alles mit dem Dichter redlich teilte, ist selbst ohne Geld; wo er sich hinwendet, findet er Unglückliche, taube Ohren oder leere Taschen. Wer in aller Welt wird ihm Hilfe bringen? Wer borgt lumpige zweihundert Gulden dem Dichter der Räuber, des Fiesco, der Louise Millerin, des Don Carlos?

Da war in Mannheim ein ehrsamer Baumeister, Namens Anton Hölzel, bei welchem Streicher und, wie es scheint, auch Schiller wohnte. Er hatte die beiden Schwaben liebgewonnen,

Digitized by Google

und es wurmte ihn, daß sie seit einiger Zeit mit kummervollen Mienen einhergingen. Aus dem jüngeren Streicher wußte er es herauszubringen, was die Ursache ihres Kummers war, und er sprach sofort mit seinem Weibe, und beide wurden ohne langes Gerede darüber einig, daß hier schlechterdings geholfen werden müsse. Die guten Leute waren nicht reich, wußten auch nicht, was ein deutscher Dichter war, und hatten ebensowenig eine Ahnung davon, daß Schiller just am Don Carlos arbeitete und seiner Nation eine neue, kostbare Freude zudachte — sie sahen eben einen traurigen Menschen vor sich, dem die Sorge den Kopf verwüstete, und dies genügte, ihrem menschenfreundlichen Sinne den rechten Weg zu zeigen. Der Baumeister Hölzel schaffte das Geld herbei und rettete den von aller Welt verlassenen Dichter aus seiner verzweifelten Lage. Auch seiner Schwester Christophine, die ihn bald darauf mit ihrem Bräutigam Reinwald besuchte, erwiesen die trefflichen Bürgersleute viel Liebes und Gutes, so daß dieselbe gar nicht wußte, wie sie eine dieser Freundschaft würdige Erkenntlichkeit bethätigen sollte. (S. Schillers Beziehungen S. 217.)

Die Jahre vergingen. Unser Dichter war endlich auf einen ebenen Lebenspfad geraten und konnte mit ruhiger Hoffnung in die Zukunft blicken. Aber dem Mannheimer Baumeister war es mittlerweile schlecht gegangen. Der Krieg hatte ihn um seinen Wohlstand gebracht, und die Armut, gegen die er früher andre schützen konnte, lag ihm selbst nun vor der Thüre. Die Familie befand sich in der bittersten Not. Der alte Hölzel wurde schlaff und stumpf, doch, wie es oft zu gehen pflegt, steigerte sich im Unglück der Mut

Digitized by Google

seines Weibes. Frau Hölzel wendete sich dahin und dorthin um Unterstützung. Indes fand auch sie überall taube Ohren und leere Taschen. Da erinnerte sie sich des langhaarigen jungen Mannes, den sie vor vierzehn Jahren beherbergt, dessen „verwaistes Weißzeug“ sie mütterlich besorgt, dem sie eines Tages aus schlimmer Bedrängnis geholfen hatte. Die Leute vom Theater sagten ihr, Schiller sei nun ein berühmter Mann, ein Hofrat, ein Professor gar; schon früher hatte er ihr einmal seine Dienste angetragen, und so griff denn die arme Frau zur Feder und schrieb dem Freunde in Jena ihren Jammer: „Der weiße Kopf Hölz“, schließt der von Palleske angeführte Brief, „legt sich nahe an ihr wohlthätiges Herz und Ich.“ Schiller erhielt das Schreiben am 18. Februar 1799. Gleich am andern Tage schrieb er an Cotta*) und ließ dem Baumeister eine Summe von zehn Karolin in zwei Zahlungen anweisen: die unglückliche Familie brauche Hilfe, schnelle Hilfe. Er wußte aus Erfahrung, wie in der Not jede Minute eine Ewigkeit dauert. Zugleich schrieb er nach Mannheim, daß Rettung nahe. Das war ein Jubel, als endlich das Geld eintraf und auf eine Weile die Sorge aus dem Hause des Baumeisters vertrieb! Doch davon möge uns Frau Hölzel selber erzählen. Ihr Dankschreiben an Schiller, das wir hier mitteilen, ist freilich nicht der Brief einer Salondame; die ungeschlachten Schriftzüge verraten keine zierliche Hand, und die Sprache ihres Herzens hat ihre besondere Orthographie, die von der schriftgelehrten weit abweicht. Aber jedes ihrer Worte kommt tief aus der

*) Siehe Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta. S. 332.

Digitized by Google

Seele herauf, und der Stil ist fließend, im besten Sinne fließend, ein Ueberquellen des Gefühls, ein Herzenserguß, der in einem Strome dahinfließt, ohne Gedankenstriche, ohne Ausrufungszeichen, fast ohne jegliche Interpunktion, so daß wir uns genötigt sahen, zur Erleichterung des Lesers da und dort mit leiser Hand einen Federstrich anzubringen. Im übrigen lassen wir dem Schreiben seine unverfälschte Natur. Es lautet:

Mannheim, 22. Mertz 1799.

Wohlthätiger Freund!

Wohltun an seinen Freunden tragt schweren Zientz, daß beweisen Sie lieber schiller an mir, wan ich im Stand were Ihnen zu schreiben wie sonderbar Sie mich in dieser Noht mitt diesem gelde gerädet hatten, ich weine in diesem Augenblick und Sie wirten mitt mir in meinem elend weinen, wan ich Ihnen sage daß ich von Ihrem Geld wieder daß erste mahl wieder abends ein licht brennen konnte, o wie danke ich der Vohrsehung und Ihnen für diese wohlthadt, dieses Geld hilft mir meine einzige Tochter kleiden zu dem ersten nachtmahl — wälche sorge ich vür dieses hatte, Sie nahmen Sie mir ab! So könte ich Ihnen Vülles schreiben den 2 Mertz sind die Francose eingeruckt*) und der gerinst Burger hatt 6 Mann, mir müssen ihnen die erste 6 Täg alles zu ihrem unterhalt geben, dänken Sie über diese lage nach, kein Mänsch hir sieht noch ein End von diesem krigrischen Elend,

*) Nach dem Abzuge der Oesterreicher wurde Mannheim wieder von den Franzosen besetzt.

Digitized by Google

unſer neuer Churfürſt*) hatt noch nichts vür unſre ſtatt thun könen, aber mir haben guthe Hofnung; heute hatt Herr Bäck**) vom Churfürſt order bekomen auf münchgen***) zu komen uhm daß Theater einzurichten, die Meyern catrobie†) thut auch Büll an mir, ſo im Stillen ſamelt Sie mir öfter was, mir ſind noch im ſtillen arm, weill mir noch ein ausſicht haben, die iſt ein Zigelhitt mitt einem ſchöhnen garten eine Fürtelſtund über dem Näcker††) ein ſpazirgang auf einem Dam, wo ich fohriges Jahr eine wirthſchaft mitt einer ohm bir angefangen. Die Vornehmſten der Statt beſugten mich ſo daß ich öfters hundert Mänſchen hatte, ich und dem Doktor Jackoby von Stuckart†††) ſeine Schwäſter die bey mir ſchon 3 jahr iſt und redlich mitt mir leidet, beſorgten die Büle Mänſchen mit Kaffe und Eßwar, ich quelte mich daß mir von mütigkeit daß blud des abends zu hals rausſchießt. Die Mänſchen hir känen mich alle ſo wie Sie und bethaurten mich, lobten mich meiner arbeit und erfindung, alle jungen leiden ſchwuren ſich ſchon den winter nirgens als bei der gute Hölzel ihr geld zu verzehren, und mir auszuhelfen. Die Frauenzimmer ſind die auserleſene und vohrnehmſte geweſſen, es erſträchte ſich ſo weit daß alle nohble Damen ſich unter die Herrn und junge Frauenzimmer machten. Sie haben eine groſe Wieſſe zu ihrem gebrauch da ſpilten Herrn und

*) Maximilian, nachheriger König von Bayern. Karl Theodor war im Februar d. J. geſtorben.

**) Heinrich Beck, der Schauſpieler.

***) München.

†) Garderobier Meyer.

††) Neckar.

†††) Stuttgart.

Digitized by Google

Damen alerhant spill, und dantzen, jeder beimehte*) sich ein neues aufzubringen. Wan Sie dantzten so geigt öfters Herr v. Stengel oder ein ander seinesgleichen, in diese kleine wirtschaft wäre mir mitt wänichgem zu hälfen und ich könte es in kurzer Zeit ab zahlen, wan ich Ihr gütiges Geschänckt jez empfangen dürfe, daß wollte ich gleich da zu verwenten, vür bir und wein, ich hab an jedem die helft brosit und könte mittessen. lieber schiller Sie haben mir in jhrem schreiben erlaubt mich jhnen an zu verthrauen ich bin da durch ganz auf gemuntert und werde nie mehr so zu rick haltent in der aeuserften Noht sein, alle meine freinde denen ich geholfen haben mich verlassen, Sie sein der eintzig der mir geholfen ohne Vorwurf; die wo mich verlassen haben, machte mir bitre Vorwirf daß ich so guth und mein sach verschänkt hätte, und (haben) nichts gegeben, Gott verzeie es ihnen. Wie sehr freide mich ihr Brif da ich weis wie uhngern Sie schreiben, und mir so Büll geschrieben daß über zeigte mich ihrer ganzen freindschaft. Wan Sie mich sehen thäten, wie es einer frau, der alles zu Grund gegangen ist, were! ich habe den Verstand ganz schwach und die schmärzen haben mein Herz eingenomen mitt beständigen bangen Klagen und keinen Schlaf mehr; die schulten wo mir haben muß ich arm Thier**) noch mitt meinem Leben bezahlen, weinen muß ich beständig sogar wan ich mitt fremde leuthe spräche, ich verliehr mich wieter ganz, muß schließen und bitten, 1000 mahl bitte ich uhm den Brief recht zu leßen, 1000 dank vür ihre gütte und sorgfalt, schreiben Sie diese mir erwießene Wohl-

*) Bemühte.
**) Oder: theier.

Digitized by Google

thad zu denen uhnzehlichen wo Sie schon bewißen haben. schreiben Sie dem Streichger meine lag und er thut mir vieleicht durch jhnen mir auch was schicken, nutz nichts, so schadet es nichs. Ich mocht gern was von ihrer famillen wissen wie vüll Kinder und ihrer Schwäster wo Sie ist, wan Sie mitt dem Gotta*) es rangchiren könen so wer mir leicht.

Ich verbleibe jhre schultnerin

Anna Hölzel.

ist in der Statt nichts zu thun mit dem Mauerweßen vür meinen sohn Gorg, der adolf ist meine ganz Pflege, die Caroline ist sehr saubes und gutes Kind, stickt für geld schuh vür mich, diese wan Sie alles kan will ich jhrer Verehrungswirtigen frau zur Bethinung schicken.

* * *

In einem bewahrt auch die ehrliche Hölzel die epistolaren Gewohnheiten ihres Geschlechtes: das Wichtigste vertraut sie einem Postscriptum. Der liebe Schiller — den Freund anders anzureden bringt sie nicht übers Herz; vor ihrem Sinn steht ja immer noch der junge Mensch, der in Freud' und Leid einer mütterlichen Zutraulichkeit bedürftig war — der liebe Schiller also soll nun gleich für die ganze Familie sorgen, die Tochter in Dienst nehmen, dem Sohne in Jena Maurerarbeit verschaffen. Der Dichter des „Wallenstein" als Beschützer und Arbeitgeber eines Maurergesellen,

*) Cotta. Er hatte am 5. März 13 fl. 42. an Hölzel auszahlen lassen und am 22., also unmittelbar nach Abgang dieses Briefes, 41 fl. 15. Eine zweite Zahlung von 55 fl. erfolgte am 14. Mai 1800. S. Briefwechsel zwischen Schiller und Cotta S. 686 f.

Digitized by Google

dies wäre in der That kein übles Genrebild. Wir werden aber gleich sehen, daß Schiller einem ähnlichen Ansinnen keineswegs widerstrebte. Er hatte nun einmal, wie er selbst sagen durfte, ganz und gar kein Talent zur Undankbarkeit. Indes wurde der junge Georg durch seine militärische Dienstpflicht von der Kelle abberufen, denn der Kriegssturm brauste wieder mit Macht über die deutschen Lande hin und zerstörte auch in der Pfalz den Wohlstand des Bürgers. Die Familie Hölzel, die sich mit unsäglicher Mühe emporgeholfen hatte, sank abermals ins Elend hinab; allerhand häusliches Mißgeschick gesellte sich zu der Geldnot, und nach zwei Jahren waren die armen Leute wieder auf dem Punkte angelangt, wo sie nur von ihrer Vorsehung, dem lieben Schiller, Hilfe erhoffen konnten. Wieder schrieb Frau Hölzel dem nunmehr in Weimar weilenden Freunde ihren Jammer. Auch in diesem Briefe redet ein ehrliches Gemüt seine geläufige, reichlich sprudelnde, durch keinerlei überflüssige Schriftzeichen aufgehaltene Sprache. Nur an seltenen Stellen, wo dem mütterlichen Herzen das schlichte Wort gar zu schwach erscheint, wird mit einem tüchtigen Unterstrich dem Ausdrucke nachgeholfen. Rührend ist es, wie die treffliche Frau bei jedem ihrer Kinder, wovon sie Schiller erzählt, eine besondere Ziffer vor die Zeile setzt und ihre Mutterſorgen sorglich numeriert; rührend, wie sie die Personen ihrer Umgebung ohne weiteres redend einführt und dadurch dem Briefe sozusagen dramatisches Leben gibt; rührend vor allem und echt weiblich, wie sie ihr ganzes Herz bis auf die letzte Falte dem Freunde offenbart, sein ärztliches Wissen anruft, seine Bekanntschaften ausnützen, seiner Weisheit Schlauheit lehren will. Die Hand-

Digitized by Google

schrift ist seit dem letzten Briefe größer, gröber, unbeholfener geworden. Die plumpen Lettern erzählen von zwei Jahren harter Mühe und Arbeit.

Mannheim, den 8. Febr.*) 1802.

Wohlthätiger Freund!

Die gebeigte familien Hölzel wünscht unsrem alten Freund das neue jahr an, und unter Vorleßung seines läßten Brif der so thätige Beweif uns gab, bitten mir unsren aller Vatter ihm seine und seiner ganzen familien gesundtheit (zu erhalten). Diser Brif muntert mich auf daß Herz zu fassen an ihnen zu schreiben, es stäht ausführlich drin vom Sie sich erinnern wissen, („)liebe Freunde wäntet Euch färner im uhnglück an mich, ich wärte mit Rat und Throst an hanten gehen wan es nuhr möglich ist("), die bescheidenheit fodert, einen Freund wie Sie der mir allein in der gantzen welt übrrich geblieben, zu schohnen so lang ich konnte ich fing wohl öfters an zu schreiben nein dachte ich will ihm mitt meinen schicksallen auf ein mahl bekant machen, vieleicht hab ich es verthint doch ohne zu wißen, Sie könen mich ja, daß gutheit mein erster (Fehler) ist, ich bin es nicht mehr, aber wan Sie wüsten was es mich kostet einen geiz eine grobe lebensart in mein Herz zu legen, kaum konte ich leben und

*) Ist offenbar ein Schreibfehler und soll heißen „Januar", wozu dann auch der Neujahrswunsch besser paßt. Schillers Kalender notiert am 16. Januar 1802 einen Brief von „Hölzlin aus Mannheim"; es kann nur dieser sein. Vgl. übrigens den von uns Seite 171 mitgeteilten Brief Becks vom 8. Februar 1802, aus welchem die falsche Datierung des vorliegenden Briefes sich von selbst ergibt.

Digitized by Google

doch nützt es mir. Hir meine gesälschaften sagten Jhr hätthet sparen sollen, ich suchte Hülf bei antren denen ich solit geholfen: „Jch bin nicht bei Kassen" — „Madam Sie sint sälbst schult Sie waren zu gutht". Verzweiflung ligt in allen diesen Vorwürf, ich verliß alle Mänschen und schrieb an ihnen Sie sind der einzige Freund der mich wohl thätig behantelt ohne Vorwürf, dieses muntert mich auf zur arbeit, mitt diesem gelt von Cotta kaufte ich eine Kuh und bir (und) brantewein, zog auf meine zigelhitt die ich sonsten als ein nebensach an sah jetz als ein reichthum sah, abgeföntert von meinen vermeinten freind, und zabte*) den soltaden mein bir, machte Kafe und mein armer guter ehrlicher Mann schämte sich und glaubte ich würte ihm schante machen, mir blieben ohne uns zu sprächen 6 wochen weil die statt von denen francoßen gespert, ohne meine famillen zu sehen; die Zeit ersparte ich mir von meiner wirthschaft 100 fl, mein Mann küste mich und bis da her ging es so zimlich gutht, bis den 10 Mey voriges jar da besucht mich der franche generahl Diren (?) mitt 600 Mann wälche mich ganz rein bis auf die schu von den fißen ausblintren, Die klein wirthschaft verschlungen, alles verschlagen, wär war unglücklicher und armer als ich? Jch verlirte nicht den Kopf und vergoß keine Thränen und bis da her hab ich noch keine vergißen können, die schräcken und Todesangst benahmen mir blut und Thränen ich bin als wie ein schatten aber gesunt — ich thröste meine Kinder, und ging zu hofkamerahten Helwich der bey Dalberg alles ist, der lehnte mir 50 fl und in 3 Täg war ich wieter auf

*) Zapfte.

Digitized by Google

der Zigel hitt die halbe Statt besuchte mich und bewuntren meinen Mutht den ich allein bewißen und den fleiß meiner arbeit im garten, ich löste vüll gelt und glaubte wieter was zu haben und daß uhnglück würte mich wieter verlaßen, nichtsdestowänicher, die Militzen wurten gezogen.

1. Mein gethreien Sohn gorg dem Sie daß leben wieder durch jhre Medezin geredet haben, draf daß los gemeiner soldad zu wärten, daß war daß gröste unglück meines lebens. Müterliches Härtz halte dich! Man schlug mir vor wan ich 300 fl gelähnt bekömte so solte er frey sein, („)Nein sagte gorg Mutter behälst Euch eirer arbeit ich wärte als ein brafer Mann komen und Euch wieder hälfen könen — ich will nicht daß jhr gelt meinem fürsten vür Euer Kind geben solt ich wärte meine schultigkeit thun, auch als gemeiner soldat (") meine armsäliche freinde kamen und wollen mich tröften, mir brauchen keinen trost daß bewußtsein ist unser trost. Mein Sohn ging mit stanthaftigkeit vort mir lassen unsren grosen Kumer keinen Mänschen märken, er wurte bey Hoenlienten gefangen und mitt in daß Franche*) tranzbortirt ranzionirte sich und kam in unsre arm er hatt zwei canonen erobert, ich habe die schönste adestade von seinem obren er soll die golten metalien bekomen, aber er will nicht mehr soldad sein er sagt ich hab meinem Vatterlant gedint jetz will ich meiner Mutter dinen die die Zeit so vüll ausgestanden. Er soll offezir werten er will nichs als sein abschiht den konte ich nicht bekomen, ich solte 200 fl zahlen ich sagte nicht 2 × (Kreuzer) ich schrieb wie ich Jhnen da schreibe einen brif an

*) Franzöfische.

Digitized by Google

den Curfürsten auf münchgen stelte jhm meine uhmständen vor bitt uhm Verzeiung daß ich keine schrift hätte machen lassen Sie wolten überall vür ein schrift zu machen 2 fl 55 ✕ daß konte ich nicht zahlen. In Zeit von 12 Tag erhilte ich den abschitt meines sohn ohne daß er mich einen Häller kostet, er bethauert mein schicksall. Mir sint froh vür unsren sohn daß er wieder unser ist.

2. Meine Thochter Carolina die zu jhres hir sein sehr glein oder vieleicht gar nicht auf der welt war (hat) durch alle disen Schräcken sich ein uhmstand ereichgt wälche ich nuhr meinem einzigen Freund anvertrauen kan weill ich weis daß Sie dem Gorg geholfen oder weill Sie alle geschickte Dokter kännen — seit 14 jahr war sie ein volles gesuntes Mätgen, in der nacht bekam sie da sie des Tags frisch und gesund war ein art Krämpf alles zigt sich zamen*) verzerte den mund, und disses uhnglück dauert schon 3 jahr es ist ein gichtger aber keine salente Krankheit weill sie es alle Mahl vorausjagen kan wan es jhr ankomt. Ich brauche hir alle Doktor und keiner weis was es ist, der Raht Fischer und der junge Fischer kamen auf wurm, es befanden sich auch und gin ein Mahl ein stick von groser läng fort, aber daß antre übel können sie nicht helfen, mein uhnglück ist gränzen loß mit dieser guten Thochter. Daß ist zu bewuntren daß es merstenteils bej der nacht komt, stellen Sie sich mich vohr, wälchen schräcken ich ihmer haben muß, unter vüllen Mänschen leben zu müßen und keinen Augenblick sichger mit dem Uebel. Jez brauch ich nichs mehr, je mehr als ich

*) Zusammen.

Digitized by Google

medizirte je öfter bekam sie's; ein junger Doktor Hofmann sagte, ich solte aufhören, meine Thochter wirte ein abodäck*) wärten, und ich könte es nicht aufthreiben, vileicht würte daß Alter jhr wüter hälfen, oder ich solte sie verheiraten. Sie könte schon öfters jhr Barty machen, aber ich will niemanten bethrigen, daher wolte ich jhnen uhm hilf bitten mir ein mittel vür die wurm zu schicken, ich hörte daß es bei jhnen geschickte Dokter giebt. Daß Mätgen ist schöhn weis, hatt rode backen, ist stark, zum erstaunen ist's aber uhn mänschlich, und wan daß übel vorbey so kan sie wieder auf stehen und alles schaffen**). Es fängt allemahl im rächten arm zuerst an, den zieht es ganz in die Höh, dan fält sie erst zusamen, wirt ganz aufgelaufen blau und der Leib dick, ist aber in 10 minuten vorbey, schlagt nie einen Daumen ein, die Hänte sint ganz kalt und vüll schweiß. Jm unglück sinnt man nach und ich sinn auf jhren raht, es mag sein was es will ich brauche es, ich bitt instäntig schreiben Sie mir grad wie die sache ist und wie sie sich reten kan. Genug von meinem gröften leiten.

3. Mein junger Sohn Adolf der hatt durch ein faul nerfenfiwer und die hirngigter 9 wochen zugebracht, hatt seine Kunst im Mahlen wo er schohn sehr weit war in dieser Krankheit verlohren so daß er keinen buchstaben mehr könt. Er ist jetz 20 jahr und erst seit anterhalb jahr hir auf dem Tiader***) als Maschinist, der alte Kirchhöfer lehrnt jhn mit

*) Apotheke.
**) Arbeiten.
***) Theater.

Digitized by Google

vüller Freide, auch im Däkeracionen*) ist er auch schon gutht, muß vüll arbeiten. Wieter eine groſe Bitt wan Sie, mein Freind, an den Herr Bäck der von Münchgen wieder hir und Thieräkter**) ist schreiben thäteden***), im Brif seinen stolz als Thieräkter reitzen und vür meinen adolf daß wort räden, auch schmächglen†) daß ich an jhnen geschrieben daß Herr Bäck mein guter freind wäre und mir in meinem gebeigtem gebeute (?) durch besoltung meines sohns adolf mir eine stize sein will daß ich nicht ganz zamenstirste. Sie kännen jhn auch daß er eigenlibist ist. Thun Sie daß uhngern so dänken Sie daß Sie mich geheisen mich an jhnen zu wänten, ereichg ich durch Adolf besoltung so verthint doch einer was. Mein lieber guter mann läst sich jhnen unterthänich empfelen und leitet vüll an seinem lahmen fuß wan es anter wätter so muß er öfter im stuehle sietzen bleiben und kann nicht mehr fort. Sie wärten dänken daß ich wort gehalten daß ich mein schickſall auf einmall schreiben nein ich konte (könnte?) nicht daß babir aufthreiben. Jez ist der Dam durchgebrochen an der Zigelhitt vom grosen Wasser und hatt die wohnung und garten unter Wasser gesätz, ich hatte einen schöhnen Nachgen, der strom des reins††) wo ich nahe bin (hat ihn) mittgenommen es thut mir vüll schaten die beihme wo gutes Obst haben gehen auch zu Krund, was ich mitt meinen beite Hänte den somer verdint ist aufgehrt†††),

*) Dekorationen.
**) Direktor.
***) Thäten.
†) Schmeicheln.
††) Rheins.
†††) Aufgezehrt?

Digitized by Google

wo wärte ich witer den schönen garten herstählen*) könen. Den somer haben mir 12 mahl gebränt und mitt dem nachen die wahr an näcker**) gefahren ich hawe den Kalg gemäßen und habe den somer 600 fl abbezahlt, sonst häten meine Feinde mich stirtzen könen. Jeden brant 50 fl trag ich in die statt meine Freunde komen auch wieter, aber sie missen wir alles gutht zallen sogar die alte Mejer wan Sie Kafe thrinkt. Ich hab kein schlaf mehr weill ich so bang vür den 1 Merz hab und keinen anfang hab, keine Kuh unb hab doch suder für 4 Küh, ach wan Sie für mich bei jhrem hausfreinte vür jhre arme freindin was duhn könten, wälchges glück! jch versichre jhnen, schieller, mitt meiner Ehre daß jch in kürtzer Zeit mitt der Zigelhitt ihnen alles wieter mit Dank zustehlen (würde). Hir beiligentes blätgen ist von hofkamraten***) Friedrich da können Sie sehen meine Hantlung, hir ist nichs zu bekommen, kein Kretitt im Holz zum brenen hab ich nicht, ich hab auch noch trockne wahr aber kein gelt vür holz, wann ich unter stüzung von jhnen erhalten so bin ich mit wänichem geborgen und kann wieder anfangen und wieder abzahlen. Gott erleichte jhren Sihn und erhalte jhre liebe Frau und Kinter ich möchte auch gern wißen wie vühll Kinter Sie haben eine baldige antwort wan ich bitten darf ich verbleibe mitt allem Dank bis ich in Ewigkeit rächgen†) Sie jhre wohltaden wo Sie mir bewißen zu dänen unzähligen wo Sie schohn an fremten bewißen adie 1000 Mahl

Höltzlin

Materiall Verwaltrin im Matterjall Hof ohne besoltung.

---

*) Herstellen. **) Neckar. ***) Hofkammerrat. †) Rechnen.

Digitized by Google

* * *

Sofort nach Empfang des Briefes schrieb*) Schiller an seinen Freund Beck, um ihm das Anliegen der Hölzlin ans Herz zu legen. Wie rasch dasselbe sich erfüllte, hat uns Beck selbst erzählt. Der Adolf wurde augenblicks als zweiter Dekorateur angestellt, bekam etwas Geld und gute Aussichten in die Zukunft, und so kehrten wieder Glück und Zufriedenheit in das Haus des Mannheimer Baumeisters zurück. Wie oft wohl die armen Leute des Abends bei einander saßen und über alles, davon ihr Herz voll war, sich ausplauderten! Die Kerze warf ein trübes Licht, und lange Schatten zogen über die Wände; aber mit einemmal wurde es sonnenhell in der Stube, denn die Erinnerung an Schiller erwachte, und die leuchtende Gestalt des treuen Freundes war mitten unter ihnen. Der alte Hölzel, der Adolf, der Georg und die Karoline wetteiferten dann im Ausdruck des Dankes und der Verehrung; die Hölzlin aber setzte sich an den Tisch und schrieb wieder, was sie von den ihrigen hörte, was sie selber tief empfand:

Mannheim, den 29. Jenner (1802).

Wohlthätiger mir Einziger Freund!

Lassen Sie es ihrem Edlen Hertzen recht wohn (wohl) thun wan ich ihnen sage das mir durch ihren Brief an Herr Bäck gleich meinen adolf geholt und ihm geküst ihm gleich 50 fl geben daß er sich kleiden soll, („)bis ostren bekomen Sie wieder 50 und bis michely wieder 50 dieses alles haben Sie ihrer Mutter und meinem Härtzensfreund Schiller zu

*) Nach dem Kalender am 18. Januar.

Digitized by Google

danken("), mein Sohn mußte sich sätzen die freide wirkte so auf jhn daß er weinte. („)Mutter nicht daß gelt machte würkung sondern wie ich hörte daß der grose Schiler seine kostbare Zeit an uns verlaßne wänte("). Dausend Dank liegt in diesem Augenblick in seinem Härtzen gegen jhnen. Finde ich Jhn einst da will ich jhm sälbsten danken, sagt er. Adolf ist würklich an und vorgestält als Decorader und Maschinist, die übrichen wo es Bäck erzehlte daß Schiller sich bey jhm vür Adolf verwänt und er gleich zu Dalberg gegangen, Dalberg gleich alles verwülgte (verwilligte) uhm Herr Schiller zu zeigen in wälcher grosen Achtung er bei jhm stinte, Bäck sagte zu mir wie ich bei jhm war uhm zu danken, Dies haben Sie dem grosen Schiller zu danken, ich wärte Vatter über Adolf sein, was mir mein Freund anbefilt thue ich mitt freiden. Ich sagte jhm daß Sie mir erlaubt wan ich in einer Noht mich grade an jhnen wänten solte. („)Sie thärfen (dürfen) sich auch an mich wänten ich bitte Sie darum, ich wärte alles thun um die Höltlische familien zu erhalten("). Röhmer und Abold, Müsikus, Zimmermann der erste liebhaber war zu Adolf komen und fragte ihn mitt freide: schiller ist jhr Freund? Sie beneiden uns orntlich darum, jetzt ging ich nach Hauf kein Mänsch wuste daß ich an jhnen geschrieben, ich fing an zu erzehlen was ich geschrieben und der alte liebe Ehrliche Vatter fing an zu weinen („)folgt eirer Mutter und es wirt uns alle wohl ergehen("), wir hatten anoch einen gulten und konten schon lange nicht mer schlafen aus Besorgniß wo wärten mir hülfe hernehmen. Von Gott und gute Mänschen sagt ich. War hab ich gesprochen. Alles wünscht gleich an daß geschäft mitt diesem

Digitized by Google

gelt, mir gehen alle Tag 3 stund wo mir mitt Vergnügen Kalgstein leßen wo das große waßer hinterliß, und zahlen vür einen nachgen (Nachen) zehen gulten wo mir schon zwey haben, dan wirt eingesätz und gebränd da verkaufen mir die war, da können mir bis ostren leben, da bekömt der Adolf seine 50 fl da kauf ich eine Kuh und mir ist geholfen, arbeiten wollen mir daß es eine lust ist.

Vüleicht noch ein järgen und ich kan meinem wohlthäder schreiben ich habe meine familie vür Mangel geschütz. Ich habe schon oft gearbeit daß kein Mann im stand (war) mir nach zu schaffen, ich bänke ich muß wieder guht machen was ich vüleicht aus guthheit und leichsin verseimt, man sagt, daß der Mänsch einmal in seinem Leben glück zu erwarten häte ich glaub das ich in die Eboch (Epoche) kome. Gott erhalte Sie gesund in jhren grosen Geschäften und die ganz familien ich bin Jhre dankbare

Anna Höltzlin im Materiallhof.

Für den aufmerksamen Biographen steht gar viel in diesem Briefe*). Aus dem Munde einer schlichten Bürgersfrau, also unmittelbar aus dem Volke heraus, gibt er uns ein neues Zeugnis von der allgemeinen Verehrung und Popularität, die Schiller zu seinen Lebzeiten zu teil wurde. Wir sehen da, wie auf einen Wink seiner Hand die mächtigen Theaterherren sich willfährig erweisen; wie beim Laute seines Namens der letzte Musikus in Begeisterung gerät; wie derjenige, dem er seine Gunst zuwendet, für die andern

*) Schiller empfing ihn am 6. Februar. S. Kalender.

Digitized by Google

ein Gegenstand des Staunens und des Neides wird. Gewiß war Adolf eine Zeitlang der Löwe des Tages in Mannheim; man gaffte ihn an wie eine seltene Erscheinung, die Neugier belagerte seine Wege, und hinter seinem Rücken flüsterte man von seinem berühmten Gönner. Der guten Hölzlin selbst kam dies alles ziemlich wunderbar vor. Es hatte sich etwas verändert in ihren Anschauungen, als sie ihr letztes Dankschreiben an Schiller aufsetzte. Bisher kannte sie nur das Bild des jungen Schwaben, der in Mannheim wenig galt und in beständigen Nöten lebte; nun erst sagte ihr die Erfahrung, daß die Zeiten seltsam gewechselt hatten, daß aus dem jungen Schwaben ein Mann geworden war, dessen Wort selbst einem Baron Dalberg als Gesetz galt. Unvermerkt unterschob sich dem „lieben" Schiller der „große" Schiller. Eine Ahnung von der Bedeutung ihres Freundes dämmerte nun im Kopfe der vortrefflichen Frau, und in ihrem Sinn entstanden dunkle Begriffe von seinen „großen Geschäften". Diese großen Geschäfte hießen damals „Maria Stuart", „Jungfrau von Orleans" und „Braut von Messina".

Leider sind wir ohne jegliche Kunde über das fernere Schicksal der Familie Hölzel. Möchte doch einem wißbegierigen Mannheimer der Gedanke kommen, darüber nachzuforschen, damit das herzerfrischende Bild aus Schillers Leben, das in diesen Briefen uns entgegentritt, seine letzte Rundung gewinne. Der Dichter erscheint uns hier in der vollen Anmut seiner Menschlichkeit. Was er thut, thut er in der liebevollsten Weise, nicht von Hoch zu Nieder, sondern von Gleich zu Gleich, nicht als Protektor, sondern als Freund; thut er rasch zumal, denn er, dem die Not befreundet war, bei dessen

Digitized by Google

Jugendwerken die Armut als Wehmutter gewaltet, er hatte es nicht vergessen, daß rasche Hilfe doppelt gilt. Die ehrliche Freude am Wohlthun, die er in ausführlichen Briefen an die Frau des Mannheimer Baumeisters äußerte, lieh seiner bescheidenen Gabe ihren sittlichen Wert, und als er der bedrängten Familie von seinem Notwendigen gab, war er derselbe noch, wie in der schwäbischen Heimat, wo er als Knabe seine Sparkreuzer, seine Schuhschnallen und selbst seine Bettlaken an den nächstbesten Bedürftigen verschenkte. Schiller war immer ganz Herzensgüte; bei ihm fällt es uns leicht, bisweilen den berühmten Mann über dem guten Menschen zu vergessen. W.

Digitized by Google

Die däniſchen Freunde.

Digitized by Google

Der Augustenburger. Graf Schimmelmann. Jens Baggesen.

Der Orientalist Max Müller hat in einer vom reinsten Idealismus getragenen Schrift und mit einer poetischen Wärme, als wallte das Blut seines Vaters in ihm auf, den bedeutsamen, stets denkwürdigen Abschnitt aus Schillers Leben wiedererzählt, in welchem zwei im dänischen Staatsdienst befindliche deutsche Männer, der Herzog von Augustenburg und der Minister Graf Schimmelmann, dem kranken, sorgenvollen Dichter unaufgefordert ihre Hilfe boten und ihm in einer großen Weise, die nur einen unedlen Sinn beschämt hätte, die lang ersehnte Muße schenkten, deren er zur Wiederherstellung seiner schwankenden Gesundheit wie zum Besten seiner an einem bedenklichen Wendepunkte angelangten Geistesentwickelung so dringend bedürftig war. Max Müller brachte neue Dokumente bei, zwischen Schiller und dem Augustenburger gewechselte Briefe, die den Vorgang selbst und das aus ihm erwachsene Verhältnis zwischen dem Dichter und dem Fürsten näher beleuchten. Im Verlaufe seiner Darstellung bedauert Müller wiederholt, einige handschriftlich noch

Digitized by Google

vorhandene Briefe, die ſich auf die Angelegenheit beziehen, nicht zur Verfügung zu haben, und drückt den Wunſch aus, ſie möglichſt bald veröffentlicht zu ſehen. Unſere Sammlung ſetzt uns in den Stand, dieſem Verlangen zu willfahren, ja wir überfliegen noch den Wunſch, indem wir neben neuen Briefen des Auguſtenburgers ungedruckte Briefe von Baggeſen und Schimmelmann zu veröffentlichen in der Lage ſind, die mit dem edlen Werke der Schiller-Begeiſterung unmittelbar im Zuſammenhang ſtehen und die Erregung des Moments aufs lebhafteſte veranſchaulichen. Außerdem iſt es uns vergönnt, einen Brief des Herzogs an Schiller, den Müller nach einem Konzept von der Hand des Briefſchreibers gibt, nach der teilweiſe abgeänderten Reinſchrift mitzuteilen und zugleich den von Müller an zwei, drei Stellen falſch geleſenen oder — bei der Undeutlichkeit der Schrift und der Klarheit des Sinnes — eigentlich falſch ausgelegten Text zu berichtigen.

Wenige Worte ſind genügend, um den Leſer, den man ſich ja kaum anders denn als einen Schiller-Verehrer und halb und halb Schiller-Kundigen vorſtellen kann, auf das Laufende der Sache zu bringen. Der Däne Jens Baggeſen, als Dichter nur mittelmäßig (und ein mittelmäßiger iſt eigentlich keiner), aber unendlich empfänglich und im Enthuſiasmus ein Virtuos, hatte 1790 Schiller in Jena perſönlich kennen gelernt und wurde deſſen begeiſterter Verkündiger in Kopenhagen. Wie er begeiſtert ſein konnte, aber auch wie kritiklos er es war, beſagt ſein Ausruf: „Unſere philoſophiſchen Meſſias, die Chriſtus, die Kanten, die Schiller, die Reinholde!“ Und doch, was hat ſein ſchwärmeriſcher Freund-

Digitized by Google

schaftsbund mit Reinhold der deutschen Litteratur eingetragen! Schillers Rettung aus leiblicher und geistiger Not verdanken wir geradezu ihm, Reinhold, dem entlaufenen österreichischen Mönch, der nach Jena gezogen war, um sich lernend und lehrend der großen philosophischen Bewegung des Jahrhunderts anzuschließen. Er regte die werkthätige Teilnahme für den armen Schiller an, die, eine Kette entlang laufend, endlich auf dem richtigen Punkte einschlug. Im Jahre 1791 berichtete er an Baggesen von Schillers Kränklichkeit und materiellen Notlage. Baggesen teilte die für ihn niederschlagende und aufregende Kunde in sympathischer, die That herausfordernder Weise dem Augustenburger mit, dieser trug seine innerste Bewegung auf seinen Freund, den Grafen Schimmelmann über, und aus solcher sich fortpflanzenden Erregung der Gemüter ging der schöne Entschluß hervor, der Schiller sich selbst, seiner Familie und seinem Volke rettete. Am 29. November 1791 ging von Kopenhagen nach Jena das von dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg und dem Staatsminister Ernst Grafen Schimmelmann gemeinsam unterfertigte Schreiben an Schiller ab, in welchem dem Dichter eine jährliche Pension von zwölfhundert Thalern Preußisch-Courant auf drei Jahre als Geschenk angeboten war. Das Schreiben beginnt mit den feierlichen Worten: „Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann!“ Ihr lebhaftes Interesse für Schiller möge sie bei ihm gegen den Anschein der Zudringlichkeit entschuldigen und jede Verkennung der Absicht ihres Schreibens entfernen. „Nehmen Sie dieses Anerbieten an,

Digitized by Google

edler Mann! Der Anblick unſrer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir wiſſen dies zu ſchätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menſchen zu ſein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen eines Erdballs umfaſſen. Sie haben hier nur Menſchen, Ihre Brüder vor ſich, nicht eitle Große, die durch einen ſolchen Gebrauch ihrer Reichtümer nur einer etwas edleren Art von Hochmut fröhnen." Die Annahme des Anerbietens iſt an keinerlei Bedingung geknüpft. Schiller kann ſeine Ruhe genießen, wo es ihm beliebt, doch wäre er in Kopenhagen willkommen, und ſollte er es wünſchen, würde es nicht ſchwer fallen, ihm eine Staatsanſtellung zu ſchaffen.

Schiller nimmt an und ſchreibt vorläufig an Baggeſen einen Brief, der den höchſten Adel der Geſinnung offenbart und uns zugleich in Schillers unglückliches Leben einen erſchütternden Einblick gewährt. „Ich nehme das Anerbieten an," ſchreibt Schiller, „nicht weil die ſchöne Art, womit es gethan wird, alle Nebenrückſichten bei mir überwindet, ſondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rückſicht erhaben iſt, es mir gebietet. Dasjenige zu leiſten und zu ſein, was ich nach dem mir geſtellten Maß von Kräften leiſten und ſein kann, iſt mir die höchſte und unerläßlichſte aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dies ſchlechterdings unmöglich." Ein ergreifendes Wort iſt es, wenn Schiller an einer Stelle des Briefes ſchreibt: „Von der Wiege meines Geiſtes an bis jetzt, da ich dies ſchreibe, habe ich mit dem Schickſal gekämpft, und ſeitdem ich die Freiheit des Geiſtes zu ſchätzen weiß, war ich dazu

Digitized by Google

verurteilt, sie zu entbehren." Man lese doch bei Max Müller („Schillers Briefwechsel mit dem Herzog Friedrich Christian von Schleswig-Holstein-Augustenburg") den ganzen Brief, von dessen herber Größe sich auszugsweise kein Begriff geben läßt.

Schillers Brief ist vom 16. Dezember 1791 datiert. Baggesens Antwort teilen wir im folgenden nach der Handschrift mit:

Kopenhagen, den 10. Januar 1792.

Sie werden Sich kaum vorstellen können, mein verehrungswürdigster Freund, mit welcher Entzückung der Prinz von Augustenburg und der Graf v. Schimmelmann Ihren so sehnlich erwarteten Brief empfangen und gelesen haben. Ich bin ein nicht gleichgültiger Zeuge ihrer lebhaften Freude gewesen. Die Gräfin Schimmelmann, meine Frau, und mein bester hiesiger Freund, der Graf Moltke (ein Mann, dessen Hochachtung und Bewunderung Sie ganz besitzen und dessen Freundschaft Ihnen einst selige Stunden schenken wird), haben diese Freude mit uns geteilt — und nehmen Sie, edler Geber auf dem Gipfel des edlen Nehmens, in den Thränen, welche die Freude über Ihre Briefe unsern Augen ablockte, den wärmsten, herzlichsten Dank an für Ihre freundliche Annahme. Daß der Zweck jener Anerbietung, der Erfolg dieser Annahme der von beiden Seiten gewünschte sein wird, daran können wir nicht und daran müssen Sie nicht zweifeln. Wahrlich, wenn auch nur die Musenwelt mit einer Erscheinung mehr, wie die Ihrer „Künstler", dadurch beschenkt werden sollte, so wäre schon ein Zweck erreicht, der

Digitized by Google

jene Mittel, deren Gewicht gewogen werden kann, tausendfach belohnte. Und — was sage ich? Alles ist schon mit Zinsen bezahlt durch die einzige Nachricht in dem letzten Briefe meines Reinholds: „Schiller ist, seitdem er sich von der Ueberraschung erholt hat, heiter und zusehends gesünder."

Wir wollen also diese ins reine gebrachte Sache zu den übrigen quittierten Rechnungen hinlegen und hinfüro kein Wort mehr davon sprechen. Wie soll ich Ihnen aber beschreiben, mein innigst verehrter Freund, wie unendlich über allem Ausdruck mich die kurze Skizze Ihrer Geistesgeschichte Ihnen verpflichtet hat? Meine ganze Seele dankt Ihnen in bewundernder Anhänglichkeit dafür, und dürfte ich meinem Kopfe nur den hundertsten Teil der Aehnlichkeit mit dem Ihrigen zutrauen, die mein Herz mit Ihrem Herzen empfindet, würde ich diesen Dank lauter werden lassen. Ich würde Ihnen dann die Geschichte des Verhältnisses meiner Seele zu jenem Geiste, den sie in Ihren Schriften sogleich mit Entzückung erkannte, erzählen — und Sie würden im stande sein, ganz zu begreifen, wie tief der Name: Freund in einem Briefe von Friedrich Schiller mich gerührt hat, und wie sehr das Andenken an die Empfindung, worin er mir — sei es auch fürs letzte, wie zum erstenmal — geschenkt wurde, immer beglücken wird.

* * *

In der zweiten Hälfte dieses Schreibens verliert sich Baggesen in eine Rabotage, die wiederzugeben peinlich wäre. Auf Schillers Dankschreiben an den Herzog und Schimmelmann erfolgt von Seite des Herzogs eine Antwort, die wir hier zum erstenmal mitteilen:

Digitized by Google

Erlauben Sie, edler und verehrter Mann, daß ich Ihnen meine Freude über Ihre Antwort und über die uns gegebene Hoffnung bezeuge, Sie hier in Dänemark zu besitzen. Ihr Betragen in dieser Angelegenheit ist ganz Ihrer würdig, und vermehrt die Hochachtung, welche ich schon bisher für Sie hegte.

Nichts kommt jetzt meiner Sehnsucht bei, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und ich sehe dem Augenblicke mit verdoppelter Ungeduld entgegen, in welchem ich Sie als Mitbürger meines Vaterlandes werde begrüßen können.

Sie werden wahrscheinlich schon durch den Professor Baggesen die Anzeige des Kaufmannshauses in Leipzig erhalten haben, bei welchem Ihnen ein Kredit von 200 Louisdors gemacht ist. Sollte diese Anzeige noch nicht geschehen sein, wird sie unverzüglich erfolgen.

Möchte Ihre beginnen(de) Gesundheit doch bald völlig wiederhergestellt sein, dies ist einer der lebhaftesten Wünsche

C(openhagen) d. 17. Januar 1792. Ihres
wahrhaft ergebenen
Fried(rich) Christian
P(rinz) z(u) Schleswig-Holstein.

Erst vom Jahre 1794 haben wir in unsrer Sammlung wieder einen Brief des Herzogs an Schiller, und es ist unzweifelhaft einer der merkwürdigsten Briefe aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Man möchte glauben, Schillers Ideale seien in Fleisch und Blut umgesetzt, denn aus dem Munde eines Fürsten, der dem Throne nahesteht und selbst mitzuregieren berufen ist, kommt dem Dichter

Digitized by Google

ein lautes Echo ſeines „Don Carlos“ entgegen. Am 26. Februar 1794 war nämlich das däniſche Königsſchloß Chriſtiansburg, in welchem auch der Herzog wohnte, niedergebrannt. Das Land empfand ſchwer die Vernichtung des hiſtoriſchen Gebäudes. Subſkriptionen wurden eröffnet zum Wiederaufbau desſelben. Durch alle Schichten der Bevölkerung ging eine teilnahmsvolle Bewegung. Auf dieſe Vorfälle bezieht ſich der folgende Brief, in welchem der Herzog Schiller zum Vertrauten ſeiner intimſten Angelegenheiten macht:

Seit dem Abgang meines letzten Briefes an Sie, teuerſter Herr Hofrat, von deſſen Ankunft ich bis jetzt keine Nachricht habe, hat ein zufälliges Ereignis in der Lage der Dinge in meinem Vaterlande wie in den mir perſönlich eignen einige Veränderung hervorgebracht. Sie müſſen durch die öffentlichen Zeitungsblätter erfahren haben, daß unſre Königsburg ein Raub der Flammen geworden iſt. Es ſcheint widerſprechend, zu behaupten, daß dieſer Brand, durch den ſo vieles verzehrt worden, bei welchem mehrere Menſchen teils ihr Leben oder ihre Geſundheit, teils ihr Eigentum verloren haben, ein glückliches Ereignis ſei. Und doch iſt nichts gewiſſer. Die gegenſeitig aufſproſſenden Keime des Mißtrauens zwiſchen Regierung und Volk, die durch Späher, Ohrenbläſer und Geſchichtenträger gepflanzt und genährt wurden, ſcheinen unter den Ruinen des ſtolzen Gebäudes begraben zu ſein. Das liberale Regierungsſyſtem, das in manchen Augenblicken demjenigen, der in der Nähe aufmerkſamer Beobachter ſein konnte, zu wanken ſchien, iſt mehr als je befeſtigt worden und ſteht nun, ſoviel ich einſehen kann, für die ganze Dauer

Digitized by Google

der Regierung unsres Kronprinzen*) unerschütterlich fest. Unser Kronprinz erhält die überzeugendsten Beweise allgemeiner Liebe und Achtung gegen die Regierung. Es hat sich zugleich ein Gemeingeist geäußert, die natürliche Folge des bisherigen Regierungssystems, der ihn lehrt, wie sehr er auf die Unterstützung der Nation bauen kann, solange die öffentliche Meinung ihm günstig ist, und in der That sind dadurch die politischen Kräfte des Staates verdoppelt, von einem Ende des Reiches zum andern strömen freiwillige Gaben her zum Altar des Vaterlandes. Kleine und Große, Arme und Reiche, alles gibt seinen Beitrag zu den durch die augenblicklichen Umstände vermehrten Bedürfnissen des Staates. Die niedrigsten im Volke halten es für Schande, nicht auch etwas für denselben zu thun. Man hat Höckerweiber gesehen, die das Anerbieten, bei einer nahe vermuteten außerordentlichen Steuer, die aber nicht stattfinden wird, für sie bezahlen zu wollen, mit dem Zusatz abgelehnt haben, sie müßten das Vergnügen haben, von ihrem eignen Erwerb einige Schillinge zu geben. Wie wenig ist da für den Thron zu fürchten, wo er auf das allgemeine Gefühl der bürgerlichen Glückseligkeit und auf die Achtung und Ergebenheit gegen die Person des Regenten gestützt ist. Möchte doch der Anblick des glücklichen Dänemarks die übrigen Könige und Fürsten Europas belehren, daß sie auf weit sichererem Wege ihre Throne befestigen können, als durch Maßregeln und Gesetze, welche dem Orient oder dem barbarischen Mittelalter abgeborgt zu sein scheinen.

*) Nachmaliger König Friedrich IV. von Dänemark.

Digitized by Google

Mir hat jener Brand meine Bücherſammlung und den größten und für mich intereſſanteſten Teil meiner Papiere gekoſtet. Alles iſt im Feuer aufgegangen. Auch Ihre lehrreichen Briefe, edler und verehrter Mann, die ich oft und mit immer wiederholtem Vergnügen las, haben das nämliche Schickſal gehabt. Können Sie dieſen Verluſt erſetzen, ſo werden alle Ihre hieſigen Freunde Ihnen dankbar ſein, und niemand mehr als ich, da niemand den Verfaſſer dieſer Briefe und des Don Carlos höher ſchätzen und lieben kann, als

Ihr ergebenſter

Kopenhagen, 4. April 1794.

Friedrich Chriſtian.

Schillers „lehrreiche Briefe", die im Feuer aufgegangen, ſind die Briefe: „Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen", die, urſprünglich an den Herzog geſchrieben, erweitert und zum Teil ihres perſönlichen Charakters entkleidet, in den Horen erſchienen. Nur in dieſer letzteren Geſtalt kannte ſie bisher das deutſche Publikum, bis vor kurzem A. L. J. Michelſen eine Abſchrift der an den Auguſtenburger geſchriebenen Briefe auffand und dieſelben in der „Rundſchau" — dieſer von Julius Rodenberg meiſterhaft redigierten Zeitſchrift, die auch Max Müllers Schiller-Mitteilungen zuerſt brachte — veröffentlichte. Die Originalbriefe Schillers atmen ein ſtärkeres individuelles Leben, als die ſpätere Ausführung derſelben, und ſie kehren die Motive von Schillers Arbeit ſtärker hervor. Neben dem Beſtreben Schillers, ſich über das Weſen der Kunſt, zunächſt der Dichtung klar zu werden, ſpielt der Eindruck, den die ſpätere Entwickelung der franzöſiſchen Revolu-

Digitized by Google

tion auf ihn gemacht, eine hervorragende Rolle. Die französische Revolution wurde ihm verhaßt von Seite ihrer unschönen Erscheinung. Nicht ihr Wesen, nur den Weg, den sie einschlug, fand er verdammlich. Den Prinzipien der Revolution wird er nicht untreu; nur der Künstler, der ästhetische Mensch wendet sich von ihren ungebärdigen Krämpfen entsetzt ab. Er verzweifelt an der Wiedergeburt der Menschheit durch die Politik, er will die Menschen gleichsam auf einem neutralen Boden zu würdigen Bürgern eines freiheitlichen Staates erst erziehen. „Politische und bürgerliche Freiheit," schreibt Schiller an den Augustenburger, „bleibt immer und ewig das herrlichste aller Güter, das würdigste Ziel aller Anstrengungen und das große Zentrum aller Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem festen Grunde eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu schaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann." Schiller sucht ein Mittel, „dem Charakter beizukommen, ohne den Staat dabei nötig zu haben." Dieses Mittel ist ihm die ästhetische Kultur, die sich an den sinnlichen Menschen wendet, um ihn über sich selbst emporzuheben. „Jede gründliche Staatsverfassung muß mit Veredelung des Charakters beginnen, dieser aber an dem Schönen und Erhabenen sich aufrichten." Kurz, der ideale Sinn und der Sinn für das Ideale muß im Menschen geweckt und geübt werden, die schöne Sitte ist die Brücke, die zur Sittlichkeit hinüberführt. Dieses Thema führt Schiller in grandioser Weise aus, und abgesehen von ihrem ästhetischen Werte, gehören seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen zu den bedeutendsten Meister-

Digitized by Google

werken der Publizistik. Es ist bezeichnend für ihre Entstehungszeit, daß sie aus dem Verkehre mit einem Fürsten hervorgegangen sind. Marquis Posa hat endlich Gehör gefunden.

Der Herzog war übrigens mit der Umarbeitung der Briefe nicht ganz einverstanden, wie man aus dem folgenden Schreiben an Schiller ersehen wird:

Kopenhagen, den 19. März 1795.

Die beiden ersten Stücke der Horen und die sie begleitenden Briefe habe ich erhalten. Es bedarf in der That einer Entschuldigung, daß ich Ihnen, verehrter Herr Hofrat, den Empfang derselben nicht eher angezeigt habe, allein gehäufte Geschäfte und öfteres Uebelbefinden haben mich den ganzen Winter hindurch zu einem trägen Briefsteller gemacht. Mein verspäteter Dank ist indessen darum nicht minder lebhaft und aufrichtig. Er gebührt Ihnen wegen der Gesinnungen, die Sie gegen mich hegen. Möchte ich diese Gesinnungen doch einigermaßen verdienen!

Ihre ästhetischen Briefe habe ich mit Vergnügen in den Horen wiedergefunden. Da sie aber wegen meiner Unbekanntschaft mit der Sprache und wohl auch mit dem Inhalt der kritischen Philosophie für mich manche Dunkelheiten enthalten, die erst bei wiederholter ruhiger Lesung verschwinden werden, so schweige ich lieber gegenwärtig noch über jene Briefe. Im Sommer, auf dem Lande bei mehrerer Muße und wenigerer Zerstreuung gedenke ich diese Lektüre wieder vorzunehmen.

Es ist mir übrigens eine nicht geringe Freude, in Ihrer

Digitized by Google

Denkart über das, was der Menschheit Not ist, so viel Uebereinstimmung mit meinen Ueberzeugungen zu finden. Die Verbesserung des Zustandes der Menschheit muß vom inneren Menschen ausgehen. Geschieht dies nicht, so wird jedes politische Gebäude, sei es auch noch so schön, in kurzem verfallen, und ungezähmten rohen Leidenschaften vielleicht zu einer noch bequemeren Behausung dienen. Es kommt beinahe nicht auf die Form, es kommt auf den Geist an, durch welchen diese Form Leben erhält. Ist dieser Geist der Geist der Humanität, dann wird die gewünschte Verbesserung erfolgen, die Form mag beschaffen sein wie sie will. Diesen Geist der Humanität zu wecken, zu erhalten, zu verbreiten, ist auch in Ihr Los gefallen, edler Mann, und ich hoffe und erwarte, daß Ihr neuestes litterarisches Unternehmen eben so wie einige Ihrer vorhergehenden Arbeiten dazu Beförderung sein wird.

Mein Interesse und meine Wünsche werden Sie stets begleiten.

Friedrich Christian.

Wir haben schon oben gesagt, daß Max Müller einen teilweise verunstalteten Text dieses Briefes gegeben habe. Bei ihm heißt es unter anderm: „Die Verbesserung des Zustandes der Menschheit muß von einem Menschen ausgehen.“ Das könnte Thomas Carlyle geschrieben haben, nicht der Augustenburger in Bezug auf Schillers Ansichten. Aus diesen geht unmittelbar hervor, daß die Stelle lauten muß: „vom inneren Menschen“, denn aus diesem will Schiller den tüchtigen Staatsbürger hervorholen. Statt „diese Beförderung“, wie Müller ganz unverständlich schreibt, muß es

Digitized by Google

heißen: „dazu Beförderung“, und vor allen Dingen statt „meine Interessen“ ist zu setzen „mein Interesse“. Dies zur Richtigstellung des Textes nach dem Original.

Und nun, nachdem die Briefe des Augustenburgers zu Ende sind, kehren wir noch einmal zu den Genossen seines Edelmutes, dem Grafen Schimmelmann und dem liebenswürdigen Enthusiasten Baggesen zurück. Der folgende Brief charakterisiert und erzählt sich selbst.

Ich muß Sie, lieber Baggesen, bitten, heute zugleich an Schiller zu schreiben, wenn der von dem Prinzen und mir unterzeichnete Brief heute abgeht. Ich ersuche Sie inständigst, von Schiller in Ihrem und meinem Namen zu verlangen, er mag unser Anerbieten annehmen oder abschlagen, er meinen Namen geheim hält. Es ist mir Befriedigung genug, wenn er mich genug schätzt, um solches zugleich von mir anzunehmen. Als Privatperson habe ich weder das Recht, noch das Verlangen, mich ganz an der Seite des Prinzen zu setzen, mich selbst unter die Großen zu rechnen, und ich gebe hierin nur der Freundschaft des Prinzen nach. Mein Name kann mit dem seinigen nicht auf diese Weise erscheinen, ohne daß viele, welche nicht den einzigsten Zweck — welches allein Schiller, allein der große Mann, ist — kennen, es mißbilligen würden.

In meiner Situation muß ich auch hierin die öffentliche Meinung und die Vorurteile von vielen schonen, welche dasjenige in dem Prinzen billigen, welches Sie in mir als Anmaßung tadeln würden.

Zum Exempel die gewisse Hoffnung, Schiller, wenn er

es wünscht, in Dienste des Staates einsetzen zu können; drei Jahre sind auch für einen Minister eine lange Epoche.

Wenn Schiller es annimmt, so nimmt er es von einem unbekannten Freunde an. Dieser modeste Charakter würde mich allein schmeicheln und befriedigen.

Schlägt er es aus, so gewinne ich dadurch das traurige Recht, nicht als jemand zu erscheinen, den man abgewiesen.

Schreiben Sie bei dieser Gelegenheit an Reinhold, so sagen Sie ihm auch etwas von mir; was Sie ihm sagen, kann ich gewiß, ohne es zu lesen, unterschreiben.

D. 29. Novbr. E(rnst) G(raf) Schimmelmann.

Das Geheimnis blieb indessen nicht gewahrt, und Schiller selbst muß es gewesen sein, der es in seiner von Glück übervollen Brust nicht verschließen konnte. Als alle Welt davon erfüllt war, schrieb Baggesen (Kopenhagen, 30. Januar 1792) begütigend an Schiller:

„Die Bekanntmachung jener wie die Unschuld schüchternen Freundschaftsbezeugung des Prinzen und des Grafen in den Frankfurter, Gothaschen, Hamburger und dänischen Zeitungen befremdete freilich alle Sieben, außer mich(!); der ich nie, auch nur im Traum, die Möglichkeit mir hatte einfallen lassen, jene That gänzlich verborgen zu halten. Homo sum, nil humani a me alienum, und nichts kann ich gänzlicher mitempfinden, als was Sie von jener gar zu strengen Bedingung sagen. Ich würde an Ihrer Stelle ebenso gehandelt haben; denn welche Qual ist unausstehlicher als Freude, die man mit niemand, selbst nicht mit denen, die wir mehr als uns selbst lieben, teilen darf ... Man muß sich aber dar-

Digitized by Google

über wegſetzen — man würde vergebens verbluten im Kampfe mit notwendigen Uebeln. Beruhigen Sie ſich ganz über dieſen unabwendbaren Zufall, mein teuerſter Freund! ſo wie der Graf darüber ſchon lange beruhigt iſt. Ich ſah es voraus und machte ihn darauf gefaßt; daß ich Ihnen ſo angelegentlich und dringend ſchrieb, geſchah mehr, um Ihnen ganz anſchaulich zu machen, wie dieſer Edelſte unter den Edlen, die ich kenne, über ſo was denkt, und wie unendlich, faſt bis zur entgegengeſetzten Extremität er von jener, den ſogenannten Großen anhängenden Eitelkeit und Schauſucht entfernt iſt.

Was den Prinzen betrifft, werden Sie Menſchenkenntnis genug haben, um a priori zu wiſſen, daß der Prinz nicht geboren worden iſt, nicht geboren werden kann, dem ein ſolcher Zufall ſchlechterdings unangenehm wäre. Jene Originalität der Denkungsart wächſt nicht auf dieſem Boden — es iſt ſchon Wunder genug, daß ſie im gräflichen fortkommen kann.

Beide dieſe wirklich äußerſt ſeltenen, höchſt achtungswerten und liebenswürdigſten Menſchen ſchätzen, bewundern und lieben überhaupt Ihren Geiſt — und jetzt, ſeitdem wir ſo glücklich ſind, Sie etwas näher zu kennen — Ihre Perſon zu ſehr, um Ihnen etwas übel zu nehmen, was nicht gerade auf Ihrer Seite böſe gemeint und alſo das Unmöglichſte alles Unmöglichen wäre."

Ueber den gleichgewogenen Anteil, den der Auguſtenburger und Schimmelmann an der Unterſtützung Schillers hatten, und über Schillers unbedingte Freiheit dem Kopen-

Digitized by Google

hagener Geschenke gegenüber gibt ein Brief von Baggesen (Kopenhagen, 29. März 1792) erwünschte Aufklärung. Baggesen schreibt an Schiller:

„Prinz Friedrich Christian und Graf Schimmelmann, oder Graf Schimmelmann und Prinz Friedrich Christian (denn es ist schwer zu entscheiden, welcher von diesen höchst seltenen Edlen in einem Briefe, der sich über die Kleinigkeiten der Kleinigkeiten hinwegsetzt, zuerst genannt werden müßte) sehen mit sehnsuchtsvollem Vorgefühl ihres Hochgenusses jeder Zeile von Ihnen an sie entgegen, und wenn sie nicht dringend darum bitten, ihnen diesen Genuß zu gewähren, ist sicherlich nur Schonung Ihrer teuren Zeit, was sie davon abhält. Es hat sie beide innig gefreut, daß Sie ihnen durch Ihren Brief an mich Hoffnung geben, bald etwas von Ihnen unmittelbar zu erhalten. Nur schreiben Sie, ohne Rücksicht auf einige Verbindlichkeit, kurze oder lange Briefe, selten oder häufig, wenn und was und wie Sie wollen."

In demselben Briefe öffnet sich noch einmal Baggesens gutes Herz, indem er schreibt: „Ich bin von jetzt an für Sie gar nicht mehr bange; Sie werden ein hohes Alter erreichen. Was Sie gelitten, hat Ihren Körper nicht geschwächt, sondern abgehärtet. Es blüht in diesem Glauben eine meiner schönsten Rosen."

Der ehrliche Baggesen mit seinem schönen Rosenglauben war leider kein guter Prophet; aber zunächst gestaltete sich Schillers Leben, da ihm die drückende materielle Sorge hinweggenommen war, weitaus erfreulicher. Er konnte die Höllenfahrt durch die Kantsche Philosophie gründlich durch-

Digitized by Google

machen, um, wie Dante, die Sterne wiederzuſehen und jene lichte Höhe wieder zu erreichen, wo „die reinen Formen“ wohnen. Er konnte wieder werden, was er im Grunde immer geweſen war: ein Dichter. Er konnte, wohin ihn eine alte Sehnſucht trieb, ſeine ſchwäbiſche Heimat wieder beſuchen. Als ihm dort, da er unter Eltern und Geſchwiſtern weilte, ſeine Frau Hoffnung auf Nachkommenſchaft gab, da wehte den Schwergeprüften, immer noch Leidenden, ein Lüftchen des Glückes an, und er konnte die Worte niederſchreiben, durch die allerdings ein tragiſches Leid zittert, die ſchönen Worte: „Ich werde zugleich die Freude des Sohnes und Vaters genießen, und es wird mir zwiſchen dieſen beiden Empfindungen der Natur innig wohl ſein. Es iſt mir, als wenn ich die auslöſchende Fackel meines Lebens in einer andern wieder angezündet ſehe, und ich bin ausgeſöhnt mit dem Schickſal.“

Eine ſolche Pauſe des Kummers und der Sorge dankte Schiller ſeinen edlen Freunden im Norden. Sp.

Briefe von Graf und Gräfin Schimmelmann an Schiller und Charlotte v. Schiller.

An Schiller.

.... Ich habe Ihren Auftrag an meine Frau ausgerichtet; ſie hat mit uns allen die Hoffnung, Sie hier zu ſehen, nur ungern aufgegeben; wir fühlen aber, daß Sie nicht

Digitized by Google

unsre nordische Atmosphäre zu Ihrer Wiederherstellung suchen müssen; mit dem innigsten Vergnügen haben wir die Besserung Ihrer Gesundheit gehört.

So interessiert wir selber dabei sein mögen, so fürchten wir doch für Sie jede Anstrengung.

Wir glauben, daß es für Sie eine Pflicht ist, Ihre Kräfte zu schonen. Sie werden diese Versicherungen nur der Gesinnung der aufrichtigsten Teilnahme und wahrsten Hochachtung zuschreiben.

Kopenhagen, den 23. August 1793.

E. G. Schimmelmann.

An Schiller.

Ahrensburg bei Hamburg, den 1. Oktober 1795.

Dank sei Ihrer poetischen Muse, die uns wieder erschienen. — Daß Sie uns gleich die herrlichen Früchte Ihrer Besuche mitteilten, hat mich unaussprechlich gerührt. — Danken will ich nicht — ein gewisser Dank hat keine Worte — wären Sie aber dabei gewesen, als wir des schönen Genusses uns freuten — wahrlich Sie hätten jede Danksagung zu kalt gefunden; nun bitte ich und flehe im Namen aller Musen und Grazien — im Namen alles Guten und Schönen — halten Sie fest die fliehende, daß sie uns nie mehr so lange verschwinde. — — Diese Bitte will ich nicht im Namen aller Weiber vortragen, es würde einen Anschein von Egoismus haben. — Sie haben uns so günstig behandelt, möchten wir es auch einst verdienen. Sie selbst müssen uns dazu verhelfen. Willig wollen wir dem schönen Pfade fol-

Digitized by Google

gen in hoher Ahnung des Schattenreichs*). Ich war eben im Begriff, eine Reiſe hierher anzutreten, als ich dieſes herrliche Gedicht erhielt; es wäre Drang meines Herzens, Ihnen gleich zu ſagen, was ich dabei empfand — ich war aber unfähig, einen Brief zu ſchreiben, ſo wie ich es noch bin — meine Schwiegermutter, die Gräfin Schimmelmann, eine Mutter, eine Frau, deren es wenige gibt, war ſo ſchlecht, daß wir für ihr Leben alles zu fürchten hatten — in dieſer Stimmung verließen wir Kopenhagen und zitterten, bei der Ankunft ſie ſterbend zu finden. — Wie ein lächelnder Engel empfing ſie uns — und — wir hoffen aufs neue — —.

Die qualvolle Reiſe und die Erſchütterung des Wiederſehens — ſelbſt die neue Hoffnung hat mich ſo angegriffen, daß ich kaum die Feder halten kann. Verzeihen Sie alſo dieſe Unordnung. — Mein Mann, der in derſelben Lage iſt, kann Ihnen heute nichts über Ihre ſchönen Gedichte ſagen. — Sie wiſſen aber, was er nicht ſagt, was ich nicht zu ſagen vermag. —

Ich habe Jakobi auf einige Augenblicke in Eutin geſehen — wir ſprachen Ihren Namen aus, ſein Auge ſtrahlte, und wir kamen uns näher. — — Noch möchte ich Ihnen gerne Baggeſen nennen, auch Purgſtall**), es iſt mir aber weder in der Zeit, noch im Raume möglich.

Gedenken Sie unſer, wir verdienen es.

Charl. Schimmelmann.

---

*) Der ſpätere Titel lautete: „Das Ideal und das Leben". Das Gedicht erſchien im 9. Heft der Horen, welches Schiller den däniſchen Freunden zugeſchickt hatte.

**) Aus dem ſteyriſchen Grafengeſchlechte dieſes Namens.

Digitized by Google

An Schiller.

Kopenhagen, den 20. Dezember 1795.

Für den achten Teil*) der Horen, für Ihre herrliche Elegie, für Ihr Andenken, habe ich Ihnen schon lange stillschweigend einen herzlichen Dank gesagt. Nun erwarte ich Ihren Almanach mit Ungeduld, er wird uns mehr als Zeitvertreib geben, er wird uns in der Zeit über alle Grenzen der Zeit und des Raumes versetzen. Nun danke ich Ihnen im voraus für die Gabe, für den neuen Genuß im neuen Jahre — für diese Erneuerung, so manchen Genuß, den ich Ihnen schuldig bin — so verbinden sich die lieblichen Stunden der Vergangenheit mit der Zukunft — für diese Stunden haben wir weder Uhren noch Almanachs, sie lassen sich nicht berechnen, weil sie nur empfunden werden.

Bald werden Sie einen Freund von uns unter Ihrem Dache sehen, vielleicht ist Graf Purgstall schon bei Ihnen gewesen — ich empfehle ihn nicht, ebensowenig als ich Ihnen einen Bruder oder Sohn empfehlen möchte — — unsre Seelenverwandtschaft ist mir dafür Bürge, daß auch Sie sich bald finden werden, bald sich einander nahen und auch seelenverwandt fühlen werden. Purgstall wünschte es aber, in meinem Briefe genannt zu werden, dafür muß er auch mich nennen — und ich beneide ihn wirklich, es so mündlich thun zu können. Ernst Schimmelmann wird er Ihnen auch nennen; wenige haben ihn so ganz verstanden, wie Purgstall — auch lieben sie sich brüderlich.

*) Soll wohl heißen „den X. Teil", in welchem die Elegie erschienen war.

Digitized by Google

Ich ſchrieb Ihnen aus Ahrensburg, daß wir für unſre geliebte kranke Mutter hofften — Sie teilten unſre Hoffnung — jetzt iſt ſie ſchon nicht mehr, ſie entſchlummerte ſanft und lächelte noch liebend ihre Kinder an, im letzten Augenblick der Befreiung von ihren Leiden. — Es war eine ſeltene Frau, ſo geiſtreich, als liebend — auch war ihr Umgang belebt und äußerſt intereſſant — ſie trug den echten Stempel einer ſchönen Seele bis auf die letzte Stunde — ſo fand ich wahres Leben in ihrem Tode.

Die Begebenheiten des Krieges beſchäftigen uns hier in Rückſicht des Friedens, auch hoffen wir, daß der republikaniſche Geiſt noch nicht ganz ausgeſtorben ſei — der innere Zuſtand Frankreichs iſt aber noch ſo rätſelhaft als je — die Franken ſind uns zu nahe und zu fern — wir verſtehen ſie nicht, weil wir ſie ſehen — ihre luxe parisien iſt ganz unerträglich in einem ſolchen Augenblick.

Mein Mann läßt Ihnen viel Schönes ſagen, er iſt mit Geſchäften geplagt, ſie töten nicht ſeinen Geiſt, wohl aber ſeine Zeit.

Baggeſen, der jetzt in Kiel bei Reinhold iſt, hat viel gelitten und erholt ſich langſam, wir hoffen doch ſeine Beſſerung.

Leben Sie recht wohl und vergeſſen Sie nie, daß Sie in Dänemark wahre Freunde haben, die im Geiſte in Ihrer Nähe leben und weben.

Charl. Schimmelmann.

Digitized by Google

An Schiller.

Kopenhagen, den 26. Dezember 1795.

Das zehnte Stück der Horen, von Ihrem Brief begleitet, bekam ich in einem Augenblick, der mich recht gestimmt fand, beides ganz zu schätzen und zu genießen. Ich sage Ihnen nicht, mit welcher Empfindung ich Ihren schönen Brief las — unnennbare Gefühle, die meine Seele durchdrangen, lassen sich nicht mit Worten ausdrücken — Ihren Zauberpinsel besitze ich nicht, sonst könnte ich vielleicht schildern, was sich nicht schreiben läßt — und so ist es mir oft, indem ich Ihre Seele höre, ich lese nicht, — ich vernehme die Harmonie, und werde hingerissen vom magischen Ton — so war es mir beim Empfange, beim Lesen Ihres Briefes — und dieses Fest der Grazien*), welches so ganz im völligsten Einklang mit meiner Seelenlage stimmte — es war uns beide, als hätten Sie unsre verklärte Mutter gekannt und gesehen — ihr Ideal mußte uns so vorschweben im heiligen Gebiete der Wahrheit und Natur.

Ihren Aufsatz über das Naive*) haben wir gelesen und verstanden — ganz genossen und gefühlt — mit Entzücken haben wir alle diese leisen Spuren verfolgt, die bis ins Heiligtum hereindringen — wo der Schleier noch sichtbar, doch nicht mehr in Dunkel hüllt, was ein sterbliches Auge kaum mehr erblickt.

Die Teilung der Erde*) ist schön, sehr schön — ein

*) „Das Fest der Grazien" von Herder, im XI. Stück der Horen. Ebendaselbst waren der nachher angeführte Aufsatz über das Naive und die Teilung der Erde, letzteres Gedicht anonym, erschienen.

Digitized by Google

lautes Bravo ertönte dabei in der Stube — laſſen Sie ja die Horen des künftigen Jahres uns ſo unentweiht erſcheinen und hinfliehen — ſie werden uns alsdann nicht entfliehen.

Die Folge oder der Nachhall der äſthetiſchen Briefe müſſen immer noch die Horen beleben — ſeien Sie im Geiſte recht herzlich gegrüßt.

Charl. Schimmelmann.

Purgſtall wird Ihnen vielleicht Ernſt und Ch. Schimmelmann genannt haben — es thut mir leid, daß er ſo kurz bei Ihnen blieb.

An Schiller.

Kopenhagen, den 2. Febr. 96.

Ihr freundlicher Zuruf hat mir viele Freude gemacht, lieber Schiller. Darf ich Sie auch ſo nennen? — Durch die Erſcheinung unſres Freundes Purgſtall ſind wir uns näher gekommen, im Raum auch näher, ſo ſcheint es mir — unſre Geiſter hatten ſich ſchon begegnet, dies konnten Sie aber kaum ahnen, wir wußten es — nun haben Sie Ernſt Schimmelmann geſehen, gehört, verſtanden, doch würden Sie vielleicht ſelbſt noch mehr finden als Purgſtall in ſo kurzer Zeit Ihnen zeigen oder ſagen konnte. Hat er mich aber genannt, ſo ſind Sie getäuſcht, ohne daß er es wollte, durch Ihr eignes Ideal waren Sie es ſchon vielleicht — er zeigte Ihnen das Bild im Zauberſpiegel der Phantaſie — mit Dichterblicken ſehen Sie hinein — ich verliere in der Wirklichkeit dabei — ohne ganz proſaiſch zu ſein, konnte doch noch ſo manches anders und beſſer ſein. Glauben Sie

Digitized by Google

dies fest, unsre Abendstunden sind meistens so wie P. sie geschildert hat, lebendig und interessant — wie oft waren Sie auch mit uns — wie oft belebten Sie unsern engen Kreis — der alsdann weit über alle Sphären reichte — in solchen Momenten des wahren Lebens würden Sie gern auch unter uns sein, so wie Sie dem Geiste nach mit uns waren, das weiß ich — ach daß unsre Wohnungen so getrennt sein müssen — da wir nur eine Heimat kennen!

Was Purgstall von Ihrer Gesundheit sagte, macht mich aber oft traurig. Doch weiß ich aus Erfahrung, daß solche Stunden des Leidens auch ihren Wert haben — nur die Schlaflosigkeit ist so ermattend und dadurch traurig. Daß Sie sogleich unsern Freund P. so gekannt haben, macht mich recht glücklich, und ich muß es Ihnen gestehen — da er dabei so glücklich sein wird — habe ich ihm Ihren Brief geschickt, ich konnte es nicht lassen. Da Sie ihm so viel geworden waren, mußte er auch wissen, daß er Ihnen etwas war — zu kurze Zeit blieb er in Jena, ich zürnte hierüber, er aber klagte sein Schicksal an — und ich mußte schweigen. Wirklich ist es oft, als sollte der Mensch nur minutenweise das wahre Leben genießen, da er stundenlang hinleben muß, oder hingeben muß — sein besseres Sein. Doch nur in der Zeit.

Ihren Musen-Almanach habe ich schon lange, vielen Genuß gab er mir — es ist selten, eine so glückliche Sammlung anzutreffen. Auch krönen die letzten Teile der Horen den ganzen Jahrgang — vielversprechend für die Zukunft sind uns die letzten lieblichen Töne — — meine Schwester Sibylla Reventlow (Purgstall wird sie Ihnen genannt haben)

Digitized by Google

hat neulich ein liebes Kind verloren, einen kleinen dreijährigen Knaben — ich weiß, Sie werden es teilen, da Sie durch Ihren Sohn ſo viele Vaterfreuden haben. Meine Schweſter weint noch am Grabe ihres Kindes, ich habe mit ihr geweint — auch ihre Angſt in der Krankheit geteilt, aus der Urſache habe ich Ihnen nicht gleich nach dem Empfang Ihres Briefes geantwortet. Ich litt zu ſehr daran — meine Schweſter ſchrieb ſo rührend: „Es war unſer jüngſtes Kind, wir hofften keine Fehler mehr in ſeiner Erziehung zu begehen, die Natur war ihm durch die ſchönſten Anlagen ſo günſtig geweſen ꝛc.“ Sie haben noch fünf Kinder, die viel verſprechen, auch iſt die Erziehung außerordentlich. — Verzeihen Sie, lieber Schiller, daß ich zu lange meinem Herzen nachgab — auch Ihre liebenswürdige Frau — die Edle, Gute — wird es verſtehen. Von meinem Mann den herzlichſten Gruß

Charl. Schimmelmann.

An Schiller.

Kopenhagen, den 14. April 96.

Lieber Schiller, daß ich ſo lange ſtille ſchwieg, war nicht meine Wahl — teils war ich nicht wohl, teils fühlte ich mich des Schreibens unfähig — auch bleibt es noch bei der Unfähigkeit, wie Sie es finden werden.

Letzten Poſttag erwartete ich vergebens unſern Freund Purgſtall, der aber noch nicht hier iſt, ich hätte Ihnen ſo gerne ein lebendiges Wort in ſeinem Namen geſagt.

Digitized by Google

Ihr letzter Brief mit dem zweiten Stück der Horen*) machte mir viele Freude — was Sie vom Idealisieren sagen, ist so ganz aus meiner Seele genommen, nur hätte ich es kaum mir selbst so erklären können, noch weniger in solche glückliche Ausdrücke zur Darstellung bringen, es ist so — nur im reinen Ideal finden wir die Wahrheit — die Wirklichkeit kann es nur stören, nicht aber es vernichten; oft fand ich es ungerecht, daß wir erst nach dem Tode einer schätzbaren Person ein bestimmtes gutes Urteil über sie hörten oder selbst fällten — jetzt ist es mir einleuchtend geworden, daß wir alsdann erst, wo die Wirklichkeit aufhört, mit unverwandtem Blicke im Reiche der Ideen nur die Wahrheit sehen — da wo keine unästhetische Wirklichkeit unsre reine Bilder verunstalten; dieses führt mich natürlich zum Wunsche der Ausführung Ihrer reichhaltigen Ideen über die ästhetische Erziehung und Bildung des Menschen — auch ist mir Ihr „Schattenreich" dabei so ganz gegenwärtig — solche schöne Träume haben ihre Realität und werden nur ganz wach bei hellem lichten Tag geträumt — sollte nicht einst die echte Philosophie diesen Hoffnungen huldigen? — wann werden wir ihn aber auftreten sehen, diesen Verkündiger der wohlthätigen Philosophie? Bleiben Sie unermüdet dabei, guter Schiller, die schöne neue Bahn mutig zu gehen — lassen Sie nicht ab, für die Sache der Menschheit mächtig zu wirken — wir alle rechnen darauf, insbesondere darf ich hier Ernst Schimmelmann nennen — mehr kann ich Ihnen selbst hierüber nicht sagen — Sie hören, Sie verstehen die

*) Des Jahrgangs 1796.

leiseren Töne der Seele, die keine Worte haben — Sie wissen das Ewigbleibende zu vernehmen, ohne Ausdruck der Sprache — in Ihrer Seele liegt die Entwickelung unsrer Wünsche — leben Sie recht wohl und leben Sie unter uns.

Charl. Schimmelmann.

Purgstall ist eben angekommen. Er läßt Ihnen viel Schönes und Herzliches sagen. Die Göttinger Existenz, die sehr kalt sein muß, hätte ihn am Ende getötet — wir finden ihn mager und blaß aussehend.

An Schiller.

Seelust bei Kopenhagen, den 18. Juni 96.

Als ich Ihren letzten Brief erhielt mit dem vierten Stück der Horen, stand ich eben im Begriff, mich einzuschiffen — ich wollte nach Rostock segeln, von da über Dresden oder Leipzig nach Karlsbad gehen, an der Quelle der Gesundheit schöpfen — die ganze Reise zu Land zu machen, dazu fühlte ich mich zu schwach — eine entfernte Hoffnung, Sie in Jena vielleicht zu sehen, belebte mich, doch war die Trennung sehr traurig — und wie betäubt brachte ich zwei Tage und zwei Nächte im Schiffe zu. Nun entstanden Stürme von Süden — ich ward zurückgetrieben — ich sah das freundliche Ufer von Seeland wieder, ich schickte ein Boot ans Land. Kaum erfuhr es mein Mann, als er in einem kleinen Boote zu mir eilte — dieses unerwartete Wiedersehen machte es uns beiden unmöglich, an die Trennung zu denken, und nun faßte ich sogleich den Entschluß, auf der

Digitized by Google

ganzen Reise zu renoncieren. So siegte das Herz über die Vernunft, doch war es mir auch, als belebte die Vernunft mein Herz in dem Augenblick, da ich den Entschluß faßte, zu bleiben. Ein solches Geschenk des Schicksals hat viel mehr Wert, als ein wohl ausgedachter Plan in der vollkommensten Ausführung es haben kann. Meine schwache Gesundheit werde ich hier pflegen — ein lebendiger Umgang ist auch heilbringend — unsre ländliche Wohnung, so lieblich und freundlich, hätte ich nirgends gefunden — doch freute ich mich der größeren Naturszenen in gebirgigen Ländern. Goethe hätte ich vielleicht in Karlsbad gesehen, dieses hätte mir nicht gleichgültig sein können — gerade jetzt hätte ich in dieser interessanten Bekanntschaft mehr noch gefunden als sonst. Purgstall hat G. besser verstanden, so schien es mir, als die meisten, die ihn sahen. Daß Sie mit ihm glückliche Stunden zubringen, daß er in Ihrem Umgang sein besseres Wesen findet, hatte ich schon von Purgstall gehört und gern gehört. In Ihrem letzten Briefe bestätigen Sie dieses, auch nennen Sie Wilhelm Meister, so wie ich es begreife — nicht ganz so wie ich es selbst empfinde — ein solches Kunstwerk konnte ich im ganzen kaum bewundern — mein ungeübtes Auge erblickte nur einzelne Szenen — die mich aber auch hinreißen, ich gestehe es. Eine so tiefe Menschenkenntnis verdient Bewunderung; obgleich ich die Menschen nicht gern bloß unter einer gewissen Gestalt gezeichnet sehe, kann ich nicht ihre Wahrheit verkennen. Mit diesem Buche ist es mir gegangen, als sähe ich ein schönes Gemälde der Ecole flamande — es sind nicht meine Lieblingsstücke — ich habe Raffael lieber — seine Ideale sind mir näher als alle detail-

Digitized by Google

lierte Wirklichkeit, die mich umgibt — doch fühle ich, daß dieſes in mir liegt. —

Die Szenen am Rhein und in Italien beſchäftigen uns ganz — die Franken ſiegen überall — es ſchwindet alles in ihrer mächtigen Gegenwart — ihre Feinde ſcheinen mir ebenſo kleinlich als ſie mir groß vorkommen. Der Name von Buona P(arte) iſt ſchon im Tempel des Ruhmes auf ewig eingeführt — er iſt nicht bloß ein kriegeriſcher Held, er iſt ein großer Mann in jeder Rückſicht — ſollte es wirklich viele ſolche Männer, als er, Pichegru, Moreau ꝛc. unter dieſen unüberwindlichen Republikanern geben? — Neben ihnen eine Schar jakobiniſcher Mordbrenner, die nur Tod und Verwüſtung wollen — wie rätſelhaft! — wer wird es unternehmen, dies alles zu ſchildern — wer wird ihn faſſen, den großen Geiſt unſres Jahrhunderts? wer die Geſtalten ordnen, die uns ſo chaotiſch umgeben? — gern gäbe ich Ihrem Genius einen Wink, der mir aber nicht zukommt, ihn zu geben. —

Wir erwarten bald Baggeſen in unſrer Gegend — endlich wird er vielleicht in ſeinem Vaterlande einen Hafen finden, nach langem Herumirren in der Fremde — er mußte vielleicht die Stürme des Ozeans erſt kennen lernen, bevor er die Ruhe — die lebendige Ruhe genießen konnte. —

Entfernen Sie ſich nicht zu ſehr von unſerm Hafen, wo Ihr Andenken leuchtet und lebt.

C. S.

Verzeihen Sie den ſchlecht geſchriebenen Brief — Sie wiſſen, daß ich eigentlich nicht deutſch ſchreiben kann — nur deutſch denken kann ich.

Digitized by Google

An Schiller.

Kopenhagen, den 8. September 96.

Mit wahrem Verlangen sah ich einem Briefe von Ihnen entgegen, der endlich mich gestern erfreute; die Begleitung der Horen war mir auch sehr angenehm, auch für den neuen Musen-Almanach sage ich Ihnen einen herzlichen Dank!

Daß Sie eine so traurige Epoche für Ihr Vaterland*) besorgt erlebten, habe ich geahnt, aber die Schreckensumstände in Ihrem Familienzirkel**), hätte ich sie damals gewußt, hätten mich sehr geängstigt. Ein so finsteres Gemälde hat mich noch jetzt zum Schaudern gebracht — etwas ruhiger, doch nicht weniger teilnehmend, denke ich mir die Gefahr, die Angst, die Sie jetzt überstanden haben.

Zum kleinen Neugebornen wünsche ich Ihnen und der liebenden Mutter von ganzer Seele Glück und Segen — er sei Ihnen immer, was er Ihnen nun war, ein lieblicher Strahl hinter der finstern Wolke — die Wolken verschwinden — daß Sie beide meiner bei der Ankunft des Kleinen so freundschaftlich dachten, hat mich innig gerührt, einen Dank dafür kann ich so nicht mit Worten hinschreiben — verstehen Sie aber diesen Dank, so bin ich zufrieden.

Ihren reichhaltigen Musen-Almanach habe ich noch zu flüchtig kennen gelernt — der ganze und wahre Genuß

*) In Württemberg hatten die Franzosen gehaust.

**) Schillers Schwester Nanette war im März gestorben, im Herbst folgte ihr nach langer Krankheit der Vater nach. Ernst, der Neugeborne, kränkelte und Schiller selbst litt an Krämpfen und Zahngeschwür, „welches mir das Leben ordentlich verleidet". (Briefw. mit Körner).

Digitized by Google

bleibt mir noch übrig, doch fand ich ſchon ſo manches, das mich recht glücklich machte.

Mancher Leſer — ich fürchte es — wird ſich an dem ſprudelnden Witze laben, nicht tiefer und mit Ernſt an der Quelle ſchöpfen, mancher auch vielleicht vom ſcharfen Pfeile getroffen den zürnenden Muſen zu entfliehen ſuchen*). Sie nannten es aber ſelbſt eine Kriegserklärung — ich bin vielleicht zu ſehr von der Partei des ewigen Friedens — und die litterariſche Welt ſollte, ſo ſcheint es mir, der politiſchen Welt ein ſchönes Beiſpiel geben — bei einem Kriege fliehen alle Muſen und Grazien, ſo wie bei dieſem Weisheit und Gerechtigkeit fliehen — immer ſind die nahen Folgen traurig — ach, lieber Schiller, Sie ſollten nicht, ſo ſcheint es mir, ſich an die Spitze der Kriegführenden ſtellen, nicht im Namen der Muſen die Geißel ſchwingen — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, ich hörte ſchon ſo manches Urteil, ſo manche giftige Anmerkung — auch aufrichtige Klagen der Gutgeſinnten — über die enge Verbindung zwiſchen Schiller und Goethe. Denke ich mir G. als Verfaſſer der Iphigenia und Taſſo ꝛc., ſo verſtehe ich für meinen Teil dieſe Seelenverbindung und wünſche beiden von Herzen Glück zur innigſten Verbindung — höre ich aber von der Exiſtenz im Raum (?), die ſich G. gewählt hat — ſo werde ich daran ganz irre: placé entre la cour et la basse cour, ſeinen Genius im Umgang ſtets verleugnend, ein unedles Weib an ſeiner Seite, die ihm vielleicht, wie Thereſe einſt für Rouſſeau es that, alles ſchwarz anſtreicht, was ihr nicht ähnlich iſt — kurz ein

*) Der Muſen-Almanach für das Jahr 1797 enthielt die Xenien.

Digitized by Google

solches Gemälde von G. seiner Lage (sollte es wahr sein) erklärt mir zu sehr seine Bitterkeit, seine Verachtung gegen das gesamte Menschengeschlecht — zwar schaut er mit tiefem Blicke ins menschliche Herz herein und findet darum selten echte Tugend — doch diese Allgewalt des Bösen und Niedrigen im Menschen so aufzustellen, ist nicht, so deucht es mir, die Aufgabe eines wahren Weltverbesserers, der in seiner ganzen Würde auftreten will und kann. — Sie selbst lehrten uns Anmut und Würde so hoch zu schätzen, machten sie uns überall so unentbehrlich. Sie belebten meine Hoffnung der Möglichkeit, eine ästhetische Welt in die wirkliche Welt hinübergetragen zu sehen — lassen Sie nicht ab, uns das schöne Ideal zu zeigen, und es wird nicht mehr ein Traumbild bleiben — es wird seine Realität behaupten trotz aller Taubheit und Abgeschmacktheit der jetzigen Generation — nicht alle sind taub, nicht alle sind gesunken, weil es viele sind — Sie selbst sagen es ja — es bleibt ein inneres Streben nach Wahrheit trotz aller Irrtümer — doch ich würde nicht aufhören, wollte ich Sie selbst für mich citieren, wir sind, ich hoffe es, hierüber eigentlich so ganz einig, glauben Sie auch ja nicht, daß ich Goethe mißverstehe — nur seine jetzige Stimmung ist es, die ich wünsche, fern zu sehen, fern von Ihnen — doch G.! — lese ich seine Alexis und Dora zum Beispiel, so bin ich gleich gewonnen — überhaupt ist der Musen-Almanach so schön — oft auch so originell — hat uns beide recht glücklich gemacht, ich wiederhole es — ich sagte Ihnen nur als Freundin, was ich hörte — und glaubte es Ihnen sagen zu müssen — ich rechne aber darauf, daß Sie gleich diesen Brief verbrennen und vergessen.

Digitized by Google

Durch einen Zufall blieb er letzten Montag auf einem Tisch liegen — und nun war ich auf dem Punkt, ihn selbst zu verbrennen*) — auch ist es wieder durch einen Zufall, daß es nicht geschah — leben Sie recht wohl — im wahren Leben nämlich — und gedenken Sie unser in der einsamen Stunde, wo unsre Geister sich vielleicht begegnen.

Charl. S.

Ein armseliges Patengeschenk wird mit der Post aus Hamburg folgen. — Die bessere Gabe überlasse ich einer

*) Der Brief ist, in der Mitte ungefähr, mit neuer Feder geschrieben. Die Schreiberin hat zweimal angesetzt, als wären ihr unter dem Schreiben Bedenken gekommen, ob der zarte Verweis auch statthaft. Schiller meldet darüber an Goethe (18. November 1796): „In Kopenhagen ist man auch auf die Xenien ganz grimmig, wie mir die Schimmelmann heute schreibt, die zwar eine liberalere Sentimentalität hat und — wenn sie nur könnte, gerne gerecht gegen uns wäre ... Mir wird bei allen Urteilen dieser Art, die ich noch gehört, die miserable Rolle des Verführten zu Teil: Sie haben doch noch den Trost des Verführers." Schiller ist übrigens für den Freund tapfer eingetreten und scheint namentlich auch über den Weimarer Stadtklatsch, der bis hinauf in den Norden gedrungen war, nach Gebühr sich ausgelassen zu haben. Gräfin Schimmelmann antwortet auf seine Abwehr (Charl. v. S. und ihre Freunde II. 365): „Was Sie meinen Tadel nannten, wußten Sie mir zu verzeihen; auch war die offene Herzenssprache ein Beweis meiner ganzen Achtung ... ich brauchte keine neue Ueberzeugung, doch bin ich jetzt über ihre enge Verbindung mit Goethe so ruhig, daß ich mich durch kein fremdes Urteil werde irre führen lassen. Alles, was Sie mir über seine Lage, sein häusliches Wesen sagen, ist mir genug. Ich glaube so gern an wahre Größe des Geistes und huldige so gern der echten Tugend... Die Alltagsmenschen, die um uns herumwimmeln, machen es uns noch mehr zum Bedürfnis der Seele, höhere Geister zu suchen ... Sie verkannt zu sehen, macht traurig. In dieser Stimmung schrieb ich Ihnen letzt."

Digitized by Google

höheren Hand. — Wir erwarten mit der größten Ungeduld den dritten Teil Ihres Geisterſehers. Sollte der Benvenuto Cellini*) bald ein ſeliges Ende nehmen, ſo habe ich nichts dagegen, und ich kanoniſiere ihn gleich, damit er nur aufhöre.

An Schiller.

Kopenhagen, den 13. Dezember 1797.

Daß ich immer meine Briefe mit Entſchuldigungen anfangen muß, iſt eine wahre Härte des Schickſals gegen mich, da ich in Rückſicht ihrer ſo ganz ſchuldlos bin. Könnte ich, ſtatt Briefe, Ihnen lebendige Worte des Dankes zurufen, lieber Schiller, ſo würden Sie die Stimme des Herzens vernehmen und es ganz wiſſen, mit welchem Gefühle ich Ihren Brief und Ihren holden Almanach empfing — jawohl ſind es harmoniſche friedliche Töne der Muſe dieſesmal, die über jede Zwietracht ſiegend einen lieblichen Eindruck zurücklaſſen — für dieſen ſchönen reinen Genuß möchte ich Ihnen meinen Dank bringen, ohne Feder, ohne Papier. —

Wir hatten ſchon im Oktober hier die Erſcheinung von Goethes Hermann und Dorothea — wir waren entzückt und erkannten auch im neuen Gewande den hohen Geiſt des echten Dichters — doch hat uns Goethe diesmal überraſcht — möchte er uns oft ſo ins Heiligtum der Wahrheit hereinführen, ich war immer geneigt, Goethe nicht zu verkennen und fühlte mich beſchämt, wenn Zweifel über ihn mich ſtörten. Durch Sie und durch Purgſtall kam ich ihm näher.

*) Goethes Ueberſetzung erſchien in den Horen.

Digitized by Google

Purgſtall lernte G. erſt in Jena kennen; ſie ſahen ſich in der Schweiz — eine große Freude war es für Purgſtall. Sie wiſſen, daß er eine Schottländerin zur Frau ſich gewählt hat — er ſcheint recht (nicht?) glücklich zu ſein, und iſt nun endlich in ſeine Heimat zurück.

Alle Augen ſind auf Raſtatt geheftet — für Deutſchland iſt es ein wichtiger Augenblick. Sollte Bonaparte auch hier Geſetzgeber werden? — ſollte er allein gegen den ganzen Kongreß wie ein Fels im Meer ſtehen und ſeinen Platz behaupten? wo iſt Germanien geblieben? iſt Germaniens Geiſt ſo ganz verſchwunden? ſind nur Franken mehr übrig in der Welt — ſoll denn alles dem Zauber ihrer Macht unterliegen?

Verzeihen Sie dieſe Deklamationen — wir haben hier in Kopenhagen einige Neu-Franken, ſie beſuchen mich oft; ich kann nicht den Sitz ihrer Vorzüge ergründen — daß ſie oberflächlicher als die Deutſchen ſind, ſehe ich und merke ich immer — ihre Energie finde ich auch nur in ihrer Geſchichte; ſelbſt in ihrem Geſchmack finde ich oft einen Mangel, der auffallend iſt, und doch haben ſie Italien mit Wahl geplündert und Rom gedroht, weil keine Römer mehr ſind.

Einen herzlichen Gruß Ihrer lieben Frau — vergeſſen Sie beide uns beide nicht.

Charl. Schimmelmann.

An Frau v. Schiller.

Kopenhagen, den 3. Dezember 1808.

Wie gern hörte ich wieder ein Wort von der unbekannten Freundin — von der lieben Hand ſähe ich ſo gern

Digitized by Google

eine Zeile wieder. Oft fand ich in der Zeit: vom Oktober Weimar genannt — und dabei waren Sie mir immer so gegenwärtig — etwas mehr als diese Zeit hörte ich so gern aus diesem Zirkel — doch der K(aiser) A(lexander) blieb so kurz unter Ihnen, so schien es mir — und seine geliebte Schwester*) war wohl nicht dort.

In Vergleichung mit dem vorigen Winter**) sollte ich diesen Aufenthalt in einem großen Hause wieder — beinahe glänzend finden; — doch die Zeiten sind es nicht, wir sind auf unsrer Insel so umringt, daß die Schiffe aus unsern eignen Häfen nicht zu uns gelangen ohne große Gefahren — einige kommen doch und bringen Lebensmittel, Holz, Kohlen ꝛc., doch ist ein wahrer Mangel an so manchem, und für die arme Klasse ist es ein trauriger Winter, der sich ankündigt — wir andern können nicht so zur Hilfe wie sonst aus vielen Ursachen — wir haben noch die Ueberbleibsel des zu großen Hauses — so viele Leute mit ihren Familien, so manchen, der noch auf uns rechnet — wir leben gewiß nicht in Ueberfluß, und doch ist so manches Unentbehrliches so teuer, daß es wie Luxus aussieht — neulich hörte ich, wie die Königin von Pr(eußen) in K(önigs)b(er)g sich begnügte — sie, die sonst nur Lächeln des Schicksals kannte! Ihre Seele soll sich dabei schön gezeigt haben, mir ist sie so weit interessanter als zur Zeit, wo sie durch den äußeren Glanz alles bezauberte. Bald wird sie doch, wie man sagt, nach Berlin zurückkommen können. Aber die Erinnerungen, die werden

*) Die Großherzogin = Großfürstin Marie Paulowna.

**) Von den Engländern belagert, war Kopenhagen für den König und seinen Hof vom August 1807 an unbewohnbar geworden.

Digitized by Google

auch entstehen, — es gibt ein Land, ich nenne es hier nicht — wo große und unerhörte Auftritte stattfanden — da müssen auch Leidende vorhanden sein! — Doch andrer Art — es gibt auch eine Seelen-Heimat — fast glaubte man nicht mehr an solche Träume — auch wollen wir nicht mitträumen — Worte sagen doch nichts, und die Feder, die oft mehr oder weniger matt war, ist es jetzt bis zum Ekel. Doch gibt es eine Seelenvereinigung, ohne Worte — die tiefsten Gefühle bleiben unausgesprochen — vielleicht ist es so besser — schöne vielsagende Worte haben so manches geschwächt und verdorben.

Sie müssen uns doch über G(oethe) seine Zusammenkunft mit dem K. N.*) etwas erzählen — nur eine Skizze — es muß höchst interessant gewesen sein, die ersten Elemente des Gemäldes aufzufangen, und dann die Darstellung in der Nähe zu betrachten. Sehr viel bleibt für den Geschichtsschreiber zu sammeln, was uns nur kärglich zufällt — es ist das Eigne solcher Momente, daß man die Menge der Gegenstände, Ideen, Hoffnungen nur chaotisch in der Erscheinung erblickt; man verliert sich im Mannigfaltigen, die Betäubung ist eine nahe Folge für unsre schwachen Sinne — einst wird man mit Verwunderung dieses Ganze fassen, wo wir beim Einzelnen stehen blieben — ich muß so oft dabei an Schiller denken, „aber ein großer Moment fiel auf ein kleines Geschlecht“**). — Es war prophetisch wahr; so ahnt der Dichter in der Geisterwelt viel richtiger als wir in der

*) Goethe hatte am 2. September 1808 seine bekannte Audienz bei Kaiser Napoleon in Erfurt gehabt.

**) „Aber der große Moment findet ein kleines Geschlecht“.

Digitized by Google

kleinen sogenannten wirklichen Welt — diese Wirklichkeit ist von leichtem, vergänglichem Stoff — es gibt ein höheres Reelles, nicht jedem Auge sichtbar.

Unsre geliebte Königin lebt noch in Kiel, da die Ueberfahrt der Meere für ein so kleines Kind wie die jüngste Prinzessin nicht möglich ist. Sie hatte die große Freude, unsern, ihren König und geliebten Gemahl endlich auf drei oder vier Wochen wiederzusehen. — Er trotzte allen Elementen und allen Kanonen der Feinde und machte schnell die beschwerliche Reise; seine Vaterfreuden, sein Wiedersehen der geliebten Königin waren sein Lohn; ich sah sie im August, als ich aus Holstein herreiste; nie fand ich sie liebenswürdiger und interessanter, so lebendig, so zartfühlend, so gefaßt, wahrlich eine schöne Seele! Als ich sie verließ, ging ich über Fünen (wo meine Josephine*) glücklich lebt); in Trolleburg und überall dort waren damals viele Spanier, eine seltene Erscheinung im Norden. Es war just zur Zeit, wo sie im stillen ihre Pläne zur nahen Entwickelung führten. Eine seltene Gutmütigkeit fanden wir Dänen an diesen Gästen, die wahrlich zahlreich auf uns drückten — doch ist der Däne auch so, daß er sich selbst bald vergißt, wenn man ihn nicht verkennt. — Die sehr schöne und reizende Insel Langeland, die ich nicht kannte, mußte ich auch betreten, denn es war im Belte nicht möglich, unter den Kanonen der Engländer, der bösen Engländer fortzukommen. Kaum war ich auf der schönen Insel, im Schlosse des biederen Grafen v. Ahlfeldt, der als erster Militär unsre Truppen dort komman-

*) Ihre Tochter, mit Graf Detlef Reventlow verheiratet.

Digitized by Google

dierte, als wir es ahnen mußten, daß die Spanier sich der Insel bemächtigen wollten, sich eine Brücke daraus zu machen, und zur englischen Flotte hinüber. Ich sah mich mit Luise*) als gefangen an auf der Insel, wegen der vielen feindlichen Schiffe — doch hatten wir das Glück, nach Verlauf von zwei Tagen im kleinen Boot herüber zu schlüpfen, vier deutsche Meilen. Zwei Kammerjungfern, ein Bedienter, Luise und ich, wir sahen feindliche Schiffe, doch der Wind war uns günstig, und unsre Seehelden sind es wahrlich im wahren Sinn, sie verlieren nie den Kopf — sie sind so schnell, so geschult, so mutig — man muß diese Menschen lieben; sie kennen keine Gefahr und gehen mit dem Tode um wie mit einem bekannten Freunde. Kaum war ich am Ufer, so waren unsre Spuren mit Engländern bedeckt, der Wind hatte sie augenblicklich weggebracht. Den Tag nach meiner Abreise von Langeland kamen die Flüchtlinge bei Tausenden an — wurden nachher zur See abgeholt. Da die Fr. aus Holstein mit Blitzesschnelle ankamen, so endigte die Szene — doch — ohne Blutvergießen, gottlob! — Hier auf der Insel Seeland hätte es auch sehr unruhig werden können — es geschah doch, gottlob! nichts für uns so Tragisches — doch wir wollen lieber vom kleinen, friedlichen Seeluſt**) sprechen, wo ich alles nach dem Besuche der Engländer doch so ziemlich fand — wie sonst. Das Haus ist so einfach, vielleicht dadurch hat es imponiert — ein Hannov. Oberst hatte dort sein Hauptquartier, wo seine Damen mehr verlangten als er. — Unsre Weine wurden zu schön gefunden, der Keller

*) Ihre Adoptivtochter.

**) Ihre Landwohnung.

Digitized by Google

wurde ausgeleert, doch sonst nichts geraubt; auch im Garten nichts zerstört. —

Nun muß ich meine unvollkommene Erzählung endigen, von meinem Mann sagte ich doch gern ein Wort, — wie es ihm zu Mute ist in dieser Zeit, werden Sie mitempfinden — die Last der Finanzen zu tragen in einer solchen Epoche! Doch ich schweige davon.

Gott hat unser Land insofern geschützt, daß wir durch eine gute Ernte gesegnet wurden.

Den 5. Dezember.

Gestern feierten wir meinem Mann seinen Geburtstag ganz im stillen — ach welche Erinnerungen! — und wie wird die Welt nach Verlauf eines Jahres aussehen? wer vermag hierüber etwas zu ahnen? — Gott, der alles am Ende für seine großen Zwecke zum Besten lenkt, wird sich der armen Menschheit erbarmen. Tief gesunken sind wir — und doch sollen uns vielleicht neue Unfälle treffen — verarmt werden wir, nur nicht seelenarm werden — ich hoffe es! sehr beschränkt sind wir in unsern Ideen, Aeußerungen ꝛc., es bleibt aber ein lebendiger Glaube im Inneren des Herzens, und so hebt sich die Seele über alles erbärmlich Kleinliche hinweg — möchten Sie mit allen Ihrigen so zufrieden und ruhig leben, als ich es Ihnen von Herzen aufrichtig wünsche.

Charl. S.

Digitized by Google

An Charlotte v. Schiller.

Seeluſt, den 25. Auguſt 1812.

Liebe Frau v. Schiller, Sie gedachten unſrer hier in einem feierlichen Moment unſres Lebens. Mein ganzes Herz ſagte Ihnen dafür einen innigen Dank. Juſt an dem Tage war unſre Joſephine mit ihrem Reventlow hergekommen zur Vermählung der Jugendfreundin Luiſe*). Es war am 11. Auguſt — ein ſchöner Tag für unſre Herzen. Olinto dal Borgo di primo, ein edler Toskaner, kam voriges Jahr im Mai her — er ſah Luiſe und liebte ſie, auch ſie war gerührt — und ſah ihn mit meinem Bruder (ſein beſter Freund ſeit ſechs Jahren), ſah ihn ungern nach Holland weg-

*) Im Februar 1799 ſchrieb Gräfin Schimmelmann an Schiller: „Seit vier Jahren habe ich ein kleines Mädchen zur Erziehung zu mir genommen; ſie war arm, elend; der Vater ſtarb auf ſeinem Krankenlager, die Mutter habe ich nie geſehen. Dieſe Kleine, Luiſe genannt, zeigte ſchon viele Talente an und etwas Außerordentliches fand ich in ihrem Weſen ... ſie iſt liebend, gut und ganz ſonderbar von der Natur mit Talenten ausgerüſtet; ganz muſikaliſch, ſingend, tanzend ... ganz Grazie und dabei natürlich ... Wir lieben ſie, als wäre ſie unſer eigen Kind ... Oft im Anfang erinnerte ſie mich an Mignon. Wir nennen ſie Louiſon.“ Und ſpäter im Dezember 1804: „Die kleine Luiſe, die Sie oft mit Güte nannten und nennen hörten, iſt jetzt von uns adoptiert; der König hat die Akten unterſchrieben, hat ihr ein adeliges Wappen zugeſtanden mit einem Rang, der ihr nicht läſtig wird, der ihr angenehm ſein wird, ohne ihr den Neid der jungen Mitgeſpielen zuzuziehen. Hätte ſie den Rang als wahre Tochter erhalten (dies wäre ebenſo leicht geworden zu bekommen), ſo wäre ſie über alle junge Damen hier emporgeſtiegen. Dieſe Verlegenheit hielt uns lange zurück, indem mein Mann der erſte Miniſter hier iſt ... nun iſt alles einfacher geworden, und der Neid wird ſchweigen.“ (Ch. v. Schiller und ihre Freunde, II. Band.)

Digitized by Google

reiſen; er blieb dort drei Monate. Als er mit meinem Bruder zurückkam, wurde das Wort ausgeſprochen und von beiden Seiten mit dankbarem Herzen, da Gott ſie ſo aus der Ferne vereinigte. Es war ſchon leiſe ausgeſprochen, wir wußten es. Mein Mann machte nur die Bedingung, daß ſie nicht in die Fremde wegziehen ſollte. Von meinem Bruder ſich loszureißen, war ihm das Schwerſte. Doch war ihm die Geliebte bald ſein Alles. Auch wir ſind ihm geworden, was wir Luiſen ſind. Es ſind zwei liebende Herzen. Er iſt ein geiſtvoller Mann und Dichter — hier hat er den Correggio von Oehlenſchläger ins Italieniſche überſetzt. Ich ſagte ihm jedes Wort aus dem Däniſchen ins Franzöſiſche, und er hat dieſes ſchöne Stück Italien geſchenkt — ſehr treu iſt dieſe Ueberſetzung, — es iſt wahre Poeſie, und Oehlenſchläger iſt zufrieden — ich bin es weniger mit der dedicace, die zu ſchön für mich, zu beſcheiden für ihn iſt, finde ich eine Gelegenheit, ſo ſollen Sie es haben. Durch Correggio (ein ital. Dorf) kam er ſo zu ſagen zu uns. — Wir lernten ihn in kurzer Zeit kennen, und Luiſe hat, will's Gott, eine glückliche Wahl getroffen. Auch er betet ſie an und findet ſie ſo wie er es wünſchte. Doch wollte er es verſchweigen, da er ohne Vermögen iſt — ſeinem Plan getreu wollte er nie heiraten bei der jetzigen Lage der Dinge in Italien — ſeine ſehr alte Familie iſt bekannt und geachtet — in der Revolution verloren die dal Borgos ihre Güter — der alte Vater, ein ehrwürdiger Greis, lebt noch in Piſa. Doch war Olinto die letzten Jahre ganz bei meinem Bruder*) etabliert und

*) Baron Schubart, däniſcher Diplomat.

Digitized by Google

machte die Funktionen eines Legationssekretärs (der König hat ihn zum Legationsrat ernannt), damit kann er hier bei Hofe mit Luise erscheinen. Doch beide machen sich nichts daraus im gewöhnlichen Sinn. Da Luise aber eine Jugendfreundin der Kronprinzessin ist, und da die Königin ein mütterlicher Engel für meine beiden Zöglinge war, so wäre es eine Affektation, sich ganz zurückzuziehen. Fürs erste ist sie mit ihrem Mann noch hier bei uns. — In der Zukunft werden die beiden, will es der Himmel zugeben, in einem wahren Paradies hier etabliert, eine kleine Meile von Seeluft — es ist eine Fabrikanlage, die mein Mann vor acht Jahren übernahm, um einige Familien vom Untergange zu retten (es waren Ausländer); nun hat mein Mann mit einer Interessentschaft diese Fabriken behalten. Die eine Wohnung ist sehr schön, hat einen Garten, ziemlich bedeutend, in der anmutigsten Gegend — Hügel, Wälder und kleine Flüsse fehlen nicht. — Ach, aber die Zeiten! Die Begebenheiten um uns sind von so neuer und sonderbarer Art, daß keiner sich im Hafen sicher finden kann noch darf — es gibt einen besseren als der irdische. — Sie, edle Frau, leben nur für Ihre geliebten Kinder hienieden noch! ein hoher Genius am fernen Ufer ruft Ihnen zu! Wohl Ihnen! — Diese Büste*) sähe ich gerne auch — ich begreife Ihre Erschütterung bei diesem Anblick. Oehlenschläger hat vorigen Winter dänische Vorlesungen über Schiller seine Werke gehalten, ich darf wohl sagen, daß kein Deutscher noch ihren Schiller so verstanden hat — Oehlenschläger geht erst seine Jugend-

*) Dannekers Schillerbüste.

Digitized by Google

arbeiten kritisch durch, betrachtet sie als Vorboten, als einen schwachen, doch glänzenden Schimmer der Morgenröte — dann geht er weiter die hohe große Bahn mit dem unsterblichen Dichter — und ist entzückt — zeigt ihn ganz vollendet dastehen als einen Stern erster Größe! Dann aber — zu frühe uns verschwunden! — ich glaube, Sie wären zufrieden — c'est tout dire — ach hätte er doch in Ihrer Nähe dieses ausarbeiten können! Sie hätten ihm historisch so viele Momente dargestellt — und an der echten Quelle hätte er noch tiefer schöpfen können — doch unser Dichter hat wahrlich mit Liebe und Verstand und inniger Empfindung über Schiller gesprochen. — Meine Josepha, sonst so glücklich, hat keine Kinder! leider — sie ist gut, natürlich edel denkend und nicht ungebildet, sie wäre eine gute Mutter geworden. Luise wird, will's Gott, ihrer Freundin nicht nachstehen, sie ist lebendiger, origineller, nicht besser, aber wärmer vielleicht; ihre Freundin bei der Hochzeit gehabt zu haben, war für Sie und für mich ein wahres Glück. Nur acht Tage blieb sie hier — da Reventlow seine Güter in der Provinz Fyen (Fünen) sind — und unsre Nachbarn, die Schweden, schienen uns beunruhigen zu wollen — nirgend ist Friede noch Ruhe mehr, Gott segne Sie mit den lieben Ihrigen!

Ch. S.

Meine Gesundheit ist schwach und ziemlich traurig, doch will ich nicht murren, im Gegenteil Gott danken für so viele Wohlthaten.

Digitized by Google

An Charlotte v. Schiller.

Holſteinburg, den 27. Januar 1817.

Mit tiefer Rührung, gnädige Frau, habe ich Ihren Brief erhalten, einen Brief, den Sie nur ſchreiben konnten; bevor Sie es ausgeſprochen, war ich davon überzeugt, daß die Erinnerung von Charlotte, der holden, treuen Gefährtin meines ſtürmiſchen Lebens, die mir entriſſen worden, in Ihrem Herzen nicht erlöſchen würde. Sie wollen, daß ich Ihnen von meiner Freundin, die nun im Grabe liegt, von Ihrer letzten Lebenszeit ſprechen ſoll; ich will ſtreben, Ihren Willen zu erfüllen. Die mir Entriſſene hatte ſchon ſeit einigen Jahren einen ſchweren Kampf mit Leiden und Ermattungen zu beſtehen; aber ihr Geiſt, der darüber erhaben ſchien und das Nahe und Ferne mit Lebendigkeit umfaßte, unterhielt in denen, die ſie umgaben, und vor allen in mir ſelbſt die Täuſchung, daß ihre Lebenskräfte nicht ſo bald verſiegen könnten. Nur in den letzten Wochen ihres Lebens mußte dieſe Täuſchung, die zu unterhalten ich nur zu geneigt war, aufgegeben werden. — Aber ihr ſelbſt ſchien eine neue Geduld, eine neue Hingebung verliehen worden zu ſein; ſie ſprach nur davon, wie die ſchlafloſen Nächte ohne Beängſtigung ſchnell hinſchwänden, wie ihre Leiden weit heftiger und zerſtörender ſein könnten, ſie ahnte nicht ihr nahes Ende oder wollte es nicht ahnen. Schwer ward es den Hoffnungloſen, die ſie umringten, bei dem Anblick ihrer milden Zuverſicht die Thränen zurückzuhalten oder zu verbergen — alles war ihr beſtändig gegenwärtig; ein Gemälde, welches ſie zu meinem Geburtstag beſtellt, womit ſie mich

Digitized by Google

überraschen wollte, ließ sie sich, wie ich abwesend war, vorzeigen und betrachtete es lange; nur sehr selten schien sie abwesend zu sein, und wenn dieses geschah, so redete sie von Engeln, von himmlischen Gestalten, welche sie umschwebten, und in deren Mitte sie eine noch lebende abwesende Freundin erblickte. Es mußte uns dieses aufmerksam machen, denn jede exaltierte Aeußerung, jeder Schein von einem nicht empfundenen Gefühl war ihrem Wesen höchst zuwider. — Von ihrem Krankenbette konnte sie ihre Blicke auf ein Gemälde, eine vortreffliche Kopie von dem Christuskopf von Hannibal Caracci, richten. — Nicht viele Stunden vor ihrem Tode schien es ihr, daß dieses Gemälde Strahlen von sich werfe. „Ach," sagte sie, indem sie ihre schwache Stimme erhob, „es ist zu herrlich, zu schön!" — Sie gab ihren Geist ohne einen Seufzer auf, sie neigte sich, als wenn sie ermüdet ruhen wollte, und nach ihrem Tode schien sie vergnügt, verklärt, sanft zu schlummern. — Es hätten ihren Leichenzug mehrere Hunderte von allen Klassen begleiten wollen. Schwer ward es mir, das zu hindern, was aus der Gesinnung entsprang und keinen andern Beweggrund hatte, ich mußte mich auf ihre Denkungsweise berufen, um diese Aufsehen erregende Huldigung ihres Gedächtnisses abzuwehren. Ich vermochte es aber nicht vorzubeugen, daß nicht viele, an deren Schicksal und Erziehung sie teilgenommen, in den Trauersaal drangen, und erschütternd war es, als Klagen und Thränen die begonnene Trauerzeremonie unterbrachen, und der Ausdruck des Gefühls die kalte, abgemessene Form überwältigte; dasselbe wäre beinahe geschehen, nachdem der Sarg nach der Petrikirche gebracht worden und der Prediger vor einer zahl-

Digitized by Google

reichen Verſammlung, die von ſelbſt zugeſtrömt war, die Worte ausſprach: „Charlotte Schimmelmann iſt nicht mehr auf dieſer Erde.“ — Oehlenſchläger und einige unſrer däniſchen Lieblingsdichter haben unverwelkbare Blumen der Dichtkunſt auf ihr Grab geſtreut, und vielen Edlen wird ſie unvergeßbar ſein — Charlotte Schimmelmanns Seele war mit der von Charlotte Schiller ſchweſterlich verwandt. Wie ſie den ſchrecklichen Verluſt erlitten, floßen meiner Freundin Thränen nicht allein für den großen Mann, ſondern für den Schiller, den ſie verloren, und der immer der einzige geweſen wäre, hätte ihn auch nicht der Ruhm umglänzt. Wie ſtimmten ihre und meine Geſinnungen darin überein, Schiller für den anzuſehen, der eine neue geiſtige Kraft zur Rettung von Deutſchland und der unterjochten Menſchheit aufgerufen! Die Unterdrücker ahnten nicht, daß ihnen eine neue Gefahr von einem ihnen unbekannten Reiche der Geiſter drohe; ſie wähnten, ſie hätten nur deutſche Jakobiner und Volksaufklärer nach der modernen Weiſe zu fürchten. Wie ein Schickſal verkündender Komet leuchtete ſchon Schillers Jungfrau von Orleans und Tell über ihren Zenith und ſie glaubten nur einen Nebelſtern zu ſehen — die Tiefe des Gemüts, aus dem die Flammenworte geſchöpft waren, die unwiderſtehlich zur That antrieben, konnten ſie nicht ergründen.

Ich habe, edle Freundin, Ihren Brief auf der Grafſchaft Holſteinburg in Seeland erhalten; ich habe die Hauptſtadt auf einige Zeit verlaſſen und hier und auf Trolleburg in Fünen eine Zuflucht und die Einſamkeit bei inniggeliebten Verwandten und Freunden geſucht, ich will Ihnen die Namen der Beſitzer dieſer großen Beſitzungen nicht nennen, aber wo

Digitized by Google

sie ihren Sitz haben, herrscht Eintracht und genügsame Zufriedenheit; alles, worauf sie einen Einfluß ausüben können, veredelt sich und blüht auf, soweit es die Folgen der verhängnisvollen Revolutions-Epoche, die auch noch schwer auf uns liegen, es verstatten; in der Blüte der jugendlichen Jahre fliehen sie, mit allem begabt, was dazu führen könnte, jeden Glanz, und leben nur für die Wohlthätigkeit, welche mit teilnehmender Sorgfalt der Not zuvorkommen oder den Genuß des Guten erhöhen möchte. — Es war mir ein wahrer Trost, Ihren Brief hier zu erhalten, wo Ihr und Schillers Name so ausgesprochen wird, wie es allein meinem Herzen genügen kann.

Ich bin Ihnen, gnädige Frau, innig dafür dankbar, daß Sie das Stillschweigen gebrochen; noch bitterer wäre mein unersetzlicher Verlust als er es schon ist, wenn er mich von denen noch mehr entfernen sollte, die zu verehren mich so viele Erinnerungen und Gefühle auffordern.

Schimmelmann*).

P. S. Sie erlauben, gnädige Frau, daß ich einige Zeilen von meiner Luise dal Borgo hier anlege, nach der zu erkundigen Sie die Güte gehabt.

---

*) Ernst Heinrich Graf v. Schimmelmann, starb zu Kopenhagen am 9. Januar 1831, 84 Jahre alt.

Digitized by Google

Freundinnen.

Digitized by Google

Charlotte v. Kalb.

I.

Sie war außer sich vor Zorn und Eifersucht. Eine andre hatte ihr den Geliebten entführt, und mit ihm verlor ihr Leben seine Sonne. Sie zürnte sich selbst, sie verwünschte die Welt, sie lästerte den Himmel, dessen kaltes Wintergesicht durch die Fenster blickte ... Dem Aufruhr der Gefühle folgte ein Moment der Abspannung. In nebelhafte Gedanken versunken saß sie vor dem Kamin und weidete sich an ihrem schönen Schmerz. Ein zierliches, mit schwarzem Maroquin überzogenes Kästchen lag auf dem Tische neben ihr. Zögernd griff sie danach. „Ich ehre uns, wenn ich diese Blätter vernichte," rief sie, nach einem Entschlusse ringend. Das Feuer im Kamin knisterte leise, als ob es den Erinnerungen, die in dem Kästchen eingesargt lagen, ein heimliches Sterbelied singen wollte. Nun warf sie die Briefe in die Flammen; langsam, Blatt um Blatt, die Wollust ihres Grames tropfenweise auskostend. „Die ersteren riefen zu gleicher Opferung die letzten." Das Feuer schlug lustig in die Höhe und senkte sich ebenso rasch. Von den Zeugen

Digitized by Google

einer fünfjährigen Liebe war bald nichts mehr übrig, als verglimmende Funken und graue Aschenflocken. Charlotte v. Kalb hatte die Briefe Friedrich Schillers verbrannt.

... Es geschieht nicht ohne Absicht, daß wir einen romanhaften Ton anzuschlagen versuchen, indem wir den Lebenskreisen dieser merkwürdigen Dame näher treten. Wo immer man ihr Schicksal anfassen mag, findet man Roman und Romantik, wird man angezogen von dem Geheimnisse einer ungewöhnlichen Frauenseele und abgestoßen von den naturwidrigen Ausschweifungen eines kränklichen Gemütes. Unter all den zahlreichen Charlotten, für welche die deutschen Dichter des vorigen Jahrhunderts erglühten, ist diese Charlotte die unklarste, rätselhafteste. Hört man die Zeitgenossen über sie, so möchte man in Bewunderung und Anbetung zerfließen; hört man sie selber sprechen, so eilt man, ihrer Nähe zu entkommen. Ihr Leben liegt vor uns wie ein blendendes Märchen, dessen Glanz das Auge schmerzt, und nur so viel wird uns ersichtlich, daß dieses Leben mit entlehnten Strahlen leuchtet, die Quelle seines Lichtes nicht in sich selber trägt. Auf den Wegen der Frau v. Kalb begegnen wir einem Goethe, einem Herder, einem Jean Paul, viele andre kaum minder Berühmte nicht zu rechnen, fast scheut man sich, sein Urteil laut werden zu lassen, wenn man sehen muß, wie ein ganzer Olymp auserlesener Geister um die seltsame Dame sich versammelt und im Notfall für sie zeugen würde. Was wäre Charlotte v. Kalb ohne ihre Freunde, ohne Schiller zumal, der jahrelang in ihrer Sphäre lebte und ihr heute noch von seinem Ruhme borgt? „Die Freundin Schillers" heißt ihr offizieller Name in der deutschen Lit-

Digitized by Google

teratur. Als Freundin Schillers wurde sie in Berlin, dem letzten Schutzorte deutscher Sentimentalität, bis zu ihrem Tode verehrt und angestaunt; als Freundin Schillers ist sie im Gedächtnisse der Nachwelt lebendig; als Freundin Schillers schrieb sie hochbetagt jene sonderbaren Selbstbekenntnisse, die nach ihrem Tode nur in wenigen Exemplaren als Manuskript gedruckt, vor wenigen Jahren erst veröffentlicht und deren geheimnisvoller Titel lautet: „Charlotte. Für die Freunde der Verewigten." Das kleine Buch ist zur Kenntnis ihres Wesens unentbehrlich, ist geradezu einzig in seiner Art, und wir glauben nicht, daß irgend eine Litteratur der Welt ein Kuriosum besitzt, das diesen Memoiren verglichen werden könnte. Palleske nennt sie „die wunderbarsten, die vielleicht geschrieben sind", und Knöpke spricht sich die Zunge lahm mit superlativen Lobeserhebungen; er preist den „künstlerischen Wert" des Schriftchens, den gelungenen Stil, die „wunderbare Gedrängtheit des Ausdrucks", und wenn ihm auch der orakelhafte Ton seiner Heldin etwas bedenklich erscheint, so tröstet er sich mit dem Gedanken, daß dies für eine Frau an der Grenze des Lebens der natürliche Ton sei.

Nun, wir sind so glücklich, einen Brief der fünfundzwanzigjährigen Charlotte mitzuteilen, wohl den einzigen, der jenem Autodafee entgangen, und die litterarischen Verehrer der berühmten Dame werden sich überzeugen, daß der Ton ihres Briefes nicht minder wunderbar und orakelhaft klingt, als ihr Selbstbekenntnis. Dieses, um deutlicher zu reden, ist das Unnatürlichste und Schwülstigste, was je einer Sprache abgerungen wurde. Unser armes Deutsch liegt das ganze Buch hindurch auf der Folterbank und muß die schlimmsten

Digitized by Google

Qualen, die schrecklichsten Verrenkungen erdulden. Was daran gesund und natürlich ist, wird von Charlotte amputiert; ihre Memoiren sind ein zweihundert Seiten währender Vernichtungskampf gegen Natur und gesunden Menschenverstand. Wenn es aber wahr ist, daß sie im Leben einfacher und anmutiger war, als sie in ihren Aufzeichnungen sich darstellt, so hätten wir es folglich mit einer Frau zu thun, die ihre Freude daran hatte, das eigne Bild mit falschen Lichtern und Farben zu entstellen und jeden wahren Zug zur Grimasse zu verzerren. Charakteristisch bleibt es jedenfalls, daß, wer von der „Freundin Schillers" reden will, namentlich gegen Charlotte v. Kalb auf der Hut sein soll.

Unser Dichter befand sich in Bauerbach, auf dem Gute seiner mütterlichen Freundin Henriette v. Wolzogen, als er zum erstenmal mit Charlotte Marschalk v. Ostheim zusammentraf. Im Juli 1761 geboren, war sie damals (1782) ein einundzwanzigjähriges Mädchen und ohne Zweifel auch ein schönes Mädchen. Biographen sprechen von ihrer imposanten Erscheinung. Das Porträt in Wurzbachs Schillerbuch, das aus den Flitterwochen ihrer 1783 eingegangenen Ehe stammen mag, zeigt uns ein liebenswürdiges Geschöpf, dessen angenehmes, durchaus mädchenhaftes Gesicht durch eine sonderbar aufgetürmte Rokoko-Frisur einigermaßen beeinträchtigt wird; der Mund ist freundlich, nicht ohne einen Hauch von Sinnlichkeit; die Augen sind auffallend, fast wie absichtlich groß; von dem üppigen, hellbraunen Haare heißt es, daß es, aufgelöst, den Boden berührte; die Ohren stören ein wenig die Stimmung der Gesichtszüge; aber die Hände sind sprechend im Ausdruck, gleichsam die Signatur des

Digitized by Google

Bildes: sie blättern in einem Buche, wir vermuten in einem Romane. Schon seit ihrem zehnten Jahre, sagt Charlotte in ihren Memoiren, blieb ihr das Lesen „Hauptinhalt des Lebens". Es macht stets einen traurigen Eindruck, wenn eine Frau ihr Leben nur mit Bücherstaub zu füllen weiß. Charlotte aber scheint sich zu einem Dasein außerhalb der Gegenwart, zu einem unweiblichen, traumhaften Schwärmen in entfernten Gedankenwelten fast methodisch erzogen zu haben. Sie war als Mädchen das Gegenteil ihrer Geschwister und Gespielen. Gegen Puppen hatte sie immer eine ausgesprochene Abneigung, „mit Dokken hab' ich nie gespielt" — dabei blieb sie „unwahrnehmend auf Aeußeres und andrer Begegnung". Ihre Schwestern liebten weibliche Arbeit und heiteren Umgang: „Die eine Schwester fesselte nur das Spinnrad, die jüngere war lieblich, zur Schlauheit geneigt, ich aber zu beiden nicht geschickt." Dagegen zeigte sie sich empfänglich für „Sagen und Meinungen", grübelte in den Geheimnissen der Natur und lernte die Sprache der Stürme, in deren Gebraus sie weissagende Stimmen vernahm: „Waren sie dem inneren Sinn wohl verständlich? — Es lösten sich Thränen der Seele." Die Gesundheit ihres Gemüts wurde offenbar durch das einsame, eintönige Leben auf Waltershausen, dem väterlichen Schlosse, frühzeitig angegriffen. Die Ostheims lebten „vermeidend zerstreuenden Umgang". Bisweilen nur kamen Freunde „zu den Trauten, sahen gemeinschaftlich sich im Buche des Schicksals und fühlten tiefer die Fügungen des Seins". Mit dem Tode der Eltern stellten sich Vermögenssorgen ein, die es verschuldeten, daß die jüngere Schwester Leonore mit dem Präsidenten v. Kalb in Weimar,

Digitized by Google

„einem Mann von ernsten Jahren", und Charlotte selbst mit dessen Bruder Heinrich, Offizier in französischen Diensten, verlobt wurde, beide gegen ihren Willen. Den Schmerz darüber trug das junge Mädchen beim ersten Zusammentreffen mit Schiller in ihrem, ohnehin durch Wunder- und Gespenstergeschichten, durch dumpfe Ahnungen und derlei mystisches Gift zerstörten Herzen.

Welchen Eindruck die fremde Erscheinung auf den Dichter der „Räuber" hervorbrachte, läßt sich nicht sagen. Charlotte behauptet, er habe bald darauf an Frau v. Wolzogen, ihre Verwandte, diesen Unsinn geschrieben: „O sehe ich sie, die Trauernde — ein Trauerflor schmückt höher noch die Grazien. Drei sind es ja — und eine noch -- wie nenne ich sie? — Psyche? von ihnen so ersehnt." Es ist indes wahrscheinlicher, daß das arme Mädchen mit den großen feuchten Augen von Schiller kaum bemerkt wurde. Sein Herz hing gerade an einer andern Lotte, an der Tochter seiner freundlichen Wirtin, an Charlotte v. Wolzogen, und als späterhin, im Mai oder Juni 1784, Frau v. Kalb von Landau nach Mannheim kam — sie war seit September 1783 verheiratet und Schiller seit Juli desselben Jahres wieder am Rhein — bedurfte sie eines besonderen Briefes von Reinwald, um sich bei ihm einzuführen. Er diente ihr nach seiner Gewohnheit als zuvorkommender Fremdenführer, und zum erstenmal hören wir nun ihr Lob aus seinem Munde: sie sei, schreibt er an die Wolzogen, eine Frau von viel Geist und keine gewöhnliche Frauenzimmerseele. Um wie viel voller dagegen klingt Charlottens Hymnus auf Schillers Persönlichkeit! „In der Blüte des Lebens, bezeichnete er des Wesens reiche Mannig-

Digitized by Google

faltigkeit, sein Auge glänzend von der Jugend Mut; feierlicher Haltung, gleichsam sinnend, von unverhofftem Erkennen bewegt . . . im Laufe des Gespräches rasche Heftigkeit, wechselnd mit fast sanfter Weiblichkeit, und es weilte der Blick von hoher Sehnsucht beseelt." So zogen die drei — denn Herr v. Kalb war Reisebegleiter seiner Gattin — von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit, „begünstigt durch die milde Freiheit der Seele, wähnend Schöpfer des Lebens zu sein, so verborgene Quellen ahnend; daß einst Denken und Wollen leiblicher, als jetzt der Begeisterung Trauer". Des Abends sollte „Kabale und Liebe" gegeben werden. Schiller eilte ins Theater und ersuchte die Schauspieler, den Namen Kalb doch ja nicht auszusprechen. Dann kehrte er wieder zu den Freunden zurück, „Willkommenheit sprach aus seinem Blick".

Die Freude des Beisammenseins war übrigens diesmal nur von kurzer Dauer. Bald kam der Tag des Abschieds. „Welch' ein Tag! — o Kälte des Nords, trübes Gewölk, vom Sturme getrieben! — Der Lüfte schneidende Schärfe, hab' ich euch nur allein gefühlt?" Durch den wirren Phrasenlärm hindurch hört man deutlich das Geständnis einer aufkeimenden Liebe. Der junge Dichter mit seinem begeisterten Ungestüm und seiner ehrlichen Art, jeder gemütlichen Erregung ungeteilt sich hinzugeben, hatte der liebedürftigen Frau ans Herz gerührt. Dies sprach am Ende nur zu ihren gunsten, und es war auch zu begreifen, daß sie nach dem Mannheimer Ausflug Landau, die Garnisonsstadt ihres Gemahls, düster und unwohnlich fand und bald darauf nach Mannheim übersiedelte. Schiller verkehrte als stets willkommener Gast in ihrem Hause — auch Streicher übte dort

Digitized by Google

sein musikalisches Talent — allein es ist schlechterdings nicht anzunehmen, daß unser Dichter um diese Zeit irgendwie sinnlich fühlte für seine schwärmerische Freundin, noch daß der Verkehr zwischen beiden in leidenschaftlichen Stimmungen sich bewegte. Schiller war nichts als ein gefälliger, dienstfertiger Hausfreund; als Charlotte Mutter wurde (September 1784), holte er den Arzt herbei und setzte sich stundenlang an ihr Wochenbett, über dies und das plaudernd, „und sanftes Licht ward dem Gemüt sichtbar". Manchmal kam Heinrich v. Kalb aus der Garnison; es wurden dann fröhliche Gelage in seinem Hause veranstaltet, bei welchen Schiller nicht fehlen durfte. Charlotte schildert diese Symposien in ihrer eigentümlichen Sprache.

„Mit Freunden," rief William, ein Kamerad des Wirtes, „wird mir das Brot zu Manna, zum Nektar im hohen Glase der Wein, so ist's ein Liebesmahl! — Bouillon restaurant — und siehe Beefsteak! — Gedenkst du noch, Heinrich u. s. w." — „Rhein und Bourgogne!" fiel Schiller ein. „Ihr Mächte preiswürdigen Geistes! Geschiedenes wird durch ihr mildes Feuer versöhnt." Dann wieder William: „Schlürft eilend perlenden Schaum! es erblühe trauliches Kosen zur Feier des Tages . . ." Beim Wein erzählten sich die Freunde Liebesgeschichten; „denn," meinte William, „der wahre Mut ist ja der Mut der Liebe." — Alle: „So flammt der Wunsch in unsre Herzen." Für William nahmen aber die Feste ein trauriges Ende; seine Geliebte starb. „Den Herzschlag fühl' ich schwinden," sagte er, „das eigenste Mein ist nun dahin."

Richard Wagner könnte das geschrieben haben.

Digitized by Google

Monatelang bewegte sich Schillers Umgang mit Charlotten auf der Scheide zwischen Freundschaft und Liebe; seine beständig unruhigen Sinne waren unterdessen anderswo beschäftigt und brannten in Einer Flamme für nicht weniger denn vier, wenn nicht sechs Schönheiten. Lotte v. Wolzogen, ein gutes Geschöpf mit einem unbedeutenden, aber treuherzigen Gesichtchen, hatte ihm die ersten Heiratsgedanken eingeflößt; jedes Jahr wollte er ihr zuliebe ein Stück schreiben mit dem Nebentitel: „Trauerspiel für Lotte". Der „schönen Schwanin", der Tochter des bekannten Verlegers, näherte er sich mit ähnlichen Gefühlen. Nebenher liefen nach dem eignen Zeugnisse der Frau v. Kalb eine Liebelei mit einer Professorstochter und ein ziemlich ernsthaftes Werben um die Schauspielerin Katharina Baumann, die auch von Iffland zur Ehe begehrt wurde. Auch glimmte wohl noch die Glut für Laura, ob diese nun Wilhelmine Andreä hieß, oder die Hauptmännin Vischerin war, und dann hatte er in Bauerbach die Schwester eines Herrn von Wurmb kennen gelernt, von der er hoffte, daß sie ihn zu einem Dichter ersten Ranges oder „wenigstens" zu einem Narren machen werde. Mit einem Worte, der junge Dichter suchte ein Weib, eine Geliebte, einen Ruhepunkt gegen den Sturm seiner Sinne; aus jedem Mädchenauge glaubte er einen Strahl der Hoffnung erhaschen zu können, und wo er ein weibliches Wesen sah, da begannen die Feuerpulse seiner Begierde zu schlagen. Vier schöne Mädchenbilder standen vor seiner Seele, in Wahrheit aber viel mehr; in Wahrheit hätte er am liebsten das ganze weibliche Geschlecht an seinen Minnehof geladen. Unter solchen Umständen war es unvermeidlich,

Digitized by Google

daß mit der Zeit auch Charlotte v. Kalb in seinem Herzen Platz fand, und es kam der Tag, wo seiner Freundschaft die Flügel wuchsen und die ruhigeren Gefühle von der Stimme der Leidenschaft übertönt wurden.

Der Ruf der unbekannten Leipziger Freunde war an ihn ergangen, und Schiller, des Mannheimer Wirrsals müde, trug sich mit dem Plane seiner Abreise. Eines Nachmittags — es war wohl im Anfang des Jahres 1785 — begab er sich zu Charlotten, um ihr seinen Entschluß mitzuteilen. Die Freundin geriet in die heftigste Aufregung, tadelte seinen unstäten Drang in die Ferne und seine eitle Ruhmesgier, malte das Sachsenland mit abschreckenden Farben und sagte überhaupt alles, was nur ein verliebtes Weib sagen kann, um den Gegenstand seiner stillen Wünsche festzuhalten. In Charlottens Worten lag eine förmliche Liebeserklärung. Schiller entzündete sich an dem plötzlich auflodernden Feuer, ihr Geständnis löste seine Zunge, und nach wenigen Augenblicken hauchte er das erste Du auf ihre Lippen. Charlotte will die kühne Regung seiner Leidenschaft also beantwortet haben: „Du sagen Sie — Du sage ich — die Wahrhaftigkeit kennt kein Sie. Die Allseligen sind ein Du, das Du ist einer ewigen Verbindung Siegel!“ Die Sinnlichkeit hatte sich in das Verhältnis der beiden jungen Leute eingemischt, doch, wie wir annehmen wollen, ohne es zu beherrschen. Die Seelenqualen, die Schiller gerade um diese Zeit in seinem „Don Carlos“ besang, sie peinigten nun sein eignes Herz; Charlotte war ihm Elisabeth, er erschrak vor der süßen Sünde und wußte doch, daß es für ihn keinen schöneren Lohn gab:

Digitized by Google

Als das Verbrechen, das ich ewig fliehen wollte.
Entsetzliches Geschick!
Der einz'ge Lohn, der meine Tugend krönen sollte,
Ist meiner Tugend letzter Augenblick.

Tag und Nacht kämpfte er den „Riesenkampf der Pflicht", und was er litt, vertraute er jenem wundersamen Gedichte, das er in der Thalia züchtig um einige Jahre zurückdatierte und „Freigeisterei der Leidenschaft" betitelte. In der jugendlich dahinstürmenden Sprache glaubt man den Lavastrom brausen zu hören, der in den Tiefen eines Kraters kocht:

Jetzt schlug sie laut, die heißerflehte Schäferstunde,
Jetzt dämmerte mein Glück —
Erhörung zitterte auf deinem brennenden Munde,
Erhörung schwamm in deinem feuchten Blick.

Mir schauerte vor dem so nahen Glücke,
Und ich errang es nicht.
Vor deiner Gottheit taumelte mein Mut zurücke,
Ich Rasender! und ich errang es nicht!

Der Klageruf läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Schiller hat Charlotten nicht „errungen", wenigstens in Mannheim nicht; sie hatte alle seine Wünsche entfesselt, um sie im Augenblicke des Sturmes mit einer eiskalten Redensart von Pflicht und Anstand abzuwehren. Der traurige Liebhaber zappelte in einem Netz von Hoffnungen und Enttäuschungen. Es war kaum zum Aushalten. Am 22. Februar wendet er sich an seine Lieben in Leipzig: „In einer unnennbaren Bedrängnis meines Herzens schreibe ich Ihnen, meine Besten. Ich kann nicht mehr hier bleiben ... Menschen, Verhältnisse, Erdreich und Himmel sind mir zuwider. Ich habe keine Seele hier, keine einzige, welche die Leere

Digitized by Google

meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund; und was mir vielleicht noch teuer sein könnte, davon scheiden mich Konvenienz und Situationen." Im April riß er sich los und floh nach Leipzig. Geist und Körper brauchten schlechterdings eine bessere Luft. Charlotte schildert die Abschiedsszene in einem Zwiegespräche zwischen Maya und dem scheidenden Timante. Es ist der holde Unverstand, der in diesen Worten sich selbst besingt, sich selbst anseufzt. Zum Glück hat der Zufall dafür gesorgt, daß der aufrichtige Schmerz, den Charlotte über die Trennung empfunden haben mochte, ein zwar überschwengliches, schwulstiges, „orakelhaftes" aber doch halbwegs lesbares Zeugnis fand, und zwar aus Charlottens eignem Munde. Sie schrieb dem Freunde einen Monat nach seiner Abreise:

Mannheim 11. May.

Nach einen wüsten lermenden Tag, zu Ihnen mein Bester! zu Ihnen — den bey Ihnen war meine Seele in disem lerm — wenn mann so allein ist, unter einer grosen menge — dan flüchtet sich unsere Seele — zu der Erinnerung — das that meine darbende Seele, und meine Erinnerung war in meinen Herzen! Ist's soweit mit mir gekommen, daß ich auser dieser keine Freude mehr kenne? ich wuste nicht wie verlaßen, wie Einsam ich werden würde, als Sie giengen! daß habe ich nicht auf einmahl wißen sollen — Gütiger Gott was sind sich unsere Herzen gewesen! was sind sie sich noch! Wenn ich meine Freunde denke — Heinrich*), das gute edle Gemüth, Sie — mein bester! meinen

*) Wahrscheinlich Heinrich Beck, der Schauspieler; doch kann auch Heinrich v. Kalb, ihr Gemahl, gemeint sein.

Digitized by Google

Geist so viel! — meinen Herzen immer mehr — wenn sich die Hoffnungen erfüllen die ich von Ihnen habe. — Wenn ich meine Freunde mir denke, so ist's mir als hätte ich den höchsten Grad des Glüks den freundschaftliche Verbindungen gewähren kann schon genoßen — Die Empfindungen können wiederholt — nicht erhöht werden! — Die Erinnerung giebt sie mir in Trauergewande. Wie ich ängstlich das Bild eines Entschlafenen hervorrufe, so rufe ich Dein Bild hervor!

den 13ten May.

Gestern erhielt ich Ihren lieben Ihren vortreflichen Brief. Ich weis nicht soll ich mich mehr über sie — oder ihre Beständigkeit freun! Beydes ist ja eins. Unsere Liebe — gehört zu den Eigenschaften unserer Seele — sie kann nur mit dieser zerstört werden — die Ewigkeit ist ihr Ziel! Der Glaube an Unsterblichkeit unsere Hoffnung!

Das wuste ich aus eigener Erfahrung, daß ihnen die Welt das nicht sein würde, was Sie bescheiden genug von ihr forderden — auch ich teuschte mich einst! von diesen Wahn bin ich zurük gekommen. Bis jezt bin ich ihr eigentlich nichts — ich lebe — für wenige, den andern schwindet unbemerkt mein Dasein vorüber — Aber ich weis nun wie schnell und ich möchte beynahe sagen despotisch ein hoher Grad von Geist — unbemerkt einen grosen Haufen lenken und regieren kann — Geld und Rang erleichtert's freylich! Wenn's der mühe lohnte — würd ich auf der Bühne erscheinen — aber es ist wie dort, auch hier, es lohnt sich der mühe nicht.

Bester guter Freund! wie unendlich oft bin ich bey diesen

Digitized by Google

kleinen Blättchen Verhindert worden. Die Anwesenheit de Cuhrfürstin von Bayern, aller lerm, Leben, und Feyerlichkeiten so das verursachte — der Aufenthalt der Frau v. Hutten*), die Ankunft meiner Schwester**) — der Tod meines Schwagers Seckendorf!***) alles dis hat mich so oft so mannchfaltig zerstreut — die Gährung meiner Seele war zu hestig — zur freundlichsten unterhaltung hät ich getaucht†), nicht aber um ideen für einen andern faltig einigermaasen den Papier zu verdrauen. Guter Schiller! Wie sehr freu ich mich Ihrer jezigen Existenz — Ihr Dasein fließt unter der Sorge Ihrer Freunde dahin. Sie erleichtern Ihnen die Oeconomie Ihrer Bedürfnisse! Verschwenden Sie . . ."

Der Zufall hat leider seine Sache nur halb gemacht und mit der ihm eignen Tücke den Schluß des Briefes unsrer Neugier vorenthalten. Wir müssen dies um so mehr bedauern, als dieser Brief der erste ist, den Charlotte ihrem Freunde schrieb, und der einzige, der aus der leidenschaftlichen Periode ihres Verkehrs mit Schiller auf uns kam: folglich ein Unikum in der erotischen Litteratur. Es war im Februar 1790, daß Charlotte ihre Briefe von Schiller zurückforderte; dieser beeilte sich, der Bitte zu willfahren, scheint aber einen Brief, den ersten, als Denkmal seiner Liebe zurückbehalten zu haben. Diesem verzeihlichen Unterschleif verdankte derselbe seine Rettung aus Feuersgefahr. Die Physiognomie

*) Eine Verwandte Charlottens.

**) Ohne Zweifel die Präsidentin v. Kalb aus Weimar.

***) Sigmund v. Seckendorf, weimarischer Gesandter. Ch. erzählt seinen Tod in ihren Memoiren, ohne ein Datum anzugeben.

†) Getaugt.

Digitized by Google

des Briefes ist ungemein ausdrucksvoll. Charlotte hat, wie alle Frauenzimmer ihres Jahrhunderts, eine kräftige, aufrechte Hand. Aber doch spricht eine gewisse Unruhe und Aufregung aus ihren Schriftzügen; sie korrigiert häufig, setzt oft mit neuer Feder an, und stellenweise scheint jeder Buchstabe ihr Fieber zu verraten. Auf den beiden zierlichen Oktavblättchen steht gar vieles, was nicht in Worten redet, sondern nur aus den stummen Gedankenstrichen, aus der nervösen Hast der Feder zu enträtseln ist. Man merkt wohl, daß der Schreiberin dieses Briefes die Leidenschaft in den Fingerspitzen prickelte. Auch hier wollen wir ein Postskriptum, das in einer Ecke des Briefes sich versteckt, aufmerksam beachten. Es lautet:

„Vielleicht bemerken Sie's, daß Becks Brief*) erbrochen war, — er ist's durch mich. Dies Opfer**) konnt' ich meiner Neugierde nicht bringen. — Verzeihen Sie's, mein Bester, und lassen Sie sich ja nichts bei Beck merken. Wer's ein Verbrechen?"

Also Charlotte erbricht die Briefe fremder Leute; also auch Becks Verliebtheit, von der wir einige Proben mitzuteilen im stande waren, will sie aus erster Hand genießen. Wir bitten den Leser, sich diesen Zug zu merken; wir brauchen ihn für späterhin.

Um es ohne Umschweife zu sagen, dem Unbefangenen

*) Beck hatte offenbar durch Charlotte einen Brief an Schiller bestellen lassen.

**) Nämlich den Brief nicht zu erbrechen.

Digitized by Google

gewährt der erste Einblick in das Leben der merkwürdigen Frau keine volle Befriedigung. Von Anfang an hatte sie auf dem Alltagswege einer Konvenienz-Heirat ihr Los verdüstert, und ihre Kraft reichte nicht aus, das Schicksal zu ertragen und zu zwingen. Nach alter Romansitte flüchtete sie sich in die Liebe außerhalb der ehelichen Schranken, und indem sie dieselbe dem Bereiche der Materie entrückte, glaubte sie, ihre Gefühle mit ihren Pflichten stimmen zu können. So schuf sie das ungesunde Verhältnis mit Schiller, das, aus dem Sinnlichen geboren, nur vom Idealen leben sollte. Dies schöngeistige Spiel mit einem der stärksten Triebe des Menschen kann nie zum Guten führen. Es war an Charlotte, den leicht entzündbaren Schiller mit ihren Empfindungen von vornherein zu verschonen; sie lebte in festen Verhältnissen, fand in ihren Pflichten als Gattin und Mutter eine Stütze, an der sie sich halten konnte, und war dem hilflosen jungen Manne an Erfahrung und Lebensweisheit vielfach überlegen. Allein Charlotte brauchte nun einmal eine Dichterliebe, brauchte vielleicht eine unglückliche Liebe besserer Auswahl — so wollte es der Zug der Zeit, die Mode. Das „Wertherisieren" spukte ja immer noch in den Weiberköpfen, und vor allem war es damals guter Ton, für berühmte Dichter zu fühlen, in gebundener Rede sich lieben zu lassen. Will man also billig sein, so muß man auch Charlottens Herzenswirren mit der Richtung ihrer Zeit erklären und entschuldigen, was freilich nicht hindern kann, daß man den weiten Lauf ihres Lebens nur mit einer zwiespältigen, zwischen Mitleid und Aerger geteilten Empfindung verfolgt.

Von welcher Seite man ihren Umgang mit Schiller

Digitized by Google

betrachten mag, immer erhält man den Eindruck des Halben, Zwitterhaften, ja Unmöglichen.

Der junge Dichter war dem peinlichen Verhältnisse entflohen; er hatte es herzlich satt bekommen, zwischen ewigem Begehren und ewigem Versagen hangen und bangen zu müssen, und wir dürfen sogar annehmen, daß Charlotte sein Herz gar nicht ausfüllte und nur obenhin gestreift hatte. Wie wäre es sonst denkbar, daß er gleich nach seiner Ankunft in Leipzig (April 1785) an Schwan schrieb, um ihn um die Hand seiner Tochter zu bitten. Es war der zweite Heiratsantrag seines Lebens, gleich dem ersten erfolglos. Einige Wochen später erhielt er den von uns mitgeteilten Brief Charlottens, und es entstand nun zwischen beiden ein regelmäßiger Korrespondenzverkehr, dem es an lebhafter Bewegung nicht gefehlt zu haben scheint. Huber und Körner spielten dabei die Rollen der Vertrauten. Unter den Freunden hieß die Mannheimer Dame kurzweg Charlotte. Wie wir von Heinrich Beck erfuhren, verließ sie die Pfalz um Ostern 1786; sie begab sich von Mannheim nach Kalbsrieth, einem in der Kyffhäuser Gegend gelegenen Gute ihres Schwagers, des Präsidenten in Weimar. Schiller sollte sie dort besuchen. Die Sache zog sich aber von Monat zu Monat in die Länge, und Schiller selbst scheint keine unwiderstehliche Sehnsucht nach der Freundin empfunden zu haben, denn im Dezember 1786 schreibt er an Körner ziemlich kühl: „Ich hoffe, daß meine Wünsche — in Kalbsrieth — eine Zeit länger unentschieden bleiben werden ... ich erwarte sie*) alle Tage, welches dann auch entscheiden wird,

*) Nämlich eine Nachricht von Charlotte.

Digitized by Google

ob und wann ich sie besuche." Das klingt nicht übermäßig verliebt. Auch in den Briefen an Charlotte mag nicht immer die wahre Leidenschaft die Feder geführt haben. Jedenfalls hatte die Liebe unsres Dichters ihre aussetzenden Pulse: aus Andeutungen Hubers*) wissen wir, daß seine Einsamkeit bisweilen in eine „Zweiheit" sich verwandelte, und Anfang 1787, also um die Zeit, wo er für seine „Wünsche in Kalbsrieth" eine längere Frist erhoffte, begann die bekannte Liebschaft mit der Arnim. Erst als auch dieser Kelch an ihm vorübergegangen war, weckte der Ueberdruß an den Dresdener Wirren das Weh der alten Liebe.

Charlotte war im April nach Gotha, von da nach Weimar gezogen. Schiller ließ nicht lange auf sich warten. Am 21. Juli betrat er zum erstenmal die Metropole der deutschen Litteratur und sein erster Gang galt der Freundin. Das Wiedersehen nach mehr als zweijähriger Trennung hatte etwas „Gepreßtes, Betäubendes"**). Schiller bemerkte an Charlotte Spuren von Kränklichkeit, die jedoch durch den Paroxysmus der Erwartung für den Augenblick verlöscht wurden. Gleich in der ersten Stunde ihres Beisammenseins wurde jeder zerrissene Faden des Mannheimer Bundes wieder angeknüpft. Herr v. Kalb war beim Zweibrücker Hofe beschäftigt und seine Ankunft vor Ablauf einiger Monate nicht zu erwarten. Nichts störte Schillers Besuche im Hause der Freundin; er verbrachte ganze Tage in ihrer Nähe, begleitete sie auf ihren einsamen Spaziergängen, las ihr den „Don Carlos" vor, fuhr mit ihr zur Herzogin Amalie nach

*) S. Seite 96.

**) Schiller an Körner.

Digitized by Google

Tiefurt, nahm auch bisweilen eine Unterrichtsstunde in seiner Lebensart bei ihr und benützte sie fast auf Schritt und Tritt als freundliche Führerin durch das Weimarer Gesellschaftsleben. Im Verkehre mit den Frauen muß dort viel Freiheit geherrscht haben. Goethes gleichzeitige Freundschaft mit Frau v. Stein — auch eine berühmte Charlotte — und Korona Schröter hatte die Welt daran gewöhnt, die Herzensbedürfnisse großer Dichter nicht mit dem Maßstabe einer hausbackenen Moral zu messen, und was die Stein und die Schröter genossen, scheinen auch die minder berühmten Frauen Weimars nicht verschmäht zu haben. Schiller, der in diesem Punkte eine ziemlich lose Zunge hat, sagt über dieselben: „Sie sind erstaunlich empfindsam, da ist keine, die nicht eine Geschichte hätte, und erobern möchten sie gern alle.“ Weit entfernt daher, aus seinem Verhältnisse zu Frau v. Kalb ein Geheimnis machen zu müssen, durfte er es vielmehr als eine wesentliche Erleichterung seines dortigen Aufenthaltes, als eine Art Freibrief für alle Gesellschaftskreise betrachten. Auch die vortrefflichen Weimarer gaben sich Mühe, den jungen Leuten das Dasein zu verschönern; man respektierte ihre Einsamkeit, und selbst die Herzogin Amalie hatte die „Galanterie“, die beiden „zusammen zu bitten“. Charlotte wurde dabei „munter bis zum Mutwillen“, auch Schiller fühlte sich von ihrer Heiterkeit angesteckt: „sie sei doch,“ schrieb er an Körner, „eine große, sonderbare weibliche Seele, ein wirkliches Studium für ihn.“ Trotz alledem blieb aber ihr Verhältnis eine Liebe mit lahmen Flügeln, eine Liebe ohne sinnliche Weihe, was denn doch die Gefühle unsres Dichters um ein Bedeutendes herab-

Digitized by Google

gestimmt zu haben scheint. Schon am 8. August gesteht er: „Unser Verhältnis ist, wie die geoffenbarte Religion, auf den Glauben gestützt ... und wir müssen jetzt unsre Religion durch den Verstand untersuchen und befestigen. Hier wie dort zeigen sich also notwendig alle Epochen des Fanatismus, des Skeptizismus, des Aberglaubens und Unglaubens, und dann wahrscheinlich am Ende ein reiner und billiger Vernunftsglaube, der der alleinseligmachende ist.“ Das heißt wieder verwünscht klug gesprochen für einen schmachtenden Liebhaber.

Herr v. Kalb hatte für den Monat September seinen Besuch angesagt, ließ aber auf sich warten. Schiller mochte indes immer heftiger auf Erhörung dringen, während Charlotte wieder anfing, hinter Pflicht und Sitte sich zu verschanzen. Bisweilen geschah es sogar, daß sie den Besuch des Freundes nicht annahm, denn „das Weib,“ sagt sie in ihren Memoiren, „soll die Unterscheidung der bürgerlichen Verhältnisse wahrnehmen. Schiller ließ kein Mittel, keine Kriegslist unversucht. So forderte er schriftlich oft, ich möchte doch zu ihm kommen, er könne nicht ausgehen. Obwohl geneigt, konnte ich doch wissen, daß solches unmöglich und nur Ungestümes bereiten müsse. Auch dieses Versagen tadelte er.“ Es war der alte Kampf, der ihm schon den Mannheimer Aufenthalt verleidet hatte. Ruhe und Seelenfriede konnten unter solchen Stürmen nicht gedeihen. Am 6. Oktober schreibt er dem Dresdener Freunde ganz verzagt: „Charlottens Verfassung ist dieselbe, wie ich hierher kam — warum wär' ich also hier gewesen? Ich bin der Reflexionen darüber so müde geworden, daß ich dieser Ma-

Digitized by Google

terie aus dem Wege gehe.“ Aehnlich lautet in allen Liebesgeschichten der Anfang des Endes. Schiller war nun einmal für ein rein geistiges, dem Fleische entfremdetes Verhältnis ganz und gar nicht angelegt; sein irdischer Mensch verlangte einen breiten Platz bei jedem Liebesmahl, und niemand gestand dies offener, als er selbst. Aus jenen Tagen der Liebelei mit Frau v. Kalb stammt ein Selbstbekenntnis, das die wechselnden Stimmungen seines Gemütes, ja sein ganzes Wesen mit greifbarer Deutlichkeit kennzeichnet. Am 19. November schreibt er an Körner die merkwürdigen Worte: „Es ist sonderbar, ich verehre, ich liebe die herzliche, empfindende Natur, und eine Kokette, jede Kokette kann mich fesseln. Jede hat eine unfehlbare Macht auf mich, durch meine Eitelkeit und Sinnlichkeit; entzünden kann mich keine, aber beunruhigen genug.“ Schließlich bittet er noch den Freund, ihm zu sagen, ob die Erfahrungen, die er über ihn gemacht, sich mit der Idee reimen, daß er eine Frau habe, und ein ihm „so entgegengesetztes Wesen, eine unschuldige Frau“. Was hindert uns, diese Worte Schillers unter seine damaligen Erlebnisse zu setzen und daraus die Klage über ein Verhältnis zu vernehmen, das ihm beständige Unruhe und keinerlei Befriedigung verursachte. Auch in seinen periodisch sich wiederholenden Heiratsgedanken hört man den Wunsch der Erlösung aus den unfruchtbaren Banden mitklingen, findet die tiefgefühlte Sehnsucht nach Ruhe ihren Ausdruck.

So leichten Kaufes sollte er jedoch nicht frei werden. Im November kam Herr v. Kalb auf Urlaub nach Kalbsrieth, wohin sich Charlotte von Weimar aus begab. Schiller war nun Interimswitwer, wie er sich zu nennen beliebte, je-

Digitized by Google

doch nur auf wenige Tage. Eine Einladung der Frau v. Wolzogen rief ihn nach Bauerbach und Meiningen, wo er die alte Freundin wiedersehen sollte; zugleich besuchte er dort seine verheiratete Schwester Christophine und sah auch die unvermeidliche Charlotte, diesmal an der Seite ihres Gemahls. Schiller und Herr v. Kalb waren in Mannheim als die besten Freunde auseinandergegangen, und es scheint, daß sie es auch fernerhin geblieben sind. Gleichwohl muß die Nähe des Gatten die Augen unsres Dichters etwas weiter geöffnet und ihm das Ungesunde seiner Beziehungen zu Charlotte recht anschaulich gemacht haben, denn als er bald darauf mit den beiden in Weimar wieder zusammentrifft, schreibt er an Körner: „Ich weiß nicht, ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann ... Laß diese Stelle unsre Weiber nicht lesen.“ Die Veränderung, über die er jetzt erst klar zu werden meint, hatte sich eben längst in ihm vollzogen; zum vollen Bruche fehlte nur ein Schritt.

In den oft citierten Briefen an Körner, den einzigen Freund, dem sich Schiller rückhaltlos enthüllt und sozusagen ganz nackt zeigt, läßt sich das letzte Hin- und Herflackern seiner Liebe genau verfolgen. Anfang 1788 verbringt er wieder fast jeden Abend im Hause Charlottens. Doch besuchen ihn ab und zu die alten Heiratsgedanken, die immer noch keinen bestimmten Gegenstand kennen: „aber dieses schläft tief in meiner Seele, und Charlotte selbst, die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch gar nichts davon geahnt.“ Im März geht sie nach Waltershausen und Gotha,

Digitized by Google

und er fühlt sich nun als „Einsiedler". Im April macht er mit Huber, der ihn auf seiner Reise nach Mainz besucht hatte, einen Ausflug nach Gotha, um Charlotte zu überraschen, bekommt sie aber nicht zu sprechen: „Es war gut so," meinen ihre Memoiren, „denn unsre Geistesklänge waren wohl sehr verstimmt gewesen." Wir eilen nun immer rascher der Katastrophe entgegen. In einem Briefe vom 27. Juli — er ist aus Volksstädt bei Rudolstadt datiert — heißt es zum erstenmal ganz kalt: „Frau v. Kalb ist in Meiningen." Charlotte lebte nicht mehr für Schiller. Und wieder in einem Briefe aus Rudolstadt vom 20. Oktober: „An Frau v. Kalb habe ich diesen Sommer wenig geschrieben; es ist eine Verstimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr sagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurteilt habe: sie ist ein geistvolles, edles Geschöpf — ihr Einfluß auf mich ist aber nicht wohlthätig gewesen."

Die „Retter" Charlottens geben sich alle erdenkliche Mühe, diese Stelle als das unbesonnene Auffahren einer vorübergehenden Laune zu „entschuldigen". Die Wahrheit braucht aber keine Entschuldigung. Endlich war es unserm Dichter sonnenklar geworden, endlich wagte er, sich selbst es einzugestehen, daß sein zweckloses Liebeln mit einer zugleich spröden und begehrlichen Frau auf sein inneres Leben zerstörend wirken mußte. Ganz allein hatte er das Licht nicht entdeckt; ein neues Schicksal, das ihn seit einiger Zeit an der Hand führte, half ihm, sich selbst wiederfinden: Charlotte von Lengefeld, diesmal die richtige Charlotte, war in seine Lebensbahn getreten und sprengte mit ihren zarten Fingern die in Mannheim gewobenen Blumenfesseln. Char-

Digitized by Google

lotte v. Kalb hatte von nun an keine Macht mehr über den Dichter. Zu einem feierlichen und geräuschvollen Bruche war indes kein Grund vorhanden; die alberne Passion verkümmerte vielmehr nach und nach in der kühlen Niederung einer anständigen Freundschaft. Charlotte weiß sogar von einem viertägigen Besuche Schillers zu erzählen, der etwa im Sommer 1789 stattgefunden haben muß. „Mehr als je war in F(riedrich) eine sinnende Beachtung. — Annäherungen, als wenn man zu vertrauen, zu bekennen hätte, Mitteilungen, die andern verschwiegen werden sollten. — Noch einmal wurde mein Dasein wie durch einen Lebensstrahl erleuchtet, ich war um so erregter, als ich bedachtsam sein wollte . . . O Morgentraum mit ewiger Weisheit spielend, bist du immer Trug? — O Leben! noch mir so hell, reich' mir den letzten Labetrunk. — Das Leid war allzu tief, daher verstummt das Wort!" Das empfindsame Rotwelsch der verlassenen Dido kann uns über ihre wahre Stimmung nicht täuschen. Sie fühlte wohl, daß es mit ihrer Herrlichkeit vorbei war, und hatte nur den einen Wunsch noch, für ihre Lebenshistorie ein hübsches Schlußkapitel zu ersinnen, in welchem der Ungetreue als „vertrauender" und „bekennender", als reuiger Liebhaber auftreten sollte. Schiller verspürte aber nicht die mindeste Lust zu dieser Rolle. Er stand damals am Vorabende seiner Verlobung, und sein Herz war voll von Glück und Hoffnung. Was er von der zürnenden Charlotte dachte, sagen uns am besten die zwischen ihm und seiner Braut gewechselten Briefe, die uns fortan als hauptsächlicher Leitfaden durch das Leben unsrer Heldin dienen müssen.

Digitized by Google

Im November 1787, auf der Rückreise von Meiningen, war Schiller einen Tag in Rudolstadt geblieben und mit der Familie Lengefeld, die er schon in Mannheim flüchtig gesehen, zum erstenmal näher bekannt geworden. Sein Akademiegenosse Wilhelm v. Wolzogen, ein Verwandter der Familie, hatte ihn dort eingeführt. Es ist wunderbar — man gestatte uns hier die beiläufige Bemerkung — wie die Geschicke unsres Dichters schon in seinen Lehrjahren vorbereitend sich gestalten. Auf der Karlsschule befreundet er sich mit Wilhelm v. Wolzogen, dessen Mutter ihm später ein Asyl in Bauerbach gewähren, in dessen Schwester er sich verlieben wird; die Wolzogen führen ihn dann mit ihrer Base Charlotte v. Kalb zusammen, und auf demselben Wege gerät er schließlich in das Haus Lengefeld, wo der enge Kreislauf seines Daseins sich vollendet. So spinnen sich schon in seiner Jugend alle Lebensfäden sichtbar ineinander und das Schicksal braucht eines Tages nur die Hand zu rühren, um sie zum festen Netze zusammenzuziehen. Ein tüchtiger Zug geschah an jenem trüben Novembertage, wo Schiller als flotter Fremdling hoch zu Roß nach Rudolstadt hineingaloppierte und aus einer Wolke von Staub und Nebel den anmutigen Schwestern entgegenkam. Seine herzliche Freude an beider Schwärmerei, zumal an Lottens Bescheidenheit und immer gleicher Lebhaftigkeit, war der Anfang der jungen Liebe, die allmählich nur und mit leisem Tritte aus der „ruhigen Anhänglichkeit" an die Familie hervorging und nach den Stürmen mit Frau v. Kalb seinem abgehetzten Gemüte eine wohlthätige Erholung schenkte. Schiller verbrachte Frühling, Sommer und Herbst des folgenden

Digitized by Google

Jahres teils in Rudolstadt, teils in dem nahen Volksstädt. Der briefliche Verkehr mit Frau v. Kalb war noch im Gange und er suchte sogar zwischen der neuen und der alten Freundschaft einen Bund zu stiften, was aber bei Charlotte auf Schwierigkeiten stieß. Die Rivalin in Rudolstadt schien ihrer Hoheit ein zu junges Ding. Doch kam es mit der Zeit zu einer oberflächlichen Freundschaft. In ihren Memoiren meint Frau v. Kalb: „Lottchen Lengefelds jugendliche Natur war holden Anblicks", und es haben sich auch einige Briefe erhalten, die sie um jene Zeit an die künftige Frau Schiller gerichtet hat. Am 24. Januar 1789 schrieb sie: „Daß Schiller Professor in Jena wird, werden Sie wohl schon wissen . . . Er ist sehr fleißig; ich sehe ihn kaum alle acht Tage." Und Lotte darauf an Schiller am 4. Februar: „Die Kalb hat mir viel Freude mit ihrem Briefe gemacht; ich fürchtete, sie hätte mich vergessen, und ich liebe sie doch so sehr." Es war also ein leidliches Verhältnis angebahnt. Schiller, über Hals und Kopf in die Arbeit vertieft (denn er sollte in der Geschwindigkeit einen gelehrten Professor aus sich machen), verkehrte wieder im Hause der Frau v. Kalb, und auf Augenblicke scheint selbst die frühere Vertraulichkeit zwischen beiden wieder erwacht zu sein. Nur mit der Liebe war es ein- für allemal vorbei. „Charlotte besuch' ich noch am meisten," meldet er den Dresdener Freunden (9. März), „. . . wir stehen recht gut zusammen; aber ich habe, seitdem ich wieder hier bin, einige Prinzipien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen lassen, denen sich mein Verhältnis zu ihr blindlings unterwerfen muß. Alle romantischen Luftschlösser

Digitized by Google

fallen ein, und nur was wahr und natürlich ist, bleibt stehen."

Im Mai las Professor Schiller sein erstes Kolleg in Jena. Die Sehnsucht nach ehelichem Glück, die seit der Mannheimer Sturmperiode ihn beunruhigte, wurde in den neuen Verhältnissen immer vorlauter und heftiger. Noch war er der Rudolstädter Lotte gegenüber ohne Verpflichtung, noch stand ihm, wie er irgendwo sagt, das ganze Weibergeschlecht offen, und ab und zu schwärmte er sogar von einer goldenen Vernunftheirat, meinte aber doch: „Entweder sehr viel Geld oder lieber gar keines, und desto mehr Vergnügen im Umgang." Einige Monate noch, und sein Herz entdeckte ihm, daß er schon längst den Weg zu seinem Glück wandelte: im August verlobte sich Schiller mit Lotte v. Lengefeld. An demselben Tage zog die erste Kunde von der Erstürmung der Bastille durch die deutschen Länder, allerwärts Freude und Jubel hervorrufend. Auch bei dem jungen Brautpaare verwob sich die Begeisterung für die große Sache der Menschheit mit dem stillen Genuß des eignen Glückes.

Schillers Verlobung blieb vorderhand ein Geheimnis für die Welt, selbst für die Mutter der Braut. Der feine Spürtrieb der Nebenbuhlerin scheint aber etwas gewittert zu haben — Frau v. Kalb beginnt sich um diese Zeit wieder zu regen. Schiller will nicht heraus mit der Sprache, und Körner, der sich bisweilen über die Beziehungen zu der alten Charlotte erkundigt, wird mit verlegenen Worten auf mündliche Aufklärung vertröstet. Im September soll er gar ein Rätsel raten: „Eine sonderbare Sache, so ich Dir ein andermal schreiben will und überhaupt ungern schreibe, hat mir

Digitized by Google

noch außerdem eine starke Diversion gegeben .... Sie betrifft Ch. K(alb) und mein neues Verhältnis mit L. L(engefeld); vielleicht wirst Du Dir die Hauptsache zusammensetzen." Wir sind allerdings außer stande, die sonderbare Sache ganz klarzustellen; bedenken wir aber, daß Charlotte um diese Zeit die lange her projektierte Scheidung ihrer Ehe mit besonderem Eifer betrieb, so erscheint es nicht undenkbar, daß sie sich schlechthin mit dem Gedanken trug, ihren Dichter dem Rudolstädter Fräulein vor der Nase wegzuheiraten. Jedenfalls gab es kein rechtes Gedeihen für die Freundschaft zwischen den beiden Lotten, und in Weimar, wo Lengefelds den Winter des Jahres verbrachten, kam es zu unangenehmen Auftritten. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Lotte bringt hierüber eine Reihe drastischer Stellen, welche das immer noch etwas dunkle Bild unsrer Heldin unter ein scharfes Licht rücken und manchen Zug verdeutlichen. Die Stellen sind im Affekt geschrieben und für die ritterlichen Anwälte Charlottens wiederum nur der unmaßgebliche Ausdruck einer Laune. Allein wer weiß es nicht aus eigner Erfahrung, daß in Herzenssachen gerade der Affekt die Wahrheit spricht, gerade die leidenschaftliche Erregung dem Urteil seine volle Freiheit gibt und alles an die Luft drängt, was sonst, von konventionellen Rücksichten wohlbewacht, in der Tiefe der Seele schlummert. Nach unsrer Meinung lebt das wohlgetroffene Bildnis der Frau v. Kalb in den Briefen des jungen Brautpaares. Lotte schreibt am 12. Januar 1790: „Gestern haben wir den Abend bei der Kalb zugebracht ... sie war sehr freundlich, sprach viel ... ihre letzten heftigen Aeußerungen mögen ihr selbst aufgefallen sein." Und am

Digitized by Google

22. Januar: „Nein, gewiß Lieber; sie ist nicht gemacht, Dir zu gehören, sie hat viel Härten in ihrem Wesen, die Dich nicht glücklich gemacht hätten. Unsre Verbindung wäre bei einem näheren Verhältnisse mit Dir ganz zerstört worden ... denn sie hätte uns nicht in Deinem Herzen wissen mögen." Und wieder am 4. Februar, nachdem sich Schiller wie Lotte über die häufige Verspätung ihrer Briefe beklagt: „Ganz ohne Mutmaßungen bin ich nicht." Lotte hatte nämlich die Kalb in Verdacht, daß sie die Briefe irgendwie auffange und erbreche: „Sie ist so neugierig; und zumal wenn Leidenschaft sich ins Spiel mischt, traue ich nicht, weil sie ganz von sich ist, denke ich mir. Ihre Eifersucht auf mich haben viele bemerkt; zumal da, als Du nach R. gingst, und man sagte hier, Du liebtest mich, so hat sie gesagt, so ganz verächtlich, Du würdest mich nicht lange lieben." Schiller nun am 8. Februar: „Ich habe eben einen Brief an die Kalb geendigt, und zwar eine Antwort auf einen, den ich heute von ihr erhalten habe. Sie beträgt sich wie gewöhnlich sehr ungraziös ... ich habe ihr von unsrer Glückseligkeit geschrieben; dieses war meine Rache, und sie hat sie reichlich verdient." Worauf Lotte: „Daß Du der Kalb recht viel von unsrem künftigen Leben gesagt hast, ist recht gut; sie sieht nun vielleicht ein, daß Du mich wirklich liebst. Es scheint ihr daran zu liegen, diesen Glauben den Menschen zu nehmen, und sie hat unter die Leute gebracht, Du liebtest mich nicht um meinetwillen, sondern Linen*) wegen, und was sie mehr sagt ...

*) Karoline v. Beulwitz, die Schwester Lottens, später mit Wilhelm v. Wolzogen verheiratet.

Digitized by Google

es scheint ihrem Stolz ganz undenkbar, daß Du sie um meinetwillen hättest vergessen können."

Die Verlobung war inzwischen offiziell geworden, der Tag der Trauung bereits anberaumt, und die arme Charlotte scheint angesichts einer unabwendbaren Niederlage die bittersten Seelenschmerzen erduldet zu haben. Lotte traf sie eines Tages bei der Stein. „Du hast keinen Begriff," schreibt sie darüber (11. Februar), „wie sie aussieht und thut ... sie sah aus wie ein rasender Mensch, bei dem der Paroxysmus vorüber ist, so erschöpft, so zerstört ... sie saß unter uns wie eine Erscheinung aus einem andern Planeten ... ich fürchte wirklich für ihren Verstand ... hätte sie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraziöse in ihrem Wesen, sie könnte mein Mitleid erregen." Hierauf Schiller am 12.*): „Wahrscheinlich war es eine Wirkung meines letzten Briefes, was der Kalb bei Eurer letzten Zusammenkunft mit ihr ein so sonderbares Betragen gegeben hat. Ich begreife nicht, mit welcher Stirne sie mir schreiben konnte, daß ich ‚die giftige Zunge nicht die Wahrheit solle geredet haben lassen'. Daß sie sich in unser Betragen gegeneinander eingemischt hat, ist doch ziemlich entschieden, sie hat also wirklich gegen sich selbst gesprochen. Sie empfahl mir bei meiner Antwort Genauigkeit in der Aufschrift des Briefes, weil sie fürchtete, daß er in ihrer Schwester Hände kommen könnte. Dieses gab mir Gelegenheit, ihr zu sagen, daß die Vorsicht nicht überflüssig sei, denn mir wäre es wirklich begegnet, daß von den Briefen, die ich nach Weimar schrieb, einige durch

*) Nachlaß der Karoline v. Wolzogen I 364.

Digitized by Google

fremde Hände gegangen ... Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenschaftlichen Stunde, mit Klugheit und List wollte sie mich umstricken ... so antwortete sie mir nun: Ich irre mich sehr, wenn ich ihr jetziges Betragen mit jener Tollheit, mit jenem ungeschickten Traume, der lange schon nicht mehr in ihrer Erinnerung sei, in Zusammenhang brächte, und dergleichen mehr."

Nun, wir denken, von Schiller und Lotte gezeichnet, steht sie in Lebensgröße vor den Augen des Lesers, diese hochmütige, eigensinnige und eigenmächtige Frau, bei der die Eitelkeit immer lauter sprach, als die Liebe, und der nun in ihrem verletzten Weiberstolze nichts mehr heilig galt, selbst nicht das eigne Gefühl, selbst nicht das stille Geheimnis der andern. Letzteres — das Erbrechen fremder Briefe — ist ein ganz schnöder, heimtückischer Zug an dem Bilde; freilich nur ein Verdacht, aber ein Verdacht, der an dem Präzedenzfall, den wir nach ihrem eignen Geständnisse*) mitgeteilt haben, eine merkwürdig feste Handhabe erhält. Als Schiller, voll beißenden Spottes, Vorsicht im Absenden seiner Briefe versprach, erinnerte er sich wohl, daß ihm Charlotte eines Tages einen Brief Becks, den sie zur Bestellung erhalten hatte, erbrochen zuschickte, und er dachte sich mit vollem Rechte, daß, wer überhaupt so grober Unsitte fähig ist, mit einem Versuche sich selten begnügt. Das Verletzen des Briefgeheimnisses geht aber fast immer Hand in Hand mit dem Verleumden und Einschüchtern durch anonyme Briefe. Kurz zuvor hatte Lotte eine namenlose Mahnung erhalten, die

*) S. Seite 265.

Digitized by Google

unter anderm besagte*): „Eine Person, welche immer Wohlwollen gegen Sie gehegt hat, gibt Ihnen den guten Rat, sich nicht so um den Herrn Rat Schiller**) zu bemühen, weil Sie sich dadurch lächerlich machen ... Ueberhaupt findet man durch den Umgang mit Dichtern kein Glück ... Jagen Sie nicht so nach Poeten, sondern bilden Sie sich lieber zu einer guten Hausfrau, denn es gibt wenig Männer, die dergleichen Weiber ernähren können." Daß dieses liebenswürdige Gift aus einer weiblichen Feder floß, ist sonnenklar, und wessen Hand diese Feder führte, darüber kann wohl auch kein Zweifel sein. Es gab nur eine Antwort auf dergleichen Tücke: die Ehe. Am 22. Februar 1790 wurde Schiller mit Lotte v. Lengefeld in der kleinen Dorfkapelle von Wenigenjena still und geräuschlos getraut. Etliche Tage zuvor hatte er der Frau v. Kalb ihre Briefe persönlich zurückgegeben, und als diese einzigen Zeugen des vielbewegten Freundschaftsbundes im Feuer vergingen, da hatte wohl auch ihr Inneres ausgestürmt, fügte sich auch ihr Herz in das erfüllte Schicksal.

Wir besitzen noch einige Briefe Charlottens aus den folgenden Jahren und werden dieselben im nächsten Abschnitt mitteilen. Zuvörderst war es uns nur darum zu thun, zwischen beiden Lebensepochen eine Verbindung herzustellen. Gerne hätten wir die Quellen noch reichlicher fließen und namentlich die Briefe Lottchens noch öfter reden lassen, um den Gegensatz zwischen ihrer einfach weiblichen Sprache und dem blöden

*) „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde" I. Band S. 207.
**) Schiller war seit Dezember 1784 sachsen-weimarischer Rat.

Digitized by Google

Wortschwall ihrer Namensschwester, überhaupt den Gegensatz zwischen zwei interessanten Vertreterinnen der Frauenwelt des vorigen Jahrhunderts recht augenscheinlich zu vergegenwärtigen. Allein wir hätten am Ende Schiller vergessen über den Frauen, die er liebte. Diese dürfen uns hier nur insofern beschäftigen, als sie die treuesten Spiegel seines innersten Wesens sind. Daß dies Wesen jederzeit den irdischen Geruch bewahrte, daß seine Liebe zum Weibe ein lebendiges Erdgewächs war, dies lehren uns am besten die konvulsivischen Kämpfe, welche sein Verhältnis zu der Kalb bewegten. Für den idealen Himmel, den ihm diese Dame gewährte, wo sein menschlich Verlangen nur mit schönen Worten und erhabenen Sentimenten gefüttert wurde, für diesen Himmel war Schiller nicht geschaffen. Nach der Klausur der Karlsschule liebte er das Weib um so heftiger, das Weib zunächst wegen des Weibes; der Vulkan seiner Sinne wollte sich austoben. Nur so kann man das unstäte Flattern von einer Liebe zur andern sich erklären. Aus solchem Stoffe aber entstehen oft die besten Ehemänner, und während uns Goethe gottähnlich über allen menschlichen Verhältnissen schwebend erscheint und das Gedächtnis immer eine kleine Anstrengung machen muß, um sich diesen Gott als verheiratet vorzustellen, lebt Schiller in aller Andenken als das Muster eines Gatten und Familienvaters. Sein vielfaches Lieben war nur ein Ringen nach Einheit und Beständigkeit; die mythische Laura, die schöne Schwanin, die Trauerspiel-Lotte, Katharina Baumann, Henriette v. Arnim und endlich Charlotte v. Kalb, sie alle waren nur Haltpunkte auf der Entdeckungsreise nach der rechten; seine stürmische Unruhe war nur die Sprache seiner

Digitized by Google

tiefen Sehnsucht nach Ruhe. Diese Ruhe fand Schiller in den Armen seiner Lotte.

II.

Mit der Geliebten hatte Schiller die Rechnung für immer abgeschlossen, der Mutter konnte er wieder Freund werden. Es war die Sorge um ihr Kind, welche Charlotte das drei Jahre lang grollende Stillschweigen brechen hieß und sie mit Schiller in neue Berührung brachte. Ihr kleiner Fritz bedurfte eines Hofmeisters; der bisher seine Erziehung leitete, genügte nicht ihren Ansprüchen, und Professor Schiller sollte deshalb in Jena oder sonstwo um einen besseren sich umsehen. Trug doch der Knabe ihm zu Ehren den Namen Friedrich. Mit der artigsten Zuvorkommenheit unterzog sich Schiller der geringen Mühe, freute sich in seiner Antwort (8. Mai 1793) der angenehmen Ueberraschung, die ihm durch den Brief der Freundin (vom 23. April) zu teil geworden, und dankte für das Zeichen ihres Vertrauens: „Aber glauben Sie mir, daß es keiner Erinnerung bedurfte, das Bild meiner Freundin in meiner Seele lebendig zu erhalten.“ Drei volle Jahre waren seit der Trennung dahin, Sturm und Leidenschaft vorüber und beiderseits ruhigere Stimmung; Schiller, der früheren Gefühle nimmer fähig, verstand es wenigstens — höflich zu sein. Mehr als Höflichkeit war vorderhand nicht von ihm zu hoffen. „Die Kalb hat wieder angefangen, sich zu regen,“ schrieb er am 17. Juli an Körner, „sie hat mich gebeten, ihrem Sohne einen Hofmeister ausfindig zu machen, und ich übernahm diesen Auftrag mit um so größerer

Digitized by Google

Bereitwilligkeit, je wichtiger es mir ist, ihr zu zeigen, daß sie in jeder schicklichen und gerechten Sache auf mich rechnen kann. Kaum erklärte ich ihr meine Bereitwilligkeit dazu, so bin ich auch sogleich mit Brief über Brief belagert und erhalte eine schöne Versicherung nach der andern ... Ihr Kopf scheint mir noch nicht ganz geheilt ..., aber die Oberfläche ist ruhiger."

Wir besitzen einige der Briefe, von welchen Schiller, wie es scheint, nur wenig erbaut wurde, und wenn wir dieselben mitzuteilen uns entschließen, so geschieht es mehr ihrer Form als ihres Inhalts wegen. Letzterer ist zwar immerhin bezeichnend genug für die vielberedete Dame, von der nur wenige Briefe sich erhalten haben; allein er wiegt leicht im Vergleiche zu dem Interesse, das die kleinen Blätter wecken, sobald man sie als Probeleistungen von der Frauenbildung jener Zeit betrachten will. In dieser Hinsicht stand Charlotte durch Geburt, Erziehung und Umgang auf der damals höchsten Stufe, allein wie wenig Orthographie und Grammatik auf dieser Höhe zu finden waren, lehrt uns überzeugend die Prosa unsrer Heldin. Man kann auch ohne Orthographie und Grammatik leben, und in Frankreich konnte man sogar, wie Marschall Richelieu sich rühmen durfte, den Unsterblichkeits-Tempel der Akademie erreichen; indes gehören nun einmal die beiden Dinge zu den Reinlichkeitsgesetzen des Sprachverkehrs, und es ist immer traurig, wenn dieselben durch nichts andres ersetzt werden, als durch angelernte poetische Redensarten und ein gewisses Wetterleuchten mit schönen Gedanken.

Dem ersten, undatierten Briefe an Schiller hatte Char-

Digitized by Google

lotte einen Aufsatz über die Pflichten eines Pädagogen beigelegt, der lesenswert ist. Die beiden Schriftstücke lauten:

„Mein Mann war in Weimar, hat aber niemand diesen Aufsatz lesen lassen — auch meinen Schwager*) nicht weil er fürchtete er könnte ihn misverstehn, und beleidigt werden; ich wolte eigentlich dadurch nichts anderes bewürken als das er mir bald das unnüze — und dadurch schädliche Sujet von Halse schafte. mein Mann hat so wohl m(einem) Schw(ager) als Bertuch gesagt wie sehr unzufrieden er mit M.**) wäre, und beide haben versprochen sie wolten sich bemühen ihn bald anderwärts zu versorgen. ich werde ihm ehestens erklären das wir uns bald trennen müßen, — ich schicke ihnen diese Blätter durch einen Exp(ress) Bothen diese Angelegenheit ist mir zu wichtig als das ich wagen möchte — es gieng vielleicht auf der Post verlohren — oder würde verspätet, möchten sie in einer gesunden heitern stunde diesen Brief erhalten — mein Freund sie werden es wißen — wie unaussprechlich wichtig die Wohlthat ist die Sie mir und meinen Kinde durch eine gute Wahl gewähren können, — ich — leider muß ich es sagen habe das Wesen noch nicht gesehen welches ich mir zum Erzieher wünschte — Sie sind Sie können glücklicher sein, unter den vielen studierenden — wo gewiß die vorzügl. Jüngl(inge) Sie aufsuchen — oder von Ihnen gekannt wären. wird doch einer sein — der Ihre Wünsche befriedigen kann. — Mein Verlangen vielleicht ist es zu kühn

*) Präsident v. Kalb scheint seiner Schwägerin den bisherigen Hofmeister verschafft zu haben.

**) Münch, der bisherige Hofmeister.

Digitized by Google

— aber eben das Extrem in der jezigen Wahl, welcher doch auch für sehr vortreff(lich) und ausgezeichnet gehalten wird — verleitet mich zu der vielleicht überspanden äuserung meiner Foderungen. Ich weiß es gewiß, keine gefälligen absichten ein diese Versorgung bedürfendes Sujet zu empfehlen, wird kann Sie bei dieser wahl leiten, — auch kein fremdes Lob! — Sie werden grose ruhmreiche bemühungen — und werke in ihren Leben zählen aber gewiß keine die Ihr Herz seelicher vergnügt — wenn das Schicksal will das sie ihnen gelingt; — und mir — o welche Wollust für meine Seele wenn ich ewig Inen das gröste Geschenck welches mir das Glück geben kann zu verdanken habe.

Obzwar oft der äusere schein trügt — und eine finstere verstekte Phiesionomie dennoch einen feinen reich denkenden wesen gehört — so wünschte ich dennoch das sein äuseres Vorteilhaft wäre. Geist und Karakter bezeigente (bezeigte); — auf Kinder wirkt ein edler männlicher anstand gar sehr. — Auch bey diesen wünsche ist etwas eitelkeit verborgen, einige die ihm (Münch) wählten — werden in andern nur das äusere bemerken können, und nach dieser werden sie urtheilen. Ich möchte also auch gerne diesen den Contrast sichtbar machen — münch hat ein verkümmertes pornirtes ansehn nebst allen Façons eines Schneidergesellen. mein Mann weiß nicht daß ich diesen Bothen schicke — nicht das ich über diese angelegenheit an Sie schreibe; — er ist besorgt — wünscht sehnsuchtsvoll eine veränderung fürchtet aber den fatalismus auf eine andere weise. — ach sagt er immer wenn nur nicht ein neues Unglück uns bei diesen Wechsel bevorsteht — ein Mensch der eitle falsche begrise (von sich)

Digitized by Google

hat, das Genie gerne spielt — udgl. — sie werden Heinrich hierin erkennen. Ganz frei von jeden Fehler der Vernunft, des Betragens ist kein Mensch — kann nicht ein Jüngl: im 23. 24. Jahre sein; hat er vernunft so wird er auch sich selbst tägl. mehr erkennen und bilden; diese Coquetterie verraucht; klug ist es immer sie in gemeinen Leben zu verbergen. Finden Sie ein Wesen das Sie lieben können deßen Geist Ihnen behagt, so suchen Sie so viel wie möglich mir ihn durch Briefe an mich, (durch) andere schriftl. Aufseze, wodurch ich ihn — mehr beurtheilen kann bekannt zu machen — was Inen in diesen Blättern werth dünkt von ihm beherzigt zu werden geben Sie ihm auch."

Und hier nun „der Hofmeister, wie er sein soll", das ist die nähere Schilderung des seltenen Vogels, für dessen Entdeckung unserm Dichter größere Freude versprochen wird, als für die Vollendung des schönsten Trauerspiels. Neben einem vorteilhaften Aeußern (einer Hauptsache!) soll derselbe in geistiger Beziehung folgende Schätze besitzen:

„Der beschüzende Genius der Menschheit verhüte — daß kein junger Mann sich den Beruf eines Erziehers witme — weil es ihm dünkt, das eine Hofmeisterstelle ein äuserst bequemes Leben; wenn dadurch nur einige stunden d. Tags beschäftiget sind; anstatt daß als Candidat Juris u. Theologie er seinen Unterhalt mit anhaldenter Arbeit oder 10 stunden Unterricht des Tags hätte erwerben müßen! — Er prife — er studiere den Menschen — er erforsche wem nennen die Weisen, Edlen gut nüzlich verständig, wer ists — wer wars — und bliebs — nach der strengsten Beurtheilung —

in Gefahr, u. Verſuchung durch das heilige ſich immer erneuernde gericht der Zeit — über die Karakteriſtiſche geſchichte der Vergangenheit?! — habe ich einen Begrif dieſer Seltenen fühle ich einen brennenden Eifer ihnen ähnlich zu werden. — Kann ich ein Muſter ſein — ein Bildner der blühenden Menſchheit werden? — Hat er dieſes Bewußtſein den Verſtand des Gewiſſens. Du weißts was zu einen edlen Menſchen gehört, du willſt deinen Zögling nie ignoriren — ſein Gedächtnis üben. Vorſtell. und Beurtheilskraft in ihn ſchärfen, liebe zu Wißenſchaften in ihn erweken und nähren. Das Kind kennen lernen, wißen was er an moraliſchen und Geiſtes fähigkeiten beſizt — was ihm mangelt — was cultivirt was erſt endwikelt werden muß, und was die Natur den Zögling ertheilte, beſonders zu nüzen und auszubilden ſuchen — das beſtimmte originel Carakteriſtiſche in jeden Menſchen — zu deßen Pflege und ausbildung die Einſame häußliche Erziehung oft ſo vorteilhaft iſt — was aber durch die Erziehung oft ganz erſtikt — oder meiſt die eigentl. Natur verſchlechtert wird. — aber durch eine köſtliche Erziehung auch eine Demantne feſtigkeit und glanz erhält. Jeden Lehrer er ſei nun Vorſteher einer groſen Anſtalt, oder privat Lehrer darf keine nüzliche angenehme Eigenſchaft des geiſtes und Herzens fehlen — er witmet ſich den ſeelvollſten geſchäft, was mit Leidenſchaft unternomen, mit liebe aus geführt werden muß: — Aber die Gedult — iſt die Gedult nicht auch eine Tugend, nicht auch eine Kraft — die bey keinen nüzlichen anhaltenten Berufe entbehrt werden kann. Der Schulman ſo eine groſe menge dirigirt komt mir vor wie ein Baumeiſter. Der ordnet — anwendet — ein

Digitized by Google

groseres unternehmen — welches mannigfaltigere Bemühungen und ausführungen erfordert. Der Privat Lehrer kann mit desto mehr einigkeit gleichsam wie der Künstler der nur eine Bildsäule mit Leidenschaft für seine Kunst bearbeitet — unermüdet nie den Meisel aus der Hand legt sich bemühen jeden entdekten Fehl schnell zu bessern — jede mögl. Vollkommenheit zu geben! Sind meine Forderungen übertriebne — ein alzu kühnes Verlangen meines Verstandes meiner Einbildungskraft! so verzeihe es die Menschheit wenn ich in diesen augenbl(ickl)ich die Schwäche ihrer Natur vergas — o ich glaube noch an Perfectibilität, an möglichster Vollkommenheit!! — Sind meine Wünsche unerreichbar — Idealismus. Ach so traure man mit einer Mutter der nichts heiliger ist — nichts ihre Ehre — ihren Herzen u. Gewissen näher angeht als die Bildung ihrer Kinder. — Die so gerne der Gesee(schaft) Mitglieder geben möchte, die das Leben mit Weisheit zu geniesen verstehn, die Würde der Vernunft kenen, und die Tugend üben auch wo diese Aufopferung, Mut und Stärke fodert!"

Dem Expreßboten, den Frau v. K. von Waltershausen nach Jena geschickt hatte, scheint Schiller einen Brief mitgegeben zu haben. Derselbe ist nirgends zu finden. Doch läßt sich sein Inhalt aus folgendem Schreiben Charlottens erraten, das sogar eine Stelle daraus wörtlich anführt:

„Der Bothe kann nicht genuch Ihre Freundlichkeit rühmen die gute Suppe und den vortreffl. Wein mit welchen Sie ihm gestärkt haben. Auch trägt es zu meiner Zufrieden(heit) bei das Waltersh(ausen) gute Einwohner hat. Der hiesige

Einwohner ist weder Einfältig noch trozig, — und es läßt sich immer gut mit jemand über den Gegenstand reden den er versteht — durch diesen Anteil an den Gewerb anderer bin ich nicht so Einsam auf den Lande als manche Stadt Dame sich finden würde. Es liegt hier in meiner Nachbarschaft ein kleines Gütchen mit einen sehr schönen Hauß Eichenhaussen — wenn ich vorbei fahre fält mir immer das reizende verblühte Project von Sie und Körners wieder ein — —*) Er besucht sie also — da genießen sie mit gesundheit die freuden einer heiter freien mittheilung, rufen sie mich auch seiner Erinnerung zurück. — Es gehe ihm stets wohl u. allen was er liebt ich fühle das ich herzl. Antheil an seinen Schicksal nehme. Gott wolle den Genuß der Vaterländischen Luft**) für Sie segnen. Könnten Sie den harten Winter in einen mildern Clima zubringen wie wohl wäre Ihnen vielleicht da — Sie werden versuchen, und ich bin verlangend von den glücklichen Erfolg zu hören? — ich verlange die kleine Schrift***) zu lesen die Sie mir ankündigen; — ich lese in Sommer wenig — aber innig — Im Winter wird es bedürfniß in m. Einsamkeit. Haben Sie Mirabeaus Bf. (Briefe) gelesen nach seinen Tod von Manuel herausgegeben? — 4 Bende. wenn es nicht — so thun Sie es — mann hat so wenig und gar nichts gutes über diese gesagt — wenigen ist's gegeben die grose seltenheit eines Mf.

*) Schiller und Körner wollten an demselben Orte beisammen wohnen, wie einst in Dresden. Der Plan kam nicht zur Ausführung.

**) Schiller trug sich mit seiner Reise nach Schwaben.

***) Ohne Zweifel „Ueber Anmut und Würde", in diesem Jahre von Göschen herausgegeben.

Digitized by Google

(Menschen) in seinen privat leben, Empfindungen, Grundsetzen zu erkennen und zu genießen. — Mann beurtheilt befreuth sich nur des Oeuvers Exploits est (et) Experiment. Darum ist auch der gesel (lige) Umgang so arm an genüßen! Das mann jetzo keine Zeit fand diese Bf (Briefe) zu lesen ist in der Verwirrung — und denen Erwartungen des Erfolgs — in den wichtigen Ereignissen unserer Zeit wohl zu erwarten, wo es — besser ist zu Philosophiren als zu schreiben — ich habe ihr Schweigen über die Polit Erg. (Ereignisse) unserer tage sehr geehrt; — aber oft sehnte ich mich Sie darüber zu hören — — ich denke lese und traume nur davon — aber davon zu schreiben steht mir nicht an.

Mein Freund in dem Sie meine vielleicht alzu kühnen foderungen binden und niederschlagen wollen — Versprechen Sie mir so gleich — das seltenste vorzüglichste was ein Mensch in den andern suchen u. finden kann: Karakter der wenn auch die kraft zur möglichkeit einen zu besitzen dawäre — doch nur erst mit den Jahren befestiget, und eigenst wird. guter Anstand — den auch nur allein — wenn es nicht Tanz meisters manieren sind — ein edler Mensch nur allein besitzen kann. — Sie wollen meine foderungen mäsigen und versprechen mir doch solche Eigenschaften und Fähigkeiten aufzusuchen, die nur allein der Ausdruk die volendeste ausbildung meiner foderungen sein können! Sie sagen ferner „es ist sogar selten eben nicht M s. (Menschen) von dieser Art zu finden, aber selten sind gerade diese zu einer solchen Bestimmung zu haben, weil Sie sich andere Aussichten zu machen wißen. Wer seine Pflicht kennt wird nicht gerne Hofmeister sein wollen, — u wer von jener ge-

Digitized by Google

ringe denkt ist nicht dazu zu gebrauchen." – Nein ich weiß es m. bester sie geben mir keinen Erz (ieher) für Fritz als einen der seine Pflicht kennt u. kenen lernen kann. — das wird ihr Herz. ihre mir wieder so heilig gewordene freundschaft thun und geben!! — Vielwißerey erlas ich ihm ganz, den was ein kind erlernen kann ist wenig — aber viel Verstand des Gewißens, und der beurtheilung wollen wir ihn nicht erlaßen. Wohlhabende Jünglinge werden sich wohl nie, doch selten den Stand eines Erziehers witmen — andere müßen so gleich mit Mühe und fleiß an ihr Ehrenvolles vorteilhaftes auskomen arbeiten. Sollen Kopfarbeiten sogleich ein sorgenfreies bequemes Leben verschaffen — so wißen sie selbst was dazu gehört — Der beste Kopf thut wohl zu reisen — ehe er der welt beweisen will, daß auch er denken kann — Auf versorgung für Vaterland und Amt muß der Mann oft warten — und stets der Jüngling — Wo kann er es bequemer? zwar auch mit gedult und doppelter Gedult, aber ohne Sorgen, als bey einer Hofmeister stelle. Welche Carriere stehen jungen Studierenden frei so eine Hof Stelle erwählen, und erwählen müßen — als den einen der Prediger Stand. Diesen kann er vorbereidetet (vorbereitet) erwarten — und vielleicht in Franken vorteilhaft finden; — ein Schuhllehrer — diesen besonders muß das fach (Fach) der Erzthe (Erziehung) nicht fremd über alles wichtig sind; u. je fähiger er ist desto mehr wird er sich beschäftigen u. Bildung bei den unterricht; — und der gute Kopf kann stets mehr dinge auf einmal thun — aber Neigung gehört dazu — wenn nicht Erzieh. u. Unterricht schwerer und widericher werden soll als frohe Arbeit! — Juristen werden selten nie

Digitized by Google

wenn sie mit fähigkeit für dieses fach Arbeiten können sich diesen Stand witmen — ob gleich Frnk. (Franken) ein köstl. Land für ihr Kopfgewerb ist.

Da er ein denkender edler Mſ. durch das Bedragen der Eltern lectur — Unterhaltung und lebens weise gewiß nicht ungl(ückliche) sondern vielleicht sehr zufriedene Tage verleben wird kann ich wohl sicher versprechen, — doch mist (mißt) sich stets nur das glück des lebens nach der möglichkeit u. fähigkeit zur Ruhe des Gemüths u. heitere Thätigkeit — und nach den maaß von Achtung und Vertrauen so wir in unsern Stand und Beruf genießen. Münch ist mehr als sonst um frtz (Fritz) aber mir darum nicht lieber — Leben Sie wohl. Ob wir uns wiedersehen werden?

ChK! W. d. 18. Juni."

Charlotte spricht bereits wieder in ziemlich warmem Tone; die Freundschaft des Dichters ist ihr wieder „so heilig" geworden, und das Fragezeichen am Schlusse des Briefes sagt deutlich ihre Sehnsucht nach einer persönlichen Begegnung. Was die Schilderung des vollkommenen Hofmeisters betrifft, so scheint derselbe von Schiller um einige ideale Kopflängen kürzer gemacht und auf ein menschliches Körpermaß zurückgeführt worden zu sein. Aus späteren Briefen erfährt man, wen er für die Stelle empfohlen hatte, nämlich einen jungen livländischen Edelmann, namens Adlerskron, gegen den übrigens Herr v. Kalb einiges einzuwenden hatte. „Ich gebe mit Adlerskron," schreibt Schiller Charlotten am 29. Juli, „noch nicht alle Hoffnung auf, denn die Haupteinwendung Ihres Mannes gegen ihn, daß ihn sein Stand Ihnen gleich-

Digitized by Google

setzen und also nicht frei genug für ihn zu wirken sein möchte, wird sich heben lassen. Er wird Rat und Führung annehmen.“ Und mit derselben Post meldet er dem zur Zeit in Homburg befindlichen Freunde, er möge auf Waltershausen sich vorstellen.

Eine nicht uninteressante Episode drängt sich hier in unsre Erzählung. Zwischen den Gestalten Schillers und der Frau v. Kalb sehen wir den Schatten eines Unbekannten hingleiten, den wir auf einen Augenblick festhalten möchten.

III.

Gustav Behagel v. Adlerskron gehörte zu dem Kreise der treuen Hausfreunde, welche, meist Amtsgenossen und Hörer Schillers, dem Familienleben des jungen Professors in Jena eine anmutige Bewegung gaben. Ein abenteuerlicher Zug geht durch seine Schicksale*). Geborner Livländer und ursprünglich russischer Militär, hatte er es in der Garde bis zum Range eines Kapitäns gebracht, auf einer Reise aber, die er 1788 einer Erbschaft halber nach Deutschland unternahm, die Freude am Soldatenrock verloren und den Waffendienst mit dem Dienst der Wissenschaft vertauscht. Bei Schiller in Jena hörte er Universalgeschichte und faßte bald eine grenzenlose Verehrung für den jungen Lehrer, dem er, obwohl kaum viel jünger, mit den Gefühlen eines Sohnes huldigte. Wie sehr Schillers Erscheinung die Jugend be-

*) Vgl. die Mitteilungen Professor Urlichs in „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde“, Bd. III.

Digitized by Google

zaubern konnte, davon ist Adlerskron ein lebendiger Beweis. Auch mit den Frauen des Hauses, mit Charlotte Schiller und ihrer Schwester, Frau v. Beulwitz (später v. Wolzogen), stand er im freundschaftlichsten, fast geschwisterlichen Bunde, dem es nach der Sitte der Zeit an einem Hauche Schwärmerei nicht fehlte. Als Schiller im Winter 1791 lebensgefährlich erkrankte, war ihm Adlerskron ein treuer Wärter, und das Verhältnis der beiden Freunde wurde von da an immer vertraulicher, natürlich unter Wahrung des gehörigen Abstandes zwischen dem großen Dichter und seinem kleineren Anbeter. Auf Ostern 1791 ging Adlerskron nach Stuttgart, um auf der Karlsschule sich weiter auszubilden. Er unterhielt einen ziemlich regen Briefwechsel mit Schiller und seiner Frau, die ihn ihren Bruder nennt, besuchte des Dichters alte Eltern auf der Solitude und besuchte wohl auch, so oft es anging, Karoline v. Beulwitz, die damals in der Nähe Stuttgarts lebte und nächst der Karlsschule für Adlerskron der stärkste Magnet im Württemberger Ländchen gewesen zu sein scheint. Leider erhielt der junge Livländer von Hause keine Unterstützung, so daß sich seine materiellen Verhältnisse immer ungünstiger gestalteten. In wirklich rührender Weise bemüht sich nun Schiller mit seiner ganzen Familie, Verwandtschaft und Freundschaft, dem armen Trabanten, wie ihn Karoline nennt, irgend ein Amt zu verschaffen, womöglich eine Hofmeistersstelle. Im Juli 1792 scheint die Schwägerin etwas ausgekundschaftet zu haben, wenigstens schreibt Adlerskron an Schiller:

„Verehrungswürdiger Freund! . . . Die Frau v. Beulwitz hatte die Güte, mir zu melden, daß ein Engländer einen

Erzieher für seine Kinder suchte, und daß der Herr Koadjutor durch seine Fürbitte vielleicht mir diese Stelle verschaffen könnte. Aber da ich die Schwachheit meiner Bitte fühle, die bei dem Herrn Koadjutor nichts ausrichten könnte, wenn Sie, verehrungswürdiger Freund, ihr nicht das volle Gewicht geben würden, und ich auch weiß, wie viel Sie bei großen denkenden Männern vermögen, so bitte ich Sie inständigst, seien Sie mein Fürbitter, befördern Sie die Erfüllung dieser vortrefflichen Aussicht, die mich in die Lage der Thätigkeit für die Menschheit versetzen kann ...

Hier füge ich Ihnen den Brief an den Herrn Koadjutor offen bei, worin Sie kurz einen Teil meiner Lebensgeschichte finden werden. O, welch eine Hoffnung beseelt schon mein ganzes Ich bei dem Gedanken, daß mein Leben durch Sie jetzt eine glückliche Wendung bekommen kann! Ihrer Freundschaft überlasse ich's also, ob mein Wunsch zu erfüllen sei. —

Empfehlen Sie mich aufs beste Ihrer Frau Gemahlin. Bleiben Sie der Freund, der Vater, der Sie mir schon oft waren, und vergessen Sie nicht, wie innig ich Sie schätze, wie ich durch meine Liebe nie werde aufhören können zu bleiben Ihr dankbarer und treuer Freund

Stuttgart, den 29. Juli 1792.

B. Adlerskron."

Die Hoffnung des armen Teufels sollte sich nicht erfüllen. Auch die Dresdener Freunde gaben sich in der Sache vergebliche Mühe. „Hier sind die Hofmeister nicht viel mehr als vornehme Bediente," schreibt im Oktober Dora Stock an Lotte Schiller, und noch im Dezember weiß Körner von einer

Digitized by Google

vakanten Stelle bei einer kurländischen Baronin zu berichten, die gleichfalls dem Schützling Schillers entgehen sollte. Jetzt erinnerte sich derselbe wieder seines Soldatenrockes, reiste nach den Niederlanden, wo der Krieg tobte, und bemühte sich um einen holländischen Offizierspoſten, doch mit demselben Mißerfolge. Er saß zu Homburg in Trübsal versunken, als er endlich, wie es scheint, durch einen Brief der Frau Schiller den Antrag einer Hofmeistersstelle bei Frau v. Kalb erhielt. Am 18. Juni 1793 dankt er der Freundin in seinem etwas mangelhaften Deutsch und meint: „Meinen Namen als Hofmeister würde ich behalten, aber das unnütze Vorwort von wegstreichen." Frau v. Kalb will nun, daß er ihren Mann bei Mainz im preußischen Lager aufsuche; als er aber in Marienborn, dem Hauptquartier des Königs von Preußen, den Major v. Kalb*) erfragte, war derselbe in Mannheim. Adlerskron, ohne Mittel, ihm nachzureisen, kehrte unverrichteter Dinge nach Homburg zurück.

In einem uns vorliegenden Briefe vom 14. Juli erzählt er Schiller sein Mißgeschick; wir geben davon nur den Anfang als Probe der schwärmerischen Verehrung, mit der er zu dem Freunde sprach. Allerdings erwies sich letztere einigermaßen rücksichtslos gegen die Grammatik, was aber einem französisch auferzogenen Halbrussen zu verzeihen war. Jedenfalls konnten seine grammatikalisch bedenklichen Briefe auf Frau v. Kalb nicht abschreckend wirken, wie dies behauptet wurde**), denn Frau v. Kalb selbst hatte für

*) Der Mann der Frau v. Kalb war ein entschiedener Parteigänger der Bourbonen und in Paris sogar für die Flucht Ludwig XVI. thätig gewesen.

**) „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde" III.

Digitized by Google

Grammatik weder Sinn noch Verständnis. Adlerskron schreibt:

„Teurer Freund! Gerührt, im Innersten meiner Seele gerührt, bin ich durch Ihren freundschaftlichen Brief geworden; mit diesen Empfindungen schreibe ich Ihnen. — Ihre Liebe und Freundschaft — wie dringt sie durch meine ganze Seele! Fände ich doch Worte, Ihnen herzlich meinen Dank abzustatten! — leider, meine Empfindungen lassen sich bloß fühlen — nicht schildern; nur im stillen kann ich Ihnen danken für die teure Freundschaft, die Sie mir zu erkennen geben.

Mißlingen mir noch immer alle meine Versuche, wird mir das Schicksal auch recht hart, so bin ich nicht unglücklich, sondern glücklich, denn auf diesem Wege fand ich Freunde. Widerwärtigkeiten verschafften mir Ihre genauere Bekanntschaft, ließen mir die einzelnen Züge Ihrer vortrefflichen Seele besser kennen; und, bedenken Sie, durch Sie lernte ich die ganze Größe des Menschen, durch Sie, was die Seele alles in sich umfassen kann. Sie, teurer Freund, sind mir viel, schon Ihre Bekanntschaft allein, ein Teil meiner Glückseligkeit. Nie werde ich vergessen Ihr Wohlwollen, Ihre Freundschaft, nie aufhören Ihnen immer zu danken."

Wir haben schon gesehen, daß Schiller am 29. Juli eine neue Aufforderung an Adlerskron ergehen ließ, er möge sich auf Waltershausen vorstellen, wohin Major v. Kalb inzwischen zurückgereist war. Doch schon am 1. August schrieb Frau v. Kalb, ihr Gemahl wolle um keinen Preis einen Mann von Adel zum Hofmeister seines Sohnes; zugleich bat

Digitized by Google

man Schiller, er möge ſich in Schwaben nach einem paſſenden Subjekt umſchauen. Der Dichter hatte einiges Recht, ärgerlich zu ſein, und ſchwieg monatelang.

Noch ſtehen zwei berühmte Männer mit dem Hofmeiſtershandel im Zuſammenhang: Hegel und Hölderlin. Beide, abſolvierte Tübinger Stifter, waren für den Poſten vorgeſchlagen. Hegel entſagte freiwillig, und Hölderlin, von Schiller empfohlen, zog nach Waltershauſen. Der etwas weltſcheue, aber deſto idealer träumende junge Dichter war wieder ein Mann nach dem Herzen Charlottens. Diesmal geſtattete ihr der Unterſchied der Jahre den zarten mütterlichen Ton, der in ihrem Munde vortrefflich klang und auch das Herz des jungen Schwaben bezauberte. „Eine Frau v. Kalb," ſchrieb er, „wirſt Du in Deinem Bern ſchwerlich finden; es müßte Dir ſehr wohl thun, an dieſem Strahl Dich zu ſonnen." Der Brief iſt an Hegel und hat in den Memoiren der geprieſenen Dame eine Stelle gefunden.

Was aber den guten Adlerskron betrifft, ſo ſchienen ihm in Deutſchland wirklich keine Früchte zu reifen. Er erkrankte in Homburg und ſchrieb von da am 22. Auguſt ſeinem Freunde Schiller einen Brief voll ſchwarzer Verzweiflung: ſein Schickſal beuge ihn danieder, ſeine Kraft ſei das Zucken des Wurmes im Staube, er ſelbſt ein ſchwaches, elendes, armſeliges Werkzeug.

„Jetzt habe ich, verſtimmt durch Leiden, auf all jene Hoffnungen Verzicht gethan, von denen ich mir ehemals ſo viel verſprach, und will jetzt nach Hauſe reiſen und in der Einſamkeit mein Leben zubringen. Sobald ich geſund werde,

Digitized by Google

reise ich von hier ab, komme dann zu Ihnen, um auf immer von Ihnen Abschied zu nehmen und Ihnen noch mündlich für Ihre Freundschaft zu danken.

Eine starke Unwahrheit hat man Ihnen gesagt, daß ich hier von Religionssachen gesprochen hätte. Nein, in hiesiger Gesellschaft und besonders bei Hofe, spricht man nicht von solchen ernsthaften Sachen, auch die Menschen würden die Sprache nicht verstehen, sondern Kindereien, und wie der Fürst von Rudolstadt hier war, so treibt man Kindereien und ahmt kaum noch mittelmäßige Hofnarren nach. Je mehr meine Erfahrung zunahm, je mehr ich die Welt und Menschen kennen lernte, desto mehr lernte ich mich verleugnen, hängte mir selbst einen Zaum um und modelte mich nach dem allgemeinern Ton, obgleich das Herz im Leibe wegen der angethanen Gewalt zerspringen möchte. Doch die Liebe zur Wahrheit suche ich immer zur gelegenen Zeit zu äußern. Schurken muß man oft demütigen und Schlangen den Kopf zertreten.

Ich danke Ihnen, teurer Freund, für die schöne Warnung gegen Weiber; Ihre Lehre ist wahr und ganz richtig. Glauben Sie mir aber, kein Weib fesselt mich mehr, und Herzensgefühle im engsten Sinne des Wortes entdecke ich keinem, sogar meinem besten Freunde nicht. Solche Gefühle sind wohlthätige Geheimnisse, ach die behält man für sich, denn sie würden schon von ihrer Kraft verlieren, wenn man sie mitteilen würde. Auch ist es nicht meine Sache, mit meinen Freunden und Freundinnen zu prahlen, und von meinen innigsten Freunden spreche ich mit niemand ein Wort, sogar in Gegenwart von Menschen nenne ich den Namen

Digitized by Google

meines Freundes nicht, aus Furcht, er möchte entheiligt werden.

Leben Sie wohl; mündlich werde ich Ihnen vieles zu erzählen haben. Schreiben Sie mir nicht mehr, vielleicht kann ich in acht Tagen von hier abreisen. Empfehlen Sie mich Ihrer lieben Frau und vergessen Sie nicht Ihren aufrichtigen Freund

Homburg, den 24. August 1793.

Adlerskron."

Schiller befand sich seit einigen Wochen in Schwaben und muß den Brief in Ludwigsburg erhalten haben, wo auch Karoline weilte. Adlerskron scheint dort mit den Freunden zum letztenmal zusammengetroffen zu sein und ging dann auf kurze Zeit nach Jena, wo er Charlottens persönliche Bekanntschaft machte. Im Oktober schrieb dieselbe an Schiller: „Sie haben mich sehr geehrt, als Sie A. für Fritz und mich wählten." „Und mich" ist bezeichnend. Adlerskron selbst glaubte zwischen Frau v. Kalb und Karoline v. Beulwitz einige verwandte Züge zu bemerken, was wohl möglich, für die letztere aber nicht unbedingt schmeichelhaft war. In einem Briefe an Karoline (4. November) entwirft er folgendes nicht übel gesehene Bildnis: „Ganz habe ich sie (Frau v. Kalb) nicht prüfen können, dazu war unsre Bekanntschaft zu kurz . . . Soweit ich sie kennen gelernt habe, ist sie eine Frau von vielem Verstand und Belesenheit, die eine scharfe Beurteilungskraft besitzt und dabei sehr klug ist, nur zu viele List und feine Verstellungskraft hat, oft auch gewöhnliche Weiberschwachheit. Aeußerst viel Güte des Herzens scheint sie zu haben und besondere Züge des Charakters, die ihr

Digitized by Google

nur allein eigen und beinahe mit männlichem Stolz verwebt sind. An Forschungsgeist, an Welt, an Erfahrung fehlt es ihr nicht, nur zu oft überläßt sie sich dem Schwung ihrer Einbildungskraft, verfällt dann in Empfindelei und überläßt sich ihren Lieblings-Ideen, wobei innere Gefühle sie bis zu Thränen und in tiefe Melancholie bringen."

In demselben Briefe meldet Adlerskron seinen nunmehr festen Entschluß, nach Rußland zurückzukehren. Seine romantische Liebe, die er für Karoline fühlte und die, nach damaliger Frauensitte, von dieser ohne Zweifel wohl gelitten wurde, äußert sich bei dieser Gelegenheit in ziemlich pathetischen Tönen. Das Verhältnis muß einige Aehnlichkeit gehabt haben mit der einstigen Freundschaft Schillers und der Frau v. Kalb und schwankt, wie dieses, zwischen dem konventionellen Sie und dem innigen Du: „Darf ich, geliebte Seele, Dich bitten, mir Dein Porträt zu schicken, ach wie glücklich würdest Du mich machen, wenn ich es gegen Neujahr bekäme. Wollen Sie die Güte haben, mich der lieben Lotte und Schiller aufs beste zu empfehlen." Und an andrer Stelle: „Empfange hier den letzten Abschiedskuß auf deutschem Grund und Boden . . . meine Liebe war innig, aufrichtig und treu . . . Möge Ihr Genius mein Schutzengel unterwegs sein." Aber ein böser Stern waltete auch über seinen letzten Stunden in Deutschland. Ein Engländer, der ihn nach Petersburg mitzunehmen versprochen hatte, brach ihm im letzten Augenblicke das Wort, und so griff denn der arme Mensch zum Wanderstab, schnallte ein kleines Bündel auf den Rücken und machte sich mitten im Winter zu Fuß auf den Weg nach Rußland. Er ist wohl elendiglich angekommen,

Digitized by Google

denn Schiller erhielt keine weitere Kunde von ihm. Oder erreichte er etwa sein Reiseziel und ward er so der ersten einer, die den Ruhm des deutschen Dichters nach dem fernen Osten trugen? Wurden vielleicht die Briefe Schillers, die er in seinem Bündel mit sich fortnahm, eines Tages in einer russischen Kaserne aufgefunden und vom nächstbesten Kosaken zerrissen? Es gewährt ein wehmütiges Vergnügen, dergleichen Fragen zu ersinnen. Auf Antwort ist kaum zu hoffen, und doch hätte es einen eignen Reiz, gerade solch verwischte Spuren zu erspähen und nachzuforschen, wie wunderbar bisweilen die goldnen Lebensfäden eines großen Mannes das dunkle Schicksal eines Unbekannten durchschimmern.

Die Hofmeisters-Episode wäre hiermit glücklich überstanden. Frau v. Kalb erwähnt derselben noch in einem Briefe vom Sommer 1794, wo sie sich für Hölderlin*) bedankt; im September schickt sie einige Geschenke nach Jena, und das Verhältnis zwischen beiden Familien scheint sich nunmehr in ruhigen, fast angenehmen Formen zu bewegen. Ob Schiller indes auch jetzt noch nur Höflichkeit übte, möge er selbst uns sagen. Als Frau v. Kalb im Winter 1795 nach Dresden gehen wollte, schrieb er an Körner, er sei leidlich mit ihr zufrieden, obgleich das angespannte Wesen sie nie verlasse: „Du wirst Dich hoffentlich hüten, ihr Dein Logis anzubieten. Zuweilen gesehen, wird sie auch nicht unangenehm sein, aber eine engere Liaison ist nicht anzuraten.“ Das sind so Stellen, welche von den Rittern Charlottens,

*) Er schied aus seiner Stellung gegen Ende des Jahres.

Digitized by Google

die aus Schiller einen reumütigen Freund und zerknirschten Bekenner seiner Schuld gestalten möchten, in der scharfsinnigsten Weise übersehen werden.

* * *

Betrachten wir noch einmal den von uns mitgeteilten Brief Charlottens vom 18. Juni 1793 und vergleichen wir ihn mit ihren übrigen Briefen, die vor uns liegen, so kann bei aller Aehnlichkeit der äußeren Erscheinung ein leiser Unterschied dem Blicke nicht entgehen. Die Hand zitterte, welche diese Zeilen schrieb; in etwas unsicheren Zügen glitt sie übers Papier, und das Auge, so scheint es, vermochte nicht recht, den Gang der Lettern zu ordnen und zu überwachen. In der That litt Charlotte von Jugend auf an einem schwachen Gesichte; es heißt, sie habe die Sterne nie gesehen, und je älter sie wurde, desto unheimlicher drohte die Gefahr vollständiger Blindheit. Dies war das große, unverschuldete, unheilbare Weh ihres Lebens und ein viel bejammernswerteres Schicksal, als ihre liebloſe Ehe mit Herrn v. Kalb. Bei ihrem eigenwilligen Wesen wäre sie auch in einer andern Ehe nicht glücklicher geworden. Sie wünschte sich ja einen großen, bedeutenden Mann, den sie aber nach ihrem Kopfe leiten wollte, also einen Zwitter zwischen Held und Hämling, einen Herkules für ihren idealen Spinnrocken, den sie despotisch beherrscht oder, wie sie wohl sagen mochte, geistig angeregt, begeistert hätte. Sie wollte das Unmögliche, und ihr mehrfach erneuertes Ringen um bedeutende Freunde, die, kaum gefesselt, sich wieder von ihr losrissen, beweist dies zur Genüge. Die letzte Krise dieser

Digitized by Google

Art erlebte sie im Jahre 1796. Der Gegenstand ihrer Schwärmerei war diesmal Jean Paul, den sie mit dem ihr geläufigen Sirenenton nach Weimar lockte. „Doch ist es fast das Zeichen unsres Grußes: Ist Richter noch nicht hier? ... Sie sind ein Phänomen in dieser Zeit, die Ihrer bedarf.“ So schrieb sie ihm, und als der Gute daraufhin nach Weimar eilte, galt sein erster Gang der enthusiastischen Verehrerin, und sie diente ihm auf Schritt und Tritt als freundliche Führerin durch das Weimarer Gesellschaftsleben. Fast Szene für Szene wiederholte sie mit Jean Paul das holde Freundschaftsspiel, das sie ein kleines Jahrzehnt zuvor mit Schiller getrieben; ja, diesmal wäre sie wohl geneigt gewesen, den idealen Traum mit etwas irdischem Genusse zu versetzen, allein der naivere Freund verstand nicht die glühende Werbung. Auch er schwärmte zwar für sie und nannte sie ein mächtiges Herz und Felsen-Ich; seltsam genug lautet aber, was er in demselben Atem von ihr sagt: „Sie ist stark, voll, auch das Gesicht ... Dreiviertel Zeit brachte sie in Lachen hin und ein Viertel mit Ernst ... ‚Sie sind ein sonderbarer Mensch‘, das sagte sie mir dreißigmal.“ Das in bester Meinung skizzierte Porträt paßt auch auf eine Halbverrückte.

Nein, das Unglück, das Charlotte v. Kalb mit ihren Freunden hatte, verdient keine Thränen; vielleicht läßt sich ein tragischer Zug hineindeuten, aber rührend ist es gewiß nicht. Ihre äußeren Lebensschicksale dagegen, die sich nach dem letzten Gefühlssturme des Jahres 1796 immer ungünstiger gestalten, erzwingen uns eine Teilnahme, wovor das strenge Urteil schlechterdings verstummen muß. Kaum war

Digitized by Google

es in ihrem Inneren Friede geworden, so begann das Mißgeschick von außen herzustürmen. Schiller, mit dem mittlerweile ihre Freundschaft wieder enger und zutraulicher geworden war, dessen zweiten Sohn Ernst sie aus der Taufe gehoben hatte, Schiller schrieb am 5. Januar 1798 an Goethe: „Die Charlotte Kalb, hör' ich, soll wirklich in Gefahr sein, blind zu werden; sie wäre doch sehr zu beklagen." Und einige Monate später (6. April) erzälte er ihm von einer Begegnung mit der „unglückseligen" Freundin: „Sie ist womöglich noch materieller geworden und ihr gespanntes, freudloses, unerquickliches Dasein hat mir keine gute Stimmung gegeben," worauf dann Goethe über die zunehmende Materialität sehr erbaulich sagt: „Es scheint, daß die meisten Naturen die kleine Portion der idealischen Ingredienzien durch ein falsches Streben gar bald aufzehren und dann durch ihre eigne Schwere wieder zur Erde zurückkehren." Ja, die Freunde hatten diesmal gut reden. Durch verkehrte Gebarung ihres Gatten und ihres Schwagers waren die Vermögenszustände der Familie Kalb immer tiefer gesunken und der vollständige Ruin stand vor der Thüre. Da hieß es denn wohl oder übel dem Idealischen entsagen, für die Wirtschaft sorgen, materiell werden. Schon im Sommer 1794 suchte sie mit Weinen etwas Geld zu verdienen und hatte kurz und gut Goethe — man denke doch, den Dichter der „Iphigenie!" — zum Kommissionsbetrieb gepreßt. Goethe scheint indes ein schlechter Weinreisender gewesen zu sein; man fand seinen Stoff gut, aber zu teuer, und ziemlich verdutzt schreibt er nach Waltershausen: „Hätte ich doch nicht geglaubt, daß meine Freundin sich vom Geiste der Speku-

Digitized by Google

lation würde anhauchen lassen." Im Jahre 1800 will sie ein Erziehungsinstitut gründen, und nun ist es an Schiller, der hierin Rat geben sollte, über das Wesen des rechten Erziehers seine Gedanken zu sagen: „Sie sind viel zu individuell gebildet," schrieb er ihr, „und diese Beschäftigung verlangt gerade das Gegenteil, eine ganz allgemeine generische Form." Das Verhältnis beider, vor den Stürmen der Leidenschaft nunmehr ganz gesichert, war nachgerade fast ein herzliches geworden. Zwar hatte immer Charlotte den ersten Schritt zu weiterer Annäherung gethan, Schiller aber war ihr, kaum gerufen, entgegengeeilt. Nach der ersten Aufführung der „Piccolomini" scheint sie ihm einen Brief voll Lob und Anerkennung geschrieben zu haben; Schiller dankte unverzüglich (31. Januar 1799) für den „schönen Nachklang der gestrigen Darstellung". Auf einen ähnlichen Brief antwortete er (22. April 1799) sogar mit einer Wärme, die an frühere Tage gemahnt: „Charlottens Geist und Herz können sich nie verleugnen. Ein rein gefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältnis wieder her, wenn auch die zufälligen Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es zuweilen entstellen konnten ... Ihr Andenken bringt mir die ersten schönen Zeiten unsrer Bekanntschaft zurück. Damals trugen Sie das Schicksal meines Geistes an Ihrem freundschaftlichen Herzen und ehrten in mir ein unentwickeltes, noch mit dem Stoffe unsicher kämpfendes Talent ... Ist es mir gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältnis schuldig bin." Solche Worte klangen ganz und gar wie ein Echo der ersten Freundschaft, der

Digitized by Google

ersten Vertraulichkeit; das steife „Frau v. Kalb“ verstummte auf seinen Lippen, „Charlotte“ lebte wieder für den Dichter, und wer sollte sich nicht freuen, daß dieser vielbewegte und durch widerwärtige Menschlichkeiten vielgestörte Seelenbund zum guten Ende in die windstille Region gegenseitiger Achtung und Verehrung sich emporhob?

Der Brief vom 22. April 1799 ist gewissermaßen das Schlußwort zu der berühmten Freundschaft Schillers und der Frau v. Kalb, Ihre Lebenspfade liefen fortan in ruhiger Folge nebeneinander, ohne sich, außer in seltenen Fällen, zu berühren. Im Jahre 1802 will Charlotte wieder nach Weimar übersiedeln, wo sich Schiller seit drei Jahren festgesetzt hat, und er schreibt ihr über die Veränderung und Verteuerung des dortigen Aufenthaltes. Aus einem von uns mitgeteilten Briefe Heinrich Becks*) erfahren wir, daß man in ihrer Familie um dieselbe Zeit für ihren Verstand fürchtete. Doch schreibt sie am 28. September 1802 an Schillers Frau: „In Friede und Freundlichkeit! Das erste bin ich mit jedermann; beides aber mit Kalb und meinen Kindern.“ Wir wollen es dahingestellt sein lassen, ob dies aus dem Herzen kam oder ob sie sich angesichts des fremden Glückes über das eigne Unglück täuschen wollte. Gewiß ist, daß das Schicksal mit immer rauherer Hand an ihrer Existenz rüttelte. Im Jahre 1804 verlor sie ihr ganzes Vermögen, 1806 erschoß sich ihr Mann, und daneben machte ihr Augenleiden von Jahr zu Jahr furchtbare Fortschritte, bis sie 1820, fast eine sechzigjährige Matrone, gänzlich erblindete. Mit Lotte

*) Siehe Seite 174.

Digitized by Google

Schiller, der sie einst mit echt weiblichem Hasse auffässig gewesen, trat sie von Zeit zu Zeit in brieflichen Verkehr; man besitzt von ihr einen Trostbrief über den Tod Schillers und einige andre Briefe meist traurigen, ja peinlichen Inhalts. Sie war, als sie Witwe geworden, nach Berlin gezogen und lebte dort, wie es scheint, in verschämter Dürftigkeit von einem kleinen Handel mit Spitzen, russischem Thee und andern Luxusdingen. Das Unglück versteht es eben, die Materialität zu steigern. Nach ihrer Erblindung bekam sie durch hohe Verwendung eine Wohnung im königlichen Schlosse, wo sie noch eine dreiundzwanzig Jahre währende Nacht verlebte. Dort weilte sie bis zu ihrem Tode, dort diktierte sie ihre Memoiren, deren undeutscher Wortschwall in einem erschütternden Tone ausklingt: „Der Verfolg meines Lebens (ist) nur Traurigkeit; dahin gehört alles, was ich erfahren habe: Dies hat mir die Feder in die Hand gegeben und ist eigentlich meine Begeisterung. Trauer und Demut ist mein Lied.“ Charlotte v. Kalb starb am 12. Mai 1843, zweiundachtzig Jahre alt.

Freilich, die blinde Greisin, die im Berliner Schlosse von allerhöchsten Almosen lebt, ist nicht mehr die Charlotte Schillers, nicht mehr die selbstbewußte Frau, um die sich Weimars Dichter scharen, und nicht mit diesem mitleid erregenden Bilde dürfen wir unsre Erzählung beschließen. Das Mitleid kann die rauhen Härten nicht abschleifen, die wir an der jüngeren Charlotte bemerken mußten. Jener Brief Schillers vom April 1799 wird vielfach als ein feierliches Bekenntnis seines Irrtums gedeutet, als ein reuiger Widerruf aller harten Worte, zu welchem sich der Dichter in

Digitized by Google

leidenschaftlicher Erregtheit gegen die Freundin habe hinreißen lassen. Wir können dieser Ansicht unmöglich beistimmen. Charlotte hatte sich verändert, beruhigt, gebessert — was Wunder, daß sie auch von Schiller anders, ruhiger und besser beurteilt wurde! In der stillen Freude seines Familienglückes, dessen sanftes Licht und harmonische Gleichheit sein Inneres zum Frieden stimmte, konnte er hellen Auges auf ein Verhältnis zurückschauen, das, als er es lebte, mit seiner leidenschaftlichen Spannung und unerquicklichen Aufregung seinem Fühlen und Denken alles Gleichgewicht raubte. Er konnte das Verhältnis sogar preisen, konnte jene erzwungene „Reinheit" sogar schön finden, die doch einst der Tod seiner Seelenruhe war. Aber darum brauchte er nicht sich selbst anzuklagen wegen angeblich voreiliger, zu harter Worte. Schiller urteilte immer aus dem Vollen der Erfahrung, und die Leidenschaft des Augenblicks gab ihm nur die Formel des längst Ueberlegten. Daß Charlotte eines Tages Mitleid bedürfen werde, konnte er nicht wissen. Wir aber, die wir das traurige Schicksal dieser Frau kennen, sollten wir vielleicht das Ende gegen den Anfang wiegen und die Strenge im Mitleid ertränken oder etwa in starrer Verschlossenheit gar kein milderes Gefühl für sie reden lassen? Weder dies noch jenes. Gerechte sind wir nicht, unfehlbar gewiß nicht, und über einen Charakter mit so unruhig wallender Lebenslinie das einzig Richtige gesagt zu haben, dieser Wahn liegt uns fern. Für unser Teil haben wir nur versucht, die Schicksale Schillers in seinem Umgange mit der merkwürdigen Frau gleichsam selbst mitzufühlen, das Leben beider selbst mitzuleben — das billige Urteil ist ja immer eine Art

Digitized by Google

Mitleben — und wir ließen das einzelne auf uns wirken, als hörten wir noch seinen Pulsschlag. So waren wir sanft, waren hart, je nach der Stimmung, die von außen kam. Wir folgten, um es offen zu sagen, fast immer der Meinung unsres Dichters. Wie dieser in seinem Verhältnisse zu Charlotte sich darstellt, ist klar und deutlich: als ein sinnlich gesunder Mensch, gegen krankhafte Elemente heftig reagierend und im Moment der wiedergewonnenen Ruhe ein milder Freund und Richter. W.

Luise Brachmann.

I.

Im Juli 1797 erhielt Schiller von unbekannter Frauenhand ein Schreiben, das von einer Sammlung Gedichte begleitet war und dieselben als die Erstlingsversuche eines jungen und, wie man damals sagte, den Musen ergebenen Mädchens seinem Wohlwollen empfahl. Dem Herausgeber der Horen und des Musen-Almanachs waren solche Briefe keine fremde Erscheinung. Dieser Damenbrief aber hatte etwas Geheimnißvolles, also Anziehendes. Man wußte nicht, woher er kam; das Datum sagte nur: „S. den 12. Julius." Man wußte nicht, wer ihn geschrieben hatte; die Unterschrift hieß nur: „Therese v. R.", und im Falle einer Antwort sollte dieselbe durch eine dritte Hand gehen, durch die sehr respektable Hand der Frau „Landesältestien" in Bautzen. Die un-

Digitized by Google

bekannte Briefstellerin führte sehr warm die Sache einer Freundin und, wie sie ausdrücklich bemerkte, ohne daß dieselbe von dem Schritte eine Ahnung hatte. Sie sagte unter anderm:

„. . . Schon längst wünschte ich sehnlich den Gedichten meiner Luise einen Platz in Ihren berühmten Horen, schon längst war es eine meiner süßesten Hoffnungen, ihr durch die Aufnahme in dieselben einen gewiß bleibenden Lorbeer verliehen zu sehen, mein Herz drang mich unwiderstehlich, mich mit dieser Bitte an Sie zu wenden, noch immer aber hielt mich die gerechte Besorgnis, daß die Gedichte, die in meinem von der Freundschaft verblendeten und in der Kritik noch nicht geübten Auge so warmen Beifall fanden, vielleicht vor einem strengeren Richterstuhle zur Vergessenheit verdammt werden würden, von meinem Vorhaben zurück, und bloß die Gewißheit, in dem Liebling der Musen auch den Beschützer ihrer angehenden Jünger zu finden, gab mir den Mut, Ihnen diese wenigen poetischen Versuche zu übersenden.

Ueberzeugt, daß Ihr Tadel nie anders als gerecht sein kann, bitte ich Sie, ganz nach Willkür damit zu verfahren, darin auszustreichen und zu verurteilen, was Sie für gut halten; doch muß ich hinzufügen, daß wohl niemand mehr Ansprüche auf Ihre Nachsicht hat, als die Produkte eines 17jährigen Mädchens, deren Lehrerin allein die Natur und ein für alles Schöne und Große schwärmerisch fühlendes Herz war, und die es einzig ihrem glücklichen Genius zu danken hat, wenn sie ihr einigermaßen gelungen sind . . .“

Wer war diese Luise? Wer war das siebzehnjährige

Digitized by Google

Mädchen, das über die schwer zugängliche Schwelle der Horen munter hinüberschlüpfen wollte und für seine junge Person die Gesellschaft eines Goethe, Schiller, Herder, Schlegel, Humboldt gerade gut genug fand? Wer war endlich die geheimnisvolle Therese, die, selbst unbekannt, der Unbekannten den Weg zu bahnen versuchte? . . . Auf die letzte Frage hören wir vielleicht Antwort im Verlaufe unsrer Mitteilungen, und was die erstere betrifft, so treffen wir ohne Zweifel das Richtige, wenn wir der frühreifen Luise den Familiennamen Brachmann geben. Luise Brachmann war allerdings im Jahre 1777 geboren (9. Februar), zur Zeit jenes Briefes folglich keine siebzehn, sondern bereits zwanzig Jahre alt; allein sie dichtete schon seit der frühesten Jugend, sie hatte sich sozusagen schon alt gedichtet, alt genug wenigstens, um sich einen wohlgemeinten Abzug von drei Jahren gönnen zu dürfen. Im übrigen aber gehörte sie zu den talentvollsten, merkwürdigsten, abenteuerlichsten Frauenerscheinungen unsrer großen Litteratur-Periode. Vergleicht man das laute und dauerhaft präparierte Renommee der geistreichen Berliner Jüdinnen mit dem stillen Namen unsrer Luise, so staunt man billig über das ungleiche Maß des Ruhmes. Von einer Rahel, einer Herz spricht noch alle Welt — wer nennt aber die schlichte, kleinstädtische Luise Brachmann, die zu keiner Zeit ihres Lebens in schöngeistigen Thee-Kongressen eine Rolle gespielt hat? Sie war die Tochter eines sächsischen Beamten, der seit 1787 in dem thüringischen Städtchen Weißenfels lebte, nachdem er als österreichischer Kriegs- und Marschkommissarius den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte. Dort in der lieblichen Natur, an dem heiter belebten Saalefluß,

Digitized by Google

in einer Gegend, die man zu jener Zeit schon mit dem Schmuckworte romantisch beehrte, entwickelte sich ihre Individualität mehr nach innen als nach außen und sprach frühzeitig aus einem krankhaft idealisierenden Tone, der zum Leitton ihres ganzen Daseins wurde. Ein schwärmerisches, etwas überspanntes Ding war die kleine Luise von Jugend auf. Kaum der Wiege entwachsen, übte sie ihre Phantasie an bunten Puppen, denen sie Verse in den Mund legte, Märchen erzählte, Schäferspiele dedizierte, und sie trug noch das kurze Röckchen, als sie schon mit den Troubadours der Provence auf dem besten Fuße stand, für spanische Hidalgos glühte und die Romantik des Mittelalters als tägliches Brot kostete.

In Weißenfels wohnte die freiherrliche Herrnhuter-Familie der Hardenberg; Luise verkehrte mit den stillen, weltscheuen Leuten wie ein Kind des Hauses; Baronesse Sidonie, ein zartes Mädchen, war ihre Busenfreundin, der junge Hardenberg (Novalis) ihr Lehrer und Vorbild. In solcher Umgebung, unter solchen Einflüssen mußte das Gemütsleben eines jungen Mädchens, auch ohne natürlichen Hang zu schwärmerischer Ausschreitung, das Gleichgewicht verlieren und bedenklich nach der Seite des Phantastischen, Unvernünftigen überneigen. Doch scheint Novalis' Anleitung in einer Hinsicht von wirklich praktischem Nutzen gewesen zu sein: er zeigte Luisen den Weg zu einer tüchtigen Bildung, und man darf wohl annehmen, daß sie alle Frauen von Schillers Bekanntschaft, die einzige Mereau vielleicht ausgenommen, an positivem Wissen übertraf. Jede Frau ist eine geborne Briefschreiberin, aber es bleibt auch das unantast-

Digitized by Google

bare Recht einer jeden Frauenfeder, an Orthographie und Grammatik mit Grazie vorbeizuschweben. Um so auffallender erscheint es daher, wenn man, die Briefe der Brachmann durchblätternd, fast gar keinen Verstoß gegen die Lehre der Schule entdeckt und die kleine, zierliche Damenschrift leicht und eilig dahinfließen sieht, ohne Korrektur, ohne stylistischen Fehltritt, ohne irgend eine jener „frauenzimmlichen Unrichtigkeiten", welche Schiller sogar an seiner litterarischen Schwägerin Karoline zu rügen hatte. („Schiller und Cotta", S. 341.) Die Briefe haben alle ein ungemein reinliches, zartes Aussehen, nur der erste Brief, ein Bruchstück, zeigt eine größere Schrift und ein gröberes Gesicht.

. . . (obgleich mich) offenherzig, die Ehre, eine Stelle in den Horen zu finden, entzücken würde, so thäten Sie mir doch unrecht, wenn Sie glaubten, daß dies der Beweggrund meines Briefes sei; schon der Gedanke, meine Gedichte in Ihren Händen zu wissen, hat einen unendlichen Reiz für mich, wenn Sie mich auch nicht eines Urteils darüber oder eines Rates für die Zukunft würdigen sollten; ich wage es nicht, auf dieses Glück so verdienstlose Ansprüche zu machen, aber möchte Ihnen wenigstens mein Brief die grenzenlose Verehrung ausdrücken, mit der ich die Ehre habe zu sein Ihre ganz ergebene Dienerin

Luise Brachmann.

Weißenfels, den 19. Januar 1798.

Die Bekanntwerdung meines Familiennamens und meines gegenwärtigen Aufenthaltes würde mir in meinen Verhältnissen äußerst unangenehm sein, ich darf also von Ihrer Großmut die strenge Verschweigung derselben hoffen.

Digitized by Google

Offenbar hatte Schiller auf jenes geheimnisvolle Empfehlungsschreiben keine Antwort gegeben, so daß es Luise für gut fand, sich persönlich an den Dichter zu wenden. Auch scheint der junge Hardenberg für sie gesprochen zu haben. Ueberflüssigerweise. Denn als er im Mai des Jahres nach Jena kam, war bereits vom Richter-Kollegium der Horen ein günstiges Urteil gefällt und eine Auswahl der Gedichte zum Drucke nach Tübingen gegangen. Sie stehen im allerletzten Stücke der Horen, welche somit unter dem Gesange der Weißenfelser Dichterin das Zeitliche segneten. Am 5. Juli schrieb ihr der trauernde Herausgeber: „Unter dem Heere von Gedichten, welche dem Herausgeber eines Almanachs von allen Enden unsres versereichen prosaischen Deutschlands zufließen, ist die Erscheinung einer schönen und wahren poetischen Empfindung, so wie sie in mehreren Ihrer Gedichte lebt, eine desto angenehmere Ueberraschung.“ Der schmeichelhaften Anerkennung gesellte sich die Bitte um Beiträge für den Musen-Almanach, der bereits zu Anfang des Jahres einige Kleinigkeiten von Luise gebracht hatte, und der Wunsch einer persönlichen Bekanntschaft mit der Dichterin — ein Wunsch, der das leicht entzündbare Mädchen über alles Lob gefreut haben mag. Ihre Antwort, in Schillers Kalender unter dem 30. Juli verzeichnet, ist leider verloren gegangen.

Es wollte schon etwas heißen für ein zwanzigjähriges Mädchen, in den Horen, der ersten litterarischen Zeitschrift Deutschlands, eine Stelle zu gewinnen. Und welche Stelle! Nicht weniger als fünf lange Gedichte fanden an demselben Tage gastliche Aufnahme, darunter zwei ausführliche Idyllen in Hexametern („Die Kapelle“ und „Magelone und der Ritter

Digitized by Google

von Massilia") und eine Art Lehrgedicht („Die Gaben der Götter"), ganz in Schillers Geist, das auch seinen besonderen Beifall fand. Aus jeder Strophe sprach ein unleugbares, fast zu früh gereiftes Talent, und es muß zur Ehre unsres Dichters gesagt werden, daß er immerdar für das Talent ein offenes Herz hatte. Luise brauchte fernerhin keine Empfehlung mehr. Indes sie fürchtete aufdringlich zu sein, und so ließ sie auch die zweite Anknüpfung mit Jena durch Novalis vermitteln. Dieser „hohe Jüngling", erzählte sie in späteren Jahren, habe ihr die künstlerische Laufbahn eröffnet, habe sie bei Schiller eingeführt; „seine Freundschaft erwarb mir die Aufmerksamkeit dieses Heroen unsrer Dichterwelt, und schon in meinem dreizehnten Jahre erschienen einige Stücke von mir in den letzteren Zeitschriften, die Schiller herausgab." Von jenen siebzehn Jahren wären wir also unversehens auf dreizehn heruntergegangen — man darf dergleichen Gedächtnisfehler einer Dame nicht übelnehmen. Hier folgt der Brief, den Novalis in ihrem Interesse schrieb. Wir geben ihn unverkürzt, schon wegen des dichterischen Rufes seines Autors, und dann, weil er mit einem schüchternen Lichtstrahl den großen Goethe streift. Die Gestalt des Olympiers erscheint, ziemlich kühl und mürrisch, im Hintergrunde einer jener „Butterbrot-Gesellschaften", wie sie Professor Schiller um sich zu versammeln liebte.

Teplitz, den 23. Juli 1789.

Ein Auftrag der jungen, Ihnen schon bekannten Dichterin, Luise Brachmann aus Weißenfels, verschafft mir die angenehme Gelegenheit, Sie, bester Herr Hofrat, von

Digitized by Google

meiner alten, unverlöschenden Achtung und Anhänglichkeit versichern zu können. Meine Schwester hat mir die Gedichte, die ihre Freundin, durch Ihren gütigen Brief aufgemuntert, zur Auswahl für den diesjährigen Almanach Ihnen zusenden will, nebst einem dazu gehörigen Briefe zur Beförderung überschickt. Einige freundschaftliche Bemerkungen, die ich über ihr Talent und seine Ausbildung hatte fallen lassen, waren der Anlaß ihres Zutrauens zu meinem vorläufigen Urteil, ob die Gedichte verdienten, an Sie geschickt zu werden. Es wäre möglich, daß Sie den Almanach als Ausstellung und Schule betrachteten, und insofern glaubte ich Ihnen die Gedichte schicken zu dürfen. Ihre Aufnahme kann mehr Eifer zur Vollendung schaffen, als hundert private Bemerkungen. Wenn meine Gesundheit, die mich hierher genötigt hat, nicht wieder hergestellt werden sollte — so hoffe ich Sie vielleicht bald in Jena zu sehen. Ich denke in diesem Falle Starke*) zu konsultieren und freue mich im voraus auf die angenehmen Stunden, die Sie mir vielleicht erlauben in Ihrer Gesellschaft zuzubringen. Sie werden jetzt schon den trefflichen Schelling in Jena haben. Wie sehr wünscht' ich in ihm Ihren Freund zu finden. Ich wollte gern noch einige Zeit krank bleiben, wenn es mir so wohl würde, sie in Jena zubringen zu können. Mein Glück würde vollkommen sein, wenn es bei dieser Gelegenheit dem Manne, dem ich so viel verdanke, den ich so unaussprechlich verehre, Ihrem Freunde Goethe**) gefiele, einmal offen und mitteilend zu

*) Herzoglicher Leibarzt, der auch S. behandelte.

**) Goethe war vom 20. Mai bis zum 21. Juni 1789 fast ohne Unterbrechung in Jena.

Digitized by Google

ihrem Gedichte „An die Horen“ (Musen-Almanach 1799) ausruft:

Führt mich in der Betrachtung stillen Tempel,
Mildert der Jugend rasche Glut mit ernsten
Bildern, daß ich nicht untergeh' im Meere
Heißer Gefühle.

In dem Verkehr zwischen Jena und Weißenfels entsteht nun die Lücke eines großen Jahres. Was Luise während dieser Zeit erlebt und getrieben, keiner der wenigen Biographen, die sie nach ihrem Tode fand, weiß es zu erzählen. Es war wohl die Zeit der ersten Herzensstürme, deren so viele und so verderbliche im Dunkel der Zukunft auf sie lauerten. Der Hang zu romantischer Weltflucht und Exzessen der Empfindung mußte sich in der stillen Kleinstadt, im Umgang mit den schwärmerischen Hardenbergs immer bedenklicher, immer krankhafter entwickeln. Ein Freier that not, eine nüchterne Heirat hätte geholfen. Aber Luise verlangte ein Ideal, einen Ritter in poetisch glänzender Rüstung, und solche Ritter gab es weder in Weißenfels noch anderswo. Auch fehlte dem armen Mädchen eine Eigenschaft, ohne die man sich eine Dichterin gar nicht denken mag: die Schönheit. Luisens Erscheinung hatte durchaus nichts Reizendes; sie war von kleiner, unansehnlicher Gestalt, ihr Kopf unverhältnismäßig lang, ihr Gesicht fast männlicher Bildung; auf wohlgefällige Haltung und äußeren Schmuck hielt sie nicht viel; ihr Anzug war immer ganz putzlos, ja vernachlässigt, und ihre Erscheinung verriet in keinem Zuge die freundlich ordnende Hand des Weibes. Nur das schöne lichtbraune Haar und ein Paar wunderbar sanfte blaue Augen erinnerten daran, daß ihr die

Digitized by Google

Gunst der Grazien nicht ganz versagt geblieben. Und dann war ihr ja auch der Zauber des Gesanges verliehen, und diesen übte sie mit rastlosem Fleiße. Die Zahl ihrer Gedichte wuchs von Woche zu Woche; sie hatte offenbar ihre Lust am Singen. Der Musen-Almanach für 1800 brachte zwar keine Beiträge aus Weißenfels, aber am 1. August dieses Jahres verzeichnete Schiller einen Brief von Mademoiselle Brachmann, der eine neue Sendung Gedichte enthalten mußte. Wir schließen es aus dem nachfolgenden Schreiben:

Weißenfels, den 1. August 1800.

„Die Eilfertigkeit, in der ich Ihnen vorgestern schrieb, nötigt mich, meine Zuflucht noch einmal zu Ihrer Güte zu nehmen und Sie um Verbesserung einiger Fehler zu bitten, die ich im Schreiben gemacht habe; ich habe nämlich in der Eile meinen ganzen Namen unter die übersendeten Gedichte geschrieben, und gleichwohl machen mir doch verschiedene Verhältnisse die Verschweigung meines Familiennamens wünschenswert; vorzüglich in Ihrem Musen-Almanach, der so allgemein und auch an meinem Wohnorte gelesen wird, wo meine Eltern gar nicht wünschen, daß ich als Dichterin bekannt werden soll; in einem Kalender für Damen ist zwar mein ganzer Namen ebenfalls durch ein Versehen eingerückt worden, indessen macht mir dies weniger Bedenklichkeiten, da ich weiß, daß dieser Kalender im allgemeinen nicht so bekannt werden und daß man wenigstens in Weißenfels seine Existenz ignorieren wird, wo ich hingegen durch Ihren Musen-Almanach sehr bald unter dem gebildeten Publikum erkannt werden würde. Ich bitte Sie daher, den Namen

Digitized by Google

Brachmann auszustreichen und meine Gedichte, wenn Sie sie anders der Aufnahme würdig finden, für dieses Jahr noch unter meinem gewöhnlichen Namen Luise einrücken zu lassen; dieser Name, unter dem Sie mich zuerst der Welt vorstellten, wird mir immer vorzüglich teuer sein, und ich werde meine Unterschrift schwerlich jemals verändern, wenn mich nicht Umstände nötigen, gänzlich hervorzutreten; eine gewisse Verborgenheit ist tausendmal vorzüglicher, als das gänzliche Bekanntsein, und ich würde wer weiß was darum geben, wenn ich auch aus jenem Damen-Kalender meinen Familiennamen wegtilgen könnte."

Wir überspringen die Aufzählung verschiedener Korrekturen, welche die Dichterin an den überschickten Gedichten angebracht wissen möchte, und eilen zum Schlusse des Briefes:

„. . . Wenn ich nicht ein so inniges, grenzenloses Zutrauen zu Ihnen hätte, so würde ich es nimmermehr wagen, Sie um solcher Kleinigkeiten willen mit einem zweiten Briefe zu belästigen: aber ich weiß nicht, es ist mir, als wenn ich bei Ihnen für alles Verzeihung hoffen dürfte, und also auch diesmal für meine Zudringlichkeit, die ich bald noch durch einen recht langen Brief vergrößerte. Wollte der Himmel, ich könnte Sie einmal persönlich sehen, ich habe hunderterlei auf dem Herzen, was ich Ihnen sagen und worüber ich Sie um Ihren Rat bitten wollte; dann wollte ich Ihnen auch sagen, mit welcher grenzenlosen Verehrung ich ewig bin Ihre

Luise Brachmann.

Auch wegen meines schlechten Schreibens bitte ich Sie tausendmal um Verzeihung, ich bin so in der Eile."

Digitized by Google

Schiller erhielt den Brief am 4. Auguſt. Sein Muſen-Almanach war mit dem alten Jahrhundert den Horen ins Grab gefolgt. Luiſen ſchrieb er am 28. Auguſt: „Es würde großen Reiz für mich gehabt haben, das Inſtitut fortzuſetzen, wenn es mir immer ſolche Verbindungen verſchaffte, als die Ihrige war. Aber leider iſt derjenige, welcher jetzt einen poetiſchen Vereinigungspunkt errichtet und die deutſchen Muſen zuſammenruft, in Gefahr, der Zudringlichkeit des Mittelmäßigen und Schlechten zu erliegen.“ Schiller ſchließt wieder mit dem herzlichen Wunſche, recht bald durch die perſönliche Bekanntſchaft der Dichterin erfreut zu werden. Dieſe aber lag, als der Brief nach Weißenfels kam, im Bette, krank an Körper und Gemüt, halb wahnſinnig.

Es waren ſchlimme Dinge vorgegangen mit der armen Luiſe. Hunderterlei trug ſie auf dem Herzen, wogegen ſie die liebevolle Zurede eines verſtändigen Mannes gebraucht hätte, und das Herz brach davon. Aber der Grund ihrer Gemütskrankheit läßt ſich nicht mit Sicherheit beſtimmen, ſondern nur erraten. Luiſe bewahrte darüber ein hartnäckiges Stillſchweigen auch gegen ihre vertrauteſten Freunde. Nach einem ihrer Biographen hatte ſie ſich auf einer Reiſe nach Dresden, wo ihr Bruder angeſtellt war, durch eine jugendliche Unbeſonnenheit „eine Kränkung ihres ſo leicht verletzbaren Ehrgefühls“ zugezogen und war infolgedeſſen, ihren Gram heimlich nährend, mit einemmal in die tiefſte Schwermut verfallen. Wer kann ſagen, worin die jugendliche Unbeſonnenheit beſtanden? Wahrſcheinlich handelt es ſich um eine Thorheit ihres liebeſchwärmeriſchen Herzens; vielleicht hatte ſie in Dresden den glänzenden Ritter erblickt,

Digitized by Google

den ihre Phantasie so lange schon geträumt; vielleicht hatte sie ihm ihre Gefühle allzu deutlich zu erkennen gegeben; vielleicht hatte sie keine Erhörung gefunden. Genug, die Arme kam krank und traurig aus Dresden nach Weißenfels zurück, wurde gleich nach ihrer Ankunft bettlägerig, schwebte wochenlang zwischen Leben und Tod und erhob sich erst am 7. September, kaum halb genesen, mit einem verzweifelten Entschluß. Unter dem Vorwande, zum erstenmal wieder nach langer Krankheit der frischen Luft sich freuen zu wollen, verläßt sie das Zimmer; ihr Vater begleitet sie, und die beiden wandeln auf und ab in einem dem Hofe des Hauses zugelegenen Korridor. Plötzlich stürzt sich Luise, vor den Augen ihres Vaters, von dem zwei Stock hohen Gang auf das Pflaster hinab. Der alte Mann steht vor Entsetzen starr und unbeweglich. Auf seinen Angstruf kommt die Mutter herbei, hört das Schreckliche und eilt in den Hof hinunter, wo die Tochter in ihrem Blute liegt. Sie lebt noch. Ein vorspringendes Dach, auf dem die Unglückliche zuerst aufschlug, hat die Gewalt des Sturzes gebrochen... Wieder kämpfen Leben und Tod um den Besitz der jungen Dichterin. Wochen- und monatelang liegt sie hoffnungslos danieder. Endlich siegt die Jugend, und der heftige Lebenstrieb, der trotz aller Kränklichkeit des Gemüts in dem kleinen Körper wohnt, rührt sich mit neuer Kraft. Wie durch ein Wunder erholt sich Luise. Auch der alte Gram scheint erloschen, und das Herz hat sich für neue Leiden gerüstet.

Für neue Leiden! Jener Selbstmordversuch war nur der erste Schritt auf dem langen Passionsweg, der in Luisens Zukunft führte. Die Weißenfelser Dichterin mußte ja un-

Digitized by Google

glücklich werden. Sie gehörte ja zu den exaltierten Naturen, wie sie in den letzten Dezennien des vorigen Jahrhunderts in den Vordergrund zu treten begannen, zu den pathologischen Naturen, welche von den Gesetzen der sinnlichen Wahrheit, von den Grenzen der wirklichen Welt keinen Begriff hatten, durch deren Lebensbild die Ueberspanntheit der Empfindung als tragischer Faden sich hindurchzog. Bei Luise Brachmann aber floß das Ueberspannte der Empfindung, um in Schillers Worten zu reden, aus der Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage, und darum haben wir sie nicht zu verdammen, sondern höchstens zu bedauern, und können sie auf ihren ferneren Lebenswegen mit Wehmut zwar, aber auch mit Interesse und herzlicher Teilnahme begleiten.

II.

Es ist unerhört, mit welchem Ungestüm das Schicksal die hilflose junge Dichterin verfolgte. Der Tod riß, Schlag auf Schlag, die schmerzlichsten Lücken in ihrer nächsten Umgebung. Am 25. März 1801 starb Novalis, der Freund ihrer Kindheit, sein lebenlang ihr treuer Schutz und Rat. Ihm folgte bald darauf ihre eigne Schwester Amalie, und in dem nämlichen Jahre starb auch Novalis' Schwester, Sidonie v. Hardenberg, Luisens vertrauteste Freundin und, wie es scheint und wir sogleich lesen werden, jene geheimnisvolle Therese v. R., die einst für die Weißenfelser Dichterin das erste Wort bei Schiller eingelegt hatte.

Der Schmerz war zu groß für das schwache Mädchen; er warf sie abermals auf das Krankenlager, und ihr Zustand

Digitized by Google

scheint sich diesmal derart verschlimmert zu haben, daß sogar das Gerücht ihres Todes sich verbreitete und bis nach Weimar drang. Und doch war ihre Vaterstadt von dem nunmehrigen Wohnorte Schillers kaum mehr als fünf Meilen entfernt. Was müssen das für Verkehrsverhältnisse gewesen sein in jener Zeit, daß selbst bei so geringer Distanz die Wahrheit monatelang verborgen bleiben konnte! Und wie eingezogen mußte die Familie Brachmann gelebt haben, wie gleichgültig mußte das Städtchen Weißenfels gegen die Sängerin in seinen Mauern gewesen sein, daß man auch dort von der Wahrheit nicht unterrichtet war! Als Schiller im September 1801, von einer Dresdener Reise heimkehrend, in Weißenfels übernachtete, war im Gasthofe seine erste Erkundigung nach Luise Brachmann, und zu seiner großen Betrübnis bestätigte man ihm ihren Tod. Wie Kunde aus einer andern Welt muß es ihn daher angemutet haben, als er etwa sechs Monate später einen Brief von ihr erhielt, einen langen, traurigen Brief, den die Schwermut selbst diktiert zu haben schien.

Weißenfels, den 9. April 1802.

Darf ich es denn wohl wagen, mich nach so langer Zeit einmal wieder in Ihr Gedächtnis zurückzurufen? Darf ich es wagen, eine Verbindung wieder anzuknüpfen, die mir schon einige der glücklichsten Stunden meines Lebens gewährt hat? Die Sehnsucht, mein durch hintereinander gefolgte schwere Leiden beklommenes Herz durch die Unterhaltung eines Mannes zu erleichtern, den ich so innig verehre und der mich einst seiner Teilnahme gewürdigt hat, veranlaßt mich zu diesem Briefe.

Digitized by Google

Wahrscheinlich haben Sie meiner längst nicht mehr gedacht, oder wenn Sie auch so gütig gewesen sind, mir noch zuweilen eine flüchtige Erinnerung zu schenken, so haben Sie mich vielleicht bei den Toten geglaubt, wie mehrere meiner auswärtigen Freunde, denen etwas von meiner langen und tödlichen Krankheit zu Ohren gekommen war. In der That habe ich auch seit der Zeit, wo ich zum letztenmal die Ehre hatte, Ihnen zu schreiben, mehr den unterirdischen Mächten als den Lebendigen angehört; sehr schwere Leiden von mehr als einer Art haben mich in dieser Zeit betroffen, und ich kann wohl sagen, daß ich an Jahren jung, aber an Erfahrungen der Leidenden alt bin. Des Bewußtseins beraubt, war ich beinahe ein halbes Jahr den fürchterlichsten Schmerzen des Körpers und der Seele preisgegeben und kehrte nur darum ins Leben zurück, um kurz hintereinander den Tod meiner liebsten Freunde zu beweinen.

Der Tod des guten Hardenberg, den auch Sie Ihres Wohlwollens würdigten, machte den Anfang; ich verlor in ihm einen treuen Jugendfreund, einen Lehrer möchte ich ihn in mancher Rücksicht nennen, und einen geistvollen Ratgeber in meinen poetischen Angelegenheiten. Doch wurde sein Verlust bald durch einen noch weit schmerzlicheren überwogen, durch den Tod meiner einzigen, in Wahrheit unvergleichlichen Schwester, die in ihrem 19. Jahre starb. Ich kann ihr an Liebenswürdigkeit und Vortrefflichkeit nur eine einzige vergleichen, die ihr in wenigen Monaten im Tode folgte; dies war Sidonie v. Hardenberg, sie, der ich nebst so vielem Guten und Schönen auch Ihre Bekanntschaft verdanke. Sie war es, die Ihnen zuerst schrieb und Ihr Wohlwollen für

mich erbat! Gewiß werden auch Sie die Nachricht ihres frühen Todes nicht ohne einiges Bedauern vernommen haben. Es würde mir Troſt und Erquickung ſein, wenn ich Ihnen etwas mehr von dieſen beiden Liebenswürdigen mitteilen, wenn ich Ihnen etwas von den poetiſchen Ergießungen meines Schmerzens niederſchreiben dürfte; allein ich fürchte indiskret zu ſein und Ihnen mehr von Ihrer köſtlichen Zeit zu rauben, als ich verantworten könnte; ich begnüge mich bloß, Ihnen zu ſagen, daß ich mit ihnen die liebſte, ich möchte ſagen, die einzige Freude meines Lebens verlor, denn meine und Sidoniens Eltern lieben die rauſchenden Vergnügungen unſrer Zeiten nicht; wir machten zuſammen eine ſtille Gemeinde aus, die ſich wechſelſeitig für die Entbehrung jener Freuden ſchadlos hielt; ich kannte von Kindheit auf kein andres Vergnügen, als den Umgang meiner Sidonie und meiner guten, liebevollen Schweſter; wir waren alle drei zuſammen aufgewachſen und an Jahren wenig verſchieden. Ununterbrochen hatte ich meine Schweſter und faſt täglich meine Buſenfreundin um mich geſehen. Sie können ſich alſo die ſchmerzliche Leere, Sie können ſich den ganzen troſtloſen Zuſtand denken, in dem ich nach dem letzten dieſer Verluſte, nach Sidoniens Tod war! Zu dieſer Zeit war es, wo mir der Brief wieder in die Hände kam, den Sie zuletzt ſo gütig waren, mir zu ſchreiben. Ich hatte ihn gerade in der ſchwerſten Periode meiner unglücklichen Gemütskrankheit erhalten, und dieſen Brief, der mich ſonſt in die größte Freude verſetzt haben würde, wollte ich damals nicht einmal anſehen, als mir ihn meine guten Eltern vor das Bett brachten, um mir vielleicht auf meiner empfänglichſten Seite eine Art von

Digitized by Google

Freude zu bewirken. Mein Vater bewahrte ihn auf, und jetzt, in meiner traurigsten, verlassensten Lage, gab er mir ihn; ich las, und dies war wieder mein erster heitrer Augenblick nach so langer Zeit; ich erinnerte mich zugleich an das, was mir Hardenberg noch vor seinem Tode gesagt hatte, daß auch Ihre vortreffliche Frau Gemahlin, die ich schon längst nach Hardenbergs Erzählungen so innig liebte, einen gütigen Anteil an mir genommen hätte, daß sie ihn nach mir gefragt, mit Güte von meinen Gedichten gesprochen und sogar — was mich am meisten freute — Uebereinstimmung mit meinen poetischen Aeußerungen bezeugt habe. Alles dieses zusammengenommen, der Gedanke, daß noch Menschen an mir teilnehmen, die ich so innig liebe und verehre, glänzte wie ein freundlicher Lichtstrahl in meine Seele, und ich nahm mir vor, ja dieses köstliche Geschenk des Himmels, Ihre Freundschaft, festzuhalten und Ihnen zu schreiben, sobald ich mich ein wenig erholt haben würde. Wundern Sie sich nicht über die Aengstlichkeit, mit der ich auch Ihr Wohlwollen zu verlieren fürchte; wenn man so Vieles, was man liebte, durch den Tod verloren, wie ich, so strebt man mit einer Art von Aengstlichkeit das zu erhalten, was noch übrig blieb. Ich habe jetzt niemand mehr, der mir auf dem Wege der Poesie die Hand bieten könnte, niemand wenigstens, zu dem ich so viel Vertrauen hätte, als zu Ihnen; Sie waren es, der mir zuerst Mut einflößte, der mich zuerst in den öffentlichen Kreis der Dichter einführte; ist es dann ein Wunder, wenn ich zu Ihnen das größte Vertrauen habe? Und sollten Sie mir wohl die Fortdauer Ihres Wohlwollens

Digitized by Google

versagen? Sollten Sie der Unglücklichen das entziehen, was Sie der Glücklichen einst schenkten? ...

Ein Hauptbeweggrund zu diesem Briefe war auch der Wunsch, Ihnen für den schönen Genuß zu danken, den Sie mir durch Ihre neueren Trauerspiele verschafft haben, vorzüglich durch „Die Jungfrau von Orleans". Mein ganzes Geschlecht sollte Ihnen für dieses herrliche Stück danken; Sie haben uns die hohe Heldin nur darum so groß und herrlich dargestellt, damit wir etwas haben sollten, woran sich unser schwächerer Mut aufrichten und erheben könnte. Sollten Sie es wohl glauben, daß ich in den Tagen meines tiefsten Schmerzes, wo sich andre vielleicht vor Trauerspielen gefürchtet haben würden, aus Ihrer „Jungfrau" (die, wenn sie gleich kein eigentliches Trauerspiel ist, doch eine tiefe, ans Tragische grenzende Bewegung hervorbringt) und aus dem „Wallenstein" Mut und Tröstung schöpfte? Einen so großen Verlust, wie der meinige ist, kann man nicht vergessen, aber man kann ihn ertragen, ihn überwinden lernen, und dazu konnte die hohe Heldenstärke dieser beiden Stücke meine sinkenden Kräfte erheben. Wenn mich aber auf der einen Seite diese, über Tod und Schicksal triumphierende Stärke der Jungfrau und ihre feste Ergebung in den Willen einer höheren Macht erhob, so schmolz auf der andern Seite die rührende Episode im „Wallenstein" von Max und Thekla meinen Schmerz in eine sanfte Wehmut um; wie oft wiederhol' ich mir im Gedanken den schönen Monolog der unglücklichen Thekla: „Nein, auch für mich ward dieser Lorbeerkranz ꝛc." Ach Gott, auch ich möchte sagen wie Thekla: „Das ist das Los des Schönen auf der

Digitized by Google

Erde!“ Ich würde gar kein Ende finden, wenn ich Ihnen alles das sagen wollte, was ich Ihnen noch über diese beiden göttlichen Stücke („Maria Stuart“ habe ich noch nicht bekommen können, so groß mein Verlangen danach ist) zu sagen hätte; und mit Schrecken werde ich gewahr, daß ich Ihnen schon einen entsetzlich langen Brief geschrieben habe; ach, Sie werden unwillig auf mich werden; und doch — ich kann es nicht bereuen! Seit langer Zeit habe ich ja keine so schöne Stunde gehabt! Ach, wie glücklich wäre ich, wenn ich in Weimar leben könnte, wenn ich mir zuweilen aus Ihrem eignen Munde Rat und Belehrung erbitten könnte! Wie viele Jahre habe ich nun schon vergebens gewünscht, Sie einmal persönlich zu sehen? Werden Sie mir wenigstens erlauben, Ihnen zuweilen zu schreiben und Sie nur zuweilen, nur selten um Ihren Rat zu bitten? Ich will niemals wieder so lange Briefe schreiben wie diesen; denn ich fühle wohl die Kostbarkeit Ihrer Zeit.

Darf ich es wagen, auch Ihre verehrungswürdige Frau Gemahlin um die Fortdauer ihres Wohlwollens zu bitten? Ich wähle sie zu meiner Vorbitterin bei der bewußten Sache; könnt' ich wohl einen kräftigeren Vorspruch wählen? Möchte mich doch auch diesmal das herzliche Vertrauen nicht täuschen, das mich von jeher gegen Sie erfüllt hat! Ihre Entschließung gegen mich sei indessen welche sie wolle, immer werde ich mit der innigsten Verehrung sein Ihre

Luise Brachmann.

Es war nie Schillers Art gewesen, taub zu bleiben, wo man seinen Trost und seine Hilfe brauchte. Allein eine Flut dramatischer und dramaturgischer Geschäfte, die Wahl

Digitized by Google

einer neuen Wohnung, der Tod seiner Mutter und eignes Unwohlsein hinderten ihn an der raschen Beantwortung des wehmutsvollen Briefes. Derselbe enthielt auch eine Bitte, auf die er nicht eingehen konnte. Für Luise schien die Zeit gekommen zu sein, wo sie den Schleier der Anonymität lüften wollte. Eine Sammlung romantischer Dichtungen gedachte sie unter ihrem vollen Namen herauszugeben, und Schiller sollte dieselbe einem Verleger empfehlen, sollte auch selbst eine kleine Vorrede dazu schreiben. Soweit scheint aber sein Respekt vor dem Talent der jungen Dichterin nicht gereicht zu haben, daß er sie seinem Freunde Cotta aufgenötigt hätte, dessen Grundsatz war, „nur ganz gute Bücher zu verlegen". Kurz, Luise mußte nach einigen Monaten ihre Bitte wiederholen. Ein neuer Schlag hatte sie mittlerweile getroffen. Im Mai war ihre Mutter gestorben, und immer schwerer lastete die Trauer auf ihrem Gemüte.

„Im Vertrauen auf Ihre mir ehemals bewiesene Güte wagte ich es im Monat April, Ihnen zu schreiben und Sie in einer mir wichtigen Angelegenheit um Ihren Rat zu bitten; ich bin sehr traurig, daß ich in dieser Zeit auch nicht eine Zeile Antwort von Ihnen erhalten habe, um so trauriger, je vertrauungsvoller ich vorher auf Ihre Güte rechnete. Sollten Sie vielleicht meinen Brief gar nicht erhalten haben? Auf jeden Fall bitte ich Sie, mich bald nur durch einige wenige Zeilen von den Zweifeln zu befreien, die mich beunruhigen! Wenn man so viel durch den Tod verloren hat, als ich, so sucht man dasjenige, was uns noch im Leben übrig blieb, mit doppeltem Eifer festzuhalten.

Digitized by Google

tum im Brande verlor und der unter dem Schutte plötzlich und unvermutet noch ein köstliches Kleinod entdeckt!

Vorderhand kann ich an keine schriftstellerische Unternehmung denken; ich bin noch zu zerstreut und zu mutlos dazu; vielleicht mache ich aber in einiger Zeit von Ihrem gütigen Anerbieten Gebrauch und bitte Sie um einige Zeilen zur Empfehlung an einen der größeren Buchhändler, denn ich werde dabei nicht sowohl die Ansehnlichkeit des Honorars berücksichtigen, da ich dies als die einzige Tochter meines Vaters nicht so nötig habe, als vielmehr auf einen ehrenvollen Eintritt ins Publikum sehen; deswegen wünschte ich mit Göschen oder Cotta oder wen Sie für gut hielten, in Unterhandlung zu treten.

In der Entfernung, in der ich von dem geliebten Weimar und von Ihrer Gegenwart leben muß, ist es noch mein einziger Genuß, wenn ich etwas Poetisches von Ihnen lesen kann; so fiel mir dieser Tage Beckers Taschenbuch in die Hände (das diesjährige), und Ihr schönes Gedicht: „Sehnsucht" sprach alle Saiten meines Herzens an. Es ist in hundert Beziehungen wie für mich gedichtet, aber ich wählte diesmal nur die nächste daraus, ich bezog es auf meine Sehnsucht nach Weimar. Aber haben Sie prophetisch gesprochen?

Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland!

Ich schließe diesen Brief, um Ihnen nicht noch länger meinen Dank für Ihre Güte schuldig zu bleiben; vielleicht bin ich bald so glücklich, Ihnen mündlich die grenzenlose Verehrung zu versichern, mit er ich ewig bin Ihre

Luise Brachmann.

Digitized by Google

Die Sehnsucht nach der persönlichen Bekanntschaft mit Schiller, nach der lebendigen Gegenwart des Dichters klingt durch alle Briefe der Brachmann. Erst im folgenden Jahre sollte ihr dieser Herzenswunsch in Erfüllung gehen. Am 20. August 1803 schreibt sie:

„Endlich sehe ich dem glücklichen Zeitpunkte entgegen, wo mir der so lang, so heiß genährte Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen, erfüllt werden soll; mein Vater hat mir versprochen, noch vor Ende dieses Monats Weimar mit mir zu besuchen, weil ich wahrscheinlich künftiges Frühjahr diese Gegenden verlassen werde und sie doch unmöglich verlassen kann, ohne denjenigen noch einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen zu haben, den ich so lange in der Ferne verehrt und bewundert habe. — Auch mein guter Vater teilt diesen innigen Wunsch mit mir, und es hängt nun bloß von der Nachricht ab, ob Sie vom 29. August an in Weimar gegenwärtig sein werden, ob wir unsre Reise dahin antreten sollen. Ich darf Ihnen nicht erst sagen, mit welcher Sehnsucht, mit welcher freudigen Unruhe ich dieser Nachricht entgegensehe. Möchte sie doch günstig für mich sein! . . ."

In demselben Briefe empfiehlt sie mit besonderer Wärme einen Schauspieler, Namens Ochsenheimer, den sie kurz zuvor in Leipzig als einen begeisterten Verehrer Schillers kennen gelernt hatte. Durch einen Zufall geriet der Brief nach Eisleben, so daß Schiller erst am 12. September antworten konnte. „Erfreuen Sie mich und meine Frau," sagte er, „recht bald mit Ihrer Ankunft. Unsre herzliche Aufnahme

Digitized by Google

wird Ihnen zeigen, wie sehr Sie uns beiden wert sind. Ihrem Herrn Vater danke ich im voraus für das Vergnügen, das er mir durch Ihre persönliche Bekanntschaft bereitet, und werde ihn schon deswegen als einen Freund willkommen heißen." Man konnte nicht freundlicher einladen. Im Brachmannschen Hause begann man denn auch alsobald zur Fahrt zu rüsten — es war ja eine große Reise, der Sechs-Meilensprung von Weißenfels nach Weimar — und am 30. d. M. heißt es endlich in Schillers Kalender: „War Luise Brachmann hier."

Wie mag der Eindruck gewesen sein, den das kleine unschöne Mädchen auf den Dichter hervorbrachte? Ob ihn nicht ihr überspanntes Wesen zurückschreckte, ihr romantisches Leben anwiderte? Es fehlte ihm sonst nicht an harten Worten gegen die leeren Geschöpfe aus der „Klasse der ganz gemeinen empfindsamen Weiber," während er allerdings nach eignem Geständnis eine gewisse schwärmerische Ansicht der Welt und des Lebens bei den Frauen liebte. Wir glauben es bereits gesagt zu haben, Schiller war gar kein Feind der Schwärmerei, sofern sie nicht die nackte Unnatur, sondern nur ein überhitztes Herz bedeutete; auch die überspannte Empfindung ließ er gelten, sofern sie aus reiner Quelle floß, wahr und echt, überhaupt Empfindung blieb. Nur die kalte, künstliche Exaltation war ihm ein Gräuel. Mit dieser aber hatte Luisens Seelenleben nichts gemein; sie war ihr Lebtag aufrichtig in ihren Gefühlen, nur zu aufrichtig, und bei aller Neigung zu psychischen Ausschreitungen blieb sie äußerlich ruhig und scheint wenigstens ihre Umgangsformen nicht den Manieren einer Frau v. Kalb nachgebildet zu haben. „Selbst

Digitized by Google

im Kreise der Freunde," sagt ein Biograph, „war sie gewöhnlich still, sinnend, und in Schmerz wie Freude, in Schreck und Ueberraschung selten sich lebhaft äußernd." Wie sollte eine solche Erscheinung auf Schiller und seine Frau einen andern, denn einen vortrefflichen Eindruck gemacht haben? Luise und der alte Brachmann scheinen auch seine Gäste in Weimar gewesen zu sein; jedenfalls wurde er nicht müde, die junge Dichterin mit den Sternen des Musenhofes in Berührung zu bringen, und wenn uns seine Kalender-Notizen sagen, daß er vom 2. zum 7. Oktober in Jena gewesen, so erfahren wir aus dem folgenden Brief, daß er die Brachmanns dorthin begleitet und wohl nur ihretwegen die kleine Reise gemacht hat. Welch ein Glück für das bescheidene Mädchen, an der Hand des allverehrten Dichters das klassische Pflaster Jenas auf und ab zu wandeln, in jedes Haus einzutreten, wo Feder und Wort für einen idealen Zweck geführt wurden! Und war es ein Wunder, als dann die Stunde des Abschiedes schlug, als Schiller mit einigen Freunden die Weißenfelser Gäste bis nach Wenigenjena begleitete, dasselbe Dörfchen jenseits der Saale, wo er einst mit seiner Lotte getraut wurde; als Luise mit einemmal den Glanz der Weimarer Reise wie einen Traum erlöschen und das freudlose Einerlei des Vaterhauses wieder kommen sah, war es ein Wunder, daß sie in diesem Augenblicke die gewohnte Schüchternheit vergaß und, ihrer innersten Natur freien Lauf gebend, zu einer wohl sehr pathetischen und wohl etwas lächerlichen Abschiedsszene sich hinreißen ließ? Gott weiß, was sie damals an Schiller hingeredet haben mag. Gut gemeint war es ohne Zweifel, aber auch so überschweng-

Digitized by Google

lich, daß Schiller, väterlich warnend, den Finger erheben mußte. Luise scheint den Wink nicht gleich verstanden zu haben. Doch als Schiller fort und sie selbst in ihr stilles Städtchen zurückgekehrt war, da wurde ihr sonnenklar, wie recht der Dichter hatte, die Achtung vor den gesellschaftlichen Sitten und Formen als das Korrektiv exaltierter Empfindung zu empfehlen. Gleich nach der Heimkehr gab ihr die Dankbarkeit die Feder in die Hand. Sie schrieb am 8. Oktober:

„Wenn mich meine Schwärmerei auch auf Augenblicke gegen die Stimme der Wahrheit taub machen kann, auf immer kann sie es doch nicht. Sie hatten in Wenigen-Jena kaum den Saal verlassen, als es wie ein Nebel von meinen Augen fiel; der Sinn Ihrer Worte lag so klar und einfach vor mir, daß ich nicht begreifen konnte, wie er mir so lang hatte unverständlich sein können! nicht aufgeben soll ich mein höchstes, heiliges Leben (dies könnt' ich nie), nur es verwahren soll ich, nur es nicht so unbesonnen in Gegenwart mehrerer Zeugen hingeben! — — Meine Gefühle waren freilich an jenem Tage des Abschiedes, wo ich Sie und alle die liebsten meiner noch lebenden Freunde zum letztenmal sah, lebhafter und den Geist betäubender als jemals; aber wie konnt' ich mich doch so ganz von ihnen hinreißen lassen! Wie konnt' ich meine Gedanken so ganz von ihnen zerstreuen und bemeistern lassen, daß ich die Regeln der allergewöhnlichsten Lebensklugheit darüber vernachlässigte! — Ich finde den Grund dazu und meine Entschuldigung nur in der höchst naiven, kindlichen Erziehung, die ich erhalten habe, wo ich in einem Zirkel guter, gleich-

Digitized by Google

gestimmter Menschen niemals fürchten durfte, mißverstanden zu werden, wo wir gewohnt waren, ohne allen Zwang unsre Empfindungen einander mitzuteilen, wahr und feurig, wie sie aus unsren Herzen strömten. — Nur nach dieser Ansicht dürfen Sie mich beurteilen; ich bin dem Herzen und dem Geiste nach noch völlig Kind, und wie mit einem Kinde müssen Sie Geduld mit mir haben! . . ."

Der Rest des Briefes betraf wieder die Herausgabe einer Sammlung Gedichte, welche der einflußreiche Freund befürworten sollte, sowie den bereits erwähnten Schauspieler Ochsenheimer, für welchen Luise ein Gastspiel in Weimar zu erzwingen versuchte und der ihr überhaupt ein beinahe auffälliges Interesse einflößte. Schiller gab keine Antwort. Er schwieg auch auf den folgenden Brief, der hier noch eine Stelle finden möge als ein Beweis der grenzenlosen Verehrung, welche sein Genius hervorzurufen vermochte.

Weißenfels, den 20. Oktober 1803.

Endlich habe ich eine Stunde gefunden, die still und ungestört genug war, daß sie mir würdig schien, „Die Braut von Messina"*) darin zu lesen. In Weimar und Jena und auch bei meiner Ankunft in Weißenfels war ich von so tausenderlei kleinen Beschäftigungen und Veränderungen zerstreut, daß ich es unmöglich über mich gewinnen konnte, einen Blick hinein zu thun; so sehr mich das Verlangen danach hinzog, so sehr fühlte ich, daß ich das Meisterwerk meines großen Freundes entweihen würde, wenn ich

*) Sie war vor wenigen Monaten erschienen. Luise hatte ein Exemplar vom Dichter bekommen.

Digitized by Google

es in abgebrochenen profanen Momenten läse. Mit jedem Morgen war es mein erstes, das liebe, teure Geschenk aus seiner Hülle zu nehmen und mich einige Augenblicke bloß an seinem äußeren Anschauen zu vergnügen; ich betrachtete und las es nachher in einer ruhigen Stunde mit eben der schwärmerischen Andacht, mit der ich als Kind schon Ihre Werke zu lesen pflegte, und mit jedem Augenblicke fühlte ich das Glück lebhafter, Ihnen auch durch persönliche Verbindung anzugehören. Ich bin nicht im stande, Ihnen ein Detail meiner Empfindungen dabei zu geben, auch wage ich nicht, über eine so seltene Erscheinung der tragischen Kunst zu urteilen; nur so viel sage ich Ihnen, daß ich „Die Braut von Messina" mit Liebe und Andacht gelesen habe, und daß es eine heilige Stunde war, die ich ihr verdanke. Ich konnte mir die Genugthuung nicht versagen, Ihnen gleich im ersten Feuer des Anteils meinen innigen Dank für dies schöne teure Denkmal Ihres Wohlwollens auszudrücken. Zwar hätte es keines sinnlichen Zeichens bedurft, mich Ihrer immer zu erinnern; aber ein solches Zeichen gleicht einem Zauberstabe, von dem berührt, die schimmernde Vergangenheit ins dunkle Leben tritt. Dank Ihnen für den holden Talisman, der mich in jene schöne Abendstunde führt, wo ich Sie zuerst sah und wo ich die liebste meiner Hoffnungen, den hellsten meiner Träume so schön verwirklicht fand!

Den 2. November.

Eine Unpäßlichkeit hat mich abgehalten, diesen Brief sogleich abzuschicken. Ich habe „Die Braut von Messina" nochmals gelesen, und mit den nämlichen Empfindungen.

Digitized by Google

Auch mehrere meiner vorzüglichsten Mitbürger haben mir aufgetragen, Ihnen ihre Bewunderung und Ehrfurcht zu versichern. Die nämliche Versicherung bittet mein guter Vater, von ihm anzunehmen. Und ich habe wohl nicht erst nötig, Ihnen zu sagen, daß ich mit der wärmsten, innigsten Verehrung bin Ihre

Luise Brachmann.

Dieser Gruß aus Weißenfels scheint das letzte Lebenszeichen gewesen zu sein, das Luise ihrem großen Freunde in Weimar sendete. Wir treffen von da an auf keinerlei Spuren eines persönlichen oder brieflichen Verkehrs zwischen ihr und dem Dichter. Schiller hatte fördernd und ratend in ihren Lebensgang eingegriffen, er hatte ihr zu den litterarischen Zirkeln in Weimar und Jena den Weg geebnet, und nun, da sie des Dichters nicht mehr bedarf und für die Zukunft ihre eignen Kräfte genügen, müßten wir eigentlich über das Bild der deutschen Sängerin den Vorhang fallen lassen. Gleichwohl möge es uns gestattet sein, ihr merkwürdiges Schicksal flüchtig weiter zu verfolgen.

III.

Der Mai 1804 war verhängnisvoll für Luise. Ihr Vater starb in diesem Monat, und jetzt stand das siebenundzwanzigjährige Mädchen ganz allein in der Welt, ohne männlichen Beistand, von niemand zum Weibe begehrt, mit ganz geringer Habe, zur Fristung des Lebens auf die Feder angewiesen. Die häßliche Sorge ums tägliche Brot nahte der Dichterin, die von Jugend auf im blauen Dunst der Ideale

Digitized by Google

gelebt hatte, und es begann für sie eine Zeit emsiger, unausgesetzter Arbeit, der Arbeit für Geld, meist für geringes Geld. Eine Springflut von Kalendern, Almanachen, Taschenbüchern und sonstigen Unterhaltungsblättern mit ihren schöngeistigen Titeln hatte sich in jenen Tagen über Deutschland ergossen; man greife zum nächstbesten dieser zierlichen Bändchen, aus welchen unsre Großmütter ihre Bildung holten, und man wird darin dem Namen Luise Brachmann begegnen. Bei so reichlicher Produktion mußte natürlich die Selbstkritik immer nachsichtiger werden. Trotzdem staunt man billig über die Leichtigkeit, mit der sich Luise auf den verschiedenen Gebieten der Poesie bewegte, und ebenso über ihre Freude an der dichterischen Arbeit, ohne welche die rasche und ausgiebige Vermehrung ihrer Werke kaum denkbar wäre.

Interessanter freilich, als alle litterarische Thätigkeit, ist die Geschichte ihrer Herzensschicksale. Sie stand nun in dem Alter, wo die Ahnung, als Jungfrau verdorren zu müssen, jedem Mädchen kalt ans Herz rührt, und die arme, offenbar wenig umworbene Luise hatte darob ganz gewiß manche Stunde tiefinnersten Schmerzes zu erdulden. Ihr Leben gleicht von nun an einer ruhelosen Jagd nach der vollkommenen Liebe, nach einem männlichen Ideal. Ob ihre Gefühle nur in den Sphären der Idee schwebten oder zuweilen auch die Erde berührten, läßt sich weder behaupten noch verneinen. Ihre Gedichte haben gar keinen sinnlichen Zug. Immerhin denke man sich daher das Beste bei der Aufzählung ihrer zahlreichen Gefühls-Evolutionen. Die bedenklichste derselben fällt ins Jahr 1806, in das Jahr der Schlacht von Jena. Ein großer Teil des siegestrunkenen Franzosenheeres zog da-

Digitized by Google

mals durch Weißenfels. Später kam auch Napoleon selbst auf der Rückkehr von Tilsit, und Luise, die durch den Anblick des Glanzes und der Macht leicht über Gebühr erregt wurde, ließ ihm eine von ihr in französischer Sprache gedichtete Ode überreichen. Die Begeisterung, die sie einst, von dem damaligen Zug der Jugend fortgerissen, für die republikanischen Heere Frankreichs empfunden, übertrug sie auf die Armeen des Corsen, und in den ritterlichen Siegern, in den „schönen" Franzosen fand sie nach einem ihrer Zeitgenossen „das Ideal erreicht, das ihre poetische Einbildungskraft sich von dem romantischen Heldentum der Ritterzeit entworfen".

Kriegslieder und Kriegshymnen waren damals die Sprache ihrer Muse, die hauptsächlichsten Produkte ihrer Feder; sie besang darin den Mann ihrer Wahl, den Herrlichen, den sie unter den Fremden mit ihrer Liebe auszeichnete. Es war ein sonderbarer Ritter, dieser Auserwählte; ein gewöhnlicher Wundarzt, was man in Frankreich officier de santé nennt, ein Feldscher im französischen Militärspital zu Weißenfels, und diese scheinbar wenig romantische Liebe bekam noch durch den Umstand, daß der Angebetete verheiratet war und ein Weib in der Heimat sitzen hatte, einen widerwärtigen Beigeschmack. Der Witz der Physiologen, die Liebe sei eigentlich eine Krankheit, eine Art Neurose der Organe des Gedächtnisses und der Einbildungskraft, erhielt selten so große Wahrscheinlichkeit, wie durch die regellose Gefühlsphantastik unsrer Luise. War sie verliebt, so war sie verrückt. In solchem Zustande hörte sie auf keine warnende Stimme, blieb sie taub jedem freundschaftlichen Rat, kannte sie weder Ge-

Digitized by Google

ſetze der Geſellſchaft noch Schranken der Möglichkeit. Hinweg über alle Grenzen der realen Welt erhob ſich ihre Liebe in den weiten Aether und flog der Sonne zu, immer näher und näher, bis ſie mit verbrannten Flügeln elendiglich zur Erde ſtürzte. Was konnte aus der unglücklichen Neigung zu dem verheirateten Feldſcher Beſſeres entſtehen, denn Thränen und Seufzer? . . .

Jahre waren vergangen ſeit der Abreiſe des jungen Franzoſen. Luiſens Herz hatte einen notdürftigen Frieden geſchloſſen, und die verdoppelte Arbeit ihrer Feder erprobte ſich als eine gute Arznei gegen weitere Anfälle. Da begann der politiſche Sturm aufs neue zu toben. Wieder brach der Corſe im Reiche ein, wieder zogen kriegeriſche Scharen durch das Land — wieder fand die Dichterin ein Wohlgefallen an der glänzenden Erſcheinung eines fremden Offiziers. Ein Spanier war es diesmal, ein Sohn jenes Volkes, womit ſchon die Begeiſterungsträume ihrer Jugend ſo lebhaft ſich beſchäftigt hatten. Aber auch der neuen Liebe blühte nur ein kurzes Glück. Der Offizier fiel in der Schlacht bei Leipzig; die Trauerpoſt warf Luiſe in ſchwere Krankheit, und als ſie geneſen und wieder zur Beſinnung gekommen war, verſuchte ſie einen Selbſtmord, den zweiten ihres Lebens. Sie wollte ſich verhungern laſſen. Erſt der Zurede eines väterlichen Freundes gelang es, die Unglückliche von ihrem Vorhaben abzubringen und dem Leben zurückzugeben. Luiſe war um dieſe Zeit ſechsunddreißig Jahre alt.

Darin glich ſie vielen Mädchen unſrer Nation, daß ſie beim Anblicke einer Uniform ihre Gefühle nicht bemeiſtern konnte. Der Mann, der vor den andern den bunten Rock

Digitized by Google

voraus hatte, schien ihr deshalb schon, weil er, obgleich nur in der Façon, von seiner Umgebung sich unterschied, dem Ideal um einen Schritt näher zu stehen. Ein Krieger hat immer etwas Blendendes; hoch zu Roß kommt er in die Stadt hereingeritten, und aus den Armen der Liebe hinweg eilt er in den Kampf, kehrt heim mit dem Eichkranz geschmückt oder stirbt in der Feldschlacht den Tod der Ehre. Luise war früh der Gegenwart entflohen, früh aus dem wirklichen Leben gegangen, und man möchte glauben, nur die Begeisterung für den Soldatenrock wäre für sie die Pforte gewesen, dahin zurückzukehren. Das militärische Getümmel mit seinem Farbenschiller und raschen Bilderwechsel schien das einzige Stück Welt zu sein, an dem sie Gefallen fand. Was im Grunde nur ein scharfer Kontrast zu ihrem eignen stillen Wesen war, schien ihr ein höheres Leben zu bedeuten, und wenn sie bisweilen in den folgenden Jahren, nachdem sie jene große Seelengefahr bestanden, in den alten Liebeswahn zurückfiel, so läßt sich ja erraten, in welchen Kreisen sie ihre Helden wählte. Das große Ach und Weh dieser Passionen war, daß alle fast gar nicht oder nur lässig oder wenigstens nicht im Sinne der Dichterin erwidert wurden. Das Märtyrertum der Liebe war ihr Los, sie war gleich einer Jammer-Karikatur der Göttin Aphrodite, und demgemäß sagte auch ihr Freund und Landsmann Müllner: „Nicht eine unglückliche Liebe, sondern die unglückliche Liebe überhaupt, ich meine das Mißverhältnis zwischen den Ansprüchen einer Dichterphantasie an die Liebe und den kargen Gaben der wirklichen Welt, war das Uebel, an dem sie fortdauernd litt."

Digitized by Google

Endlich aber mußte es doch geschehen, daß ihr das Glück einen freundlichen Blick zuwarf. Ein älterer, bemittelter Mann warb um ihre Hand, und das Bild einer ruhigen, sorgenfreien Zukunft erschien vor ihrem Auge. Es war dies im Jahre 1820, in Luisens dreiundvierzigstem Lebensjahre. Allein um dieselbe Zeit begegnete ihr ein junger fünfundzwanzigjähriger Mann, wieder ein Offizier, diesmal ein preußischer, der im letzten Feldzuge verwundet worden war, wegen Dienstuntüchtigkeit seinen Abschied nehmen und zur Bühne übergehen wollte. Dem jungen Krieger war es ein Leichtes, den älteren Mann aus dem Felde zu schlagen. Luise schenkte ihm ihr Herz, und er scheint in der That ihre Liebe erwidert zu haben, denn plötzlich überraschte sie ihre Freunde mit der Anzeige ihrer Verlobung. Der Bund zwischen einem ganz jungen Menschen und einer Jungfrau, schon ziemlich reich an Jahren — welch ein Fest für die Lästerzungen der kleinen Saalestadt! Wirklich ließ sich auch nicht viel Gutes weissagen, denn die Verlobten waren beide gleich arm an Geld und Gut, der junge Mensch ohne jegliche Stellung, Luise kärglich von der Feder lebend. Das Debüt in Weimar, das sie für den Geliebten vermittelte, fiel keineswegs zu seinen gunsten aus; aber statt durch diese Erfahrung von weiteren fruchtlosen Experimenten abgeschreckt zu werden, faßte Luise den abenteuerlichen Entschluß, gleich den Gipfel des Möglichen erklimmen zu wollen, für ihren Verlobten einen Platz an dem berühmten Wiener Burgtheater zu erobern. Luise übernahm die Kosten der Reise, und so fuhren die Beiden im Mai 1821 nach Wien, wo die Dichterin von Friedrich Schlegel, Grillparzer, Castelli und Karo-

Digitized by Google

line Pichler aufs freundlichste aufgenommen wurde. Nur mit dem Burgtheater wollte sich die Sache nicht geben, so daß das wunderliche Paar nach längerem Aufenthalte unverrichteter Dinge von dannen ziehen mußte, er nach Berlin, sie zurück nach Weißenfels.

Zu Hause angekommen, hatte sie einen ganz albernen Einfall. In einer Stunde, da sie sich romanhaft aufgelegt fühlte, gedachte sie die Liebe ihres Bräutigams einer Probe zu unterwerfen und schrieb ihm einen klagenden Brief über das Bedenkliche ihres Verhältnisses, die immer fortdauernde Verzögerung ihrer ehelichen Verbindung und vieles andre, was im Grunde nicht unrichtig war. Sehr vernünftig antwortete der junge Mann, eine Heirat sei unmöglich, solange er keine feste Stellung habe, er müsse sie folglich um weitere Geduld bitten; übrigens könne sie das Verhältnis lösen, wenn anders dies die Meinung ihres Briefes sei. Allerdings sei dies die Meinung ihres Briefes, schrieb Luise zurück, um die Probe zu verschärfen, worauf der heimgeschickte Bräutigam in einem letzten Briefe den Verzicht auf ihre Liebe bedauernd aussprach und mit der üblichen Bitte um ihre Freundschaft begleitete. Dies hatte sie nicht erwartet. Aus dem romanhaften Spiel war bitterer Ernst geworden, und Luise, zu stolz, um durch das Geständnis ihrer psychologischen Experimente den Geliebten wieder an sich zu ziehen, vergrub sich aufs neue in die Tiefen ihres Liebesgrams. Dort war ja ihre geistige Heimat; der Schmerz war ja ihr eigentlichstes Lebenselement, ihre Freude, ihr Beruf, und so will es wohl verstanden sein, was Müllner in etwas paradoxer Weise sagt: „Nur die Perioden der Illusion in der Liebe verdun-

Digitized by Google

kommen. Wozu die einseitige Entwickelung des Gefühlslebens führt, davon ist sie ein trauriges Beispiel. Die Schwärmerei, wie sie, aus Sturm und Drang geboren, in der Romantik fortwucherte, war ihr Schicksal, war das tragische Gewicht, das sie in die Tiefe zog. Ein einziger fester Halt hätte sie retten können; vielleicht der Rat eines Freundes von so mächtigem Zauber, wie ihn Schiller auszuüben vermochte; vielleicht ein Gatte, ein Kind, die ruhige Alltagsordnung eines häuslichen Lebens. Aber Schiller war längst gestorben, der Freier kam gar spät am Abend, und Luise stand trotz der Zahl ihrer wohlgesinnten Bekannten allein und verlassen in der Welt. „Der Einsame" heißt das letzte Blatt in der Sammlung ihrer Gedichte, ein nachgelassenes Lied, ein Lied der Zerrissenheit und Verzweiflung, schlecht gemildert durch einen religiösen Anklang, durch einen frommen, hoffnungszagenden Blick gen Himmel. Wahrlich, die Arme hatte ein Recht zur Klage. Das Bedürfnis der Liebe war ihr vom Geschick aufgezwungen und der Gürtel der Schönheitsgöttin verweigert worden. So schleppte sie sich durch das bange Leben, sehnsuchtskrank und von keinem ersehnt, Liebe heischend und von der Liebe stets gemieden. Und, wie gesagt, wir wollen weiters gar nicht untersuchen, ob diese Liebe auch am Körperlichen haftete oder, was uns beinahe wahrscheinlicher dünkt, nur in psychischen Exzessen, in einem Fieber des Gemütes bestand. Eine Aufzeichnung der Dichterin, eine Art Bekenntnis, das nach ihrem Tode gefunden wurde, läßt sich doppelt wenden. Es heißt darin: „Furchtbar gefährlich ist die kleinste Abweichung von dem Wege der einmal angenommenen ehrwürdigen Gesetzlichkeit für unser Geschlecht,

Digitized by Google

welches bestimmt ist, ohne kühnen Umherblick in seinen schirmenden Schranken zu wandeln. . . . Ach, dem Leben gehör' ich nicht mehr an und muß doch von Schuld belastet vor dem Tode zurückbeben. . . ." Das deute, wer kann. Doch gleichviel, ob ihr unseliges Sehnen nur im Gemüte wurzelte oder auch die Materie streifte, gleichviel, wie ihr Unglück geboren wurde — es war, das Unglück, es zehrte an ihrem Lebensmark und verlöschte langsam den Erhaltungstrieb, so daß ihr eines Tages nur noch die Kraft blieb, den leukadischen Felsen zu erklimmen. „Sapphisch gestorben!" hallte es damals als geflügeltes Wort durch Deutschland; angesehene Schriftsteller schrieben der toten Dichterin begeisterte Nekrologe, man sammelte für ein Denkmal, man veranstaltete eine bändereiche Ausgabe ihrer ausgewählten Schriften, und fast konnte man glauben, das Wort wäre zur Wahrheit geworden, das einst die junge Luise in einem von Schiller besonders ausgezeichneten Gedichte*) ahnungsvoll gesungen:

Glücklich warst du, o Sappho; obgleich unglückliche Liebe
Dich in den Wogen begrub, lebte dein Name nach dir.

Allein der deutschen Sappho, wie sie von ihren Zeitgenossen etwas pomphaft genannt wurde, bewahrte die Nachwelt kein liebevolles Gedächtnis. Schon für den Raum etlicher Jahrzehnte war ihre Stimme zu schwach und zart, und bald wird das Mädchen von Weißenfels ganz vergessen sein. Die „Allgemeine deutsche Biographie", das neueste, ziemlich breit angelegte biographische Nachschlagewerk, widmet

*) „Die Gaben der Götter", 12. Stück der „Horen", 1797.

Digitized by Google

ihr nicht eine einzige Zeile, verschweigt sie bis auf den Namen und die Thatsache ihrer Geburt. Das ist denn doch zu viel der Mißachtung. Wer bei Schiller etwas galt, verdient wohl, daß man seiner von Zeit zu Zeit gedenke. W.

Digitized by Google

Das französische Bürgerdiplom.

Digitized by Google

Giller — Gilleers — Gille.

Jedermann kennt die Anekdote von dem sieur Gille, dem ein französisches Bürgerdiplom jahrelang nachlief, ohne ihn zu treffen; das sonderbare Erlebnis des vaterländischen Dichters ist als historische Thatsache jedem Schulknaben geläufig. Noch aber hatte keiner der zahlreichen Schiller-Biographen den Einfall, die berühmten „Quellen" auch einmal um die Einzelheiten dieser Thatsache zu befragen und nachzublättern, wo etwa über die denkwürdige Sitzung der National-Versammlung, aus welcher Schiller mit andern notablen Fremdlingen als Bürger der Revolution hervorging, das Nähere zu lesen wäre. Gleichwohl handelt es sich hier um ein biographisches Kuriosum, das wohl etwas mehr Licht verdient, und wir haben es uns deshalb die geringe Mühe kosten lassen, wenigstens eine Quelle darüber zu Rate zu ziehen, die zuverlässigste und nächstliegende, nämlich das offizielle Organ Frankreichs aus dem Jahre 1792, welches damals den Doppeltitel führte: Gazette Nationale ou Le Moniteur Universel. Dort in der Nummer 239 des Blattes — Dimanche, 26 Août 1792, l'an quatrième de

Digitized by Google

la Liberté et le premier de l'Egalité — dort steht der Bericht über die fragliche Sitzung, und wer ihn je zu lesen Gelegenheit findet, möge nicht versäumen, dieser lebendigen Stimme aus der siegesfrohen Sommerszeit der französischen Revolution ein aufmerksames Ohr zu leihen.

Die National-Versammlung befand sich in Permanenz seit dem 10. August, dem Tage des Sturmes auf die Tuilerien, dem eigentlichen Todestage der französischen Monarchie. Ludwig XVI. saß im Temple gefangen, die Kommune herrschte im Stadthaus, ganz Paris lebte noch im Rausch der ersten Freude über den Triumph der guten Sache. Die Spuren des alten Regimentes wurden eine um die andre vertilgt. Tag für Tag brachte der Moniteur revolutionäre Erlasse gegen die letzten Reste des Königtums, und gerade die vor uns liegende Nummer enthält einige interessante Lebenszeichen aus diesem Vernichtungskampfe wider die Vergangenheit. Die Kommune dekretiert darin, daß eine Medaille mit dem Kopfe des „Verräters" Lafayette von Henkershand in Stücke zu brechen sei; daß die silberne Glocke des Justizpalastes (Palais) und die Glocke von St. Germain L'Auxerrois, welche das Signal zur Bartholomäus-Nacht gegeben hatten, augenblicklich zerstört werden sollen; daß die Portes St. Denis und St. Martin samt allen Triumphbogen, als Sinnbilder der Feudalherrschaft und des Despotismus, niederzureißen seien; daß an die Stelle der Reiterstatue Ludwigs XIV. eine Statue der Freiheit gesetzt werden müsse; daß alle äußerlichen Zeichen der Knechtschaft, Lilien, Wappen, Siegel, Schilder von Hoflieferanten u. s. w., ohne Verzug zu entfernen seien, „damit denjenigen alle Hoffnung benommen werde, die

Digitized by Google

noch auf eine Contre-Revolution und den Wiederaufbau der Baſtillen rechnen".

Das Volk hatte wieder einmal tief und vernehmlich aufgeatmet; es ſchwelgte im Hochgenuß ſeiner Macht und Hoheit; es hätte am liebſten den Sonnenſchein ſeiner Freude über die ganze Erde leuchten laſſen. Iſt es zum Verwundern, daß in ſolcher Zeit einige ſchwärmeriſche Menſchen auf den Gedanken kamen, wenn nicht das Univerſum, ſo doch die vornehmſten Denker aller Nationen an den Tiſch der Freiheit und Gleichheit zu Gaſt zu bitten? Dies geſchah Freitag den 24. Auguſt. Die National-Verſammlung hatte um 6 Uhr abends ihre Permanenzſitzung wieder aufgenommen. Ein junger Pariſer Advokat, Hérault de Séchelles, ſaß im Präſidentenſtuhle. Bunte Volksſzenen, wie ſie damals im Saale des alten Feuillantinerkloſters an der Tagesordnung waren, drängten ſich vor den Schranken des Parlamentes, den Anfang der Sitzung bezeichnend. Bauern kamen und verlangten Unterſtützung, um ihre verwahrloſten Felder beſtellen zu können; Freiſchärler, die zur Armee abgehen wollten, folgten ihnen und baten um eine anders gefärbte Uniform, da die weiße, von der Legislatur verordnete, unzweckmäßig ſei; Bürger von Pontoiſe traten mit dem Wunſche auf, man möge für das Geld, womit man den Kirchen ihr Silbergerät erſetzen wolle, lieber Waffen kaufen; und ſchließlich kam auch die Reihe an eine Schar Pariſer Citoyens, deren Sprecher die verſammelten Geſetzgeber, aufforderte, jedem fremden Schriftſteller, der ſeine Feder für die Sache der Freiheit und der franzöſiſchen Revolution geführt habe, den Namen eines franzöſiſchen Bürgers zu verleihen.

Digitized by Google

Der erste Anlaß zu dem kosmopolitischen Dekret kam also nicht aus dem Parlament, sondern unmittelbar aus dem Volke. Der Präsident antwortete dem Redner: „Einst habe der hochmütige Wohlthätigkeitssinn Ludwigs XIV. an fremden Höfen gelehrte Schmeichler geworben und ihren Beifall mit dem Blute und Schweiße des Volkes bezahlt; Frankreich aber gebe kein Gold, da es um kein Lob bettle; ihm genüge, seinen Ruhm zu teilen mit den großen Männern ferner Länder, welche inmitten ihrer geknechteten Mitbürger die Sprache der Freiheit und Gleichheit zu reden wagten. Frankreich erklärt ihnen seine Hochachtung, und die National-Versammlung wird ihnen ohne Zweifel sagen: Ihr seid französische Bürger."

Der Vorschlag ging indes nicht ohne Diskussion durch, trotz der Ansprache des Präsidenten. Es erhob sich zunächst Herr Bazire — man hieß noch Monsieur in jenen Tagen — und beantragte, die Frage einer außerordentlichen Kommission zu überantworten. Nach ihm sprach ein Ungenannter: „Die Philosophen dieser Hauptstadt erwarten von euch einen Beschluß, der gleichsam als erster Entwurf der allgemeinen Völkerbefreiung gelten kann und die große Katastrophe eröffnet, welche uns das Schauspiel einer freien Welt und eines thronlosen Erdkreises bieten soll. (Beifall.) Eine philosophische Blutsverwandtschaft bestehe zwischen den französischen Denkern und den freien Geistern andrer Nationen. Männer wie Payne, Priestley, Paw, Clootz seien wirkliche Franzosen. Sie würden stolz darauf sein, französische Bürger zu heißen, und allen bisher erworbenen Ehren würden sie den Ruhm vorziehen, als bescheidene Bewerber um einen Sitz im Natio-

Digitized by Google

nal-Konvent aufzutreten. Man möge also eine Kommission ernennen."

Bei diesem Worte sprang der redekundige Vergniaux empor, längst ein Hauptmann der Girondisten: „Kein Gesetz," sagte er, „sei geeigneter, als das gegenwärtige, den Ruhm dieser Versammlung in ganz Europa zu verbreiten, und da solle es noch lange einer außerordentlichen Kommission zugewiesen werden! Wie könne man doch zaudern, Männern, welche die Freiheit der Welt anstreben, den französischen Bürgertitel zu verleihen! (Beifall.) Was vor kurzem auf dem Platze Vendôme geschehen, davon müsse man den Rückschlag allerwärts spüren, wo es Despoten gebe. Das vorgeschlagene Gesetz sei daher augenblicklich und einstimmig anzunehmen."

Lasource, ehedem ein protestantischer Pfarrer, glaubte solchen Eifer zügeln zu müssen. „Je ruhmvoller das französische Bürgerrecht sei, desto sparsamer möge man damit haushalten. Wenn man es Männern verleihe, die es gar nicht verlangt, so riskiere man die Beschämung, daß sie es ausschlagen. Unter die Mißbräuche, welche zum Untergange des römischen Reiches beigetragen, sei auch die Freigebigkeit zu rechnen, womit das römische Bürgerrecht an alle Nachbarvölker verschwendet worden. Man möge daher die Verleihung des französischen Bürgertitels an fremde Schriftsteller von deren ausdrücklichem Verlangen abhängig machen." Bazire unterstützte den vorsichtigen Mann: „man dürfe nicht leichtsinnig sein. Wer die Bücher eines berühmten Schriftstellers kenne, kenne noch lange nicht das Herz des Bürgers. Stil und Gesinnung seien zwei sehr verschiedene Dinge, und es wäre ja denkbar, daß einer dieser illustren Ausländer in den Konvent gewählt

Digitized by Google

und darin gegen das öffentliche Wohl auftreten würde. Also Vorsicht, Bedachtsamkeit, kluge Wahl! . . ."

Unweit Vazires saß in der National-Versammlung einer seiner Busenfreunde, namens Chabot, seines Zeichens ein Kapuziner. L'extravagant Chabot, sagt Madame Roland. Diesen Heißsporn, der später eine österreichische Jüdin heiratete, ärgerten die weisen Reden seiner Freunde; er war selbst ein Mann der kosmopolitischen Schwärmerei und meinte sogar eines Tages, der erste Sansculotte der Welt sei der Citoyen Jesus Christus gewesen. Ein Gesetz von der Art des vorgeschlagenen war Blut von seinem Blute. „Was!" rief er aus, „der Bürgertitel soll erst verlangt werden! Um ihn den Sansculottes zu verleihen, haben wir etwa gewartet, bis sie ihn verlangten! Nein, denn seit vier Jahren sprachen die politischen Grundsätze zu ihren gunsten. Und wie mit den Ohnehosen, so sei es mit den fremden Philosophen, die ja seit langem schon ihr Recht auf jenen Titel und ihr Verlangen danach in ihren Schriften begründet hätten." Der heftige Kapuziner wollte die großen Männer des Auslandes als die natürlichen, bei den fremden Mächten beglaubigten Geschäftsträger betrachtet wissen, dazu berufen, allerorten die Freiheit zu predigen und den „Tyrannen zu lehren, daß die Insurrektion die heiligste aller Pflichten ist". Eine Blasphemie sei, was Lasource von Rom behauptet habe. Die römische Republik sei durch die Sucht nach Gold und durch die in der Hauptstadt konzentrierte Aristokratie zu Grunde gegangen. (Beifall.) Und immer tiefer ins Feuer geratend, rief er aus: „Ihr habt unlängst die Freiheit der Welt beschworen. Nun, wenn ihr den ganzen Erdkreis be-

Digitized by Google

freien wollt, so stimmt für den Vorschlag des Herrn Vergniaux!"

Nach dieser starken Jakobinerstimme hörte man noch den Girondisten Guadet, welcher zugleich gegen Lasource und Bazire vom Leder zog. „Die fragliche Petition gehöre zu den wenigen, die man gar nicht zu beraten brauche, da sie denen, von welchen sie ausgehe, und der politischen Körperschaft, welche sie zu bewilligen berufen sei, gleiche Ehre bringe. Nur auf ausdrückliches Verlangen soll der Bürgertitel verliehen werden? Was befürchtet denn Herr Lasource? Glaubt er, daß Männer, welche diesen Titel gepriesen haben, denselben plötzlich für entehrend halten könnten? Im Munde der Verächter der französischen Revolution wäre solche Sprache begreiflich, aber daß ein Freund der Freiheit . . . M. Lasource me permettra de ne pas finir . . . Er will, daß man den Titel erst verlange! Aber als Athen dem Herkules den Bürgertitel gab, da hatte ihn dieser Heros nicht verlangt! Als Polen den Verfasser des ‚Emile' ins Land rief, da hatte Jean-Jacques diese Ehre nicht verlangt! . . . Herr Lasource will, daß man den Titel erst verlange! Also dieses Heiligtum der Freiheit soll eine Akademie werden, wo man eine Gunst — was sage ich! — wo man sein Recht erst verlangen muß! . . . Uebrigens täusche ich mich; die fremden Denker haben ja diesen Wunsch (das französische Bürgerrecht zu besitzen) längst geäußert, ich finde ihn in jeder Zeile ihrer Schriften, welche ein andres Evangelium der Gleichheit wären, wenn die eurigen je verloren gehen könnten." Und zu Bazire sich wendend, der zwischen Talent und Charakter so spitzfindig unterschied: „Der Herr Vorredner wisse wohl gar nicht, was

Digitized by Google

ein Wilberforce, ein Priestley, ein Thomas Payne geschrieben und geleistet haben. Solche Namen, und keine Tugend! Das sei ganz undenkbar, und man dürfe sich Glück wünschen, wenn einst der Konvent, dessen Wahlen bevorstanden, lauter Männer von so vielfach erprobtem Werte in seinem Schoße berge."

Noch regte sich der Jakobiner Thuriot, um eine mißliche Seite des Vorschlages in kurzen Worten zu berühren: „Wenn allenfalls Frankreich mit England, Preußen oder Deutschland Krieg bekäme, so könnten Philosophen dieser Nationen, die zugleich Mitglieder des Konvents wären, feindselige Maßregeln unmöglich unterstützen. Immerhin gehöre ihnen das Bürgerrecht, aber unter der Bedingung, daß sie nicht wählbar seien." Hierüber beantragte Reboul die Vorfrage, wurde aber abgewiesen, worauf man zur Abstimmung schritt. Der Vorschlag wurde im Prinzip einstimmig angenommen. Im Moniteur heißt es wörtlich: L'assemblée décrète unanimément que les philosophes des nations étrangères, qui auront servi la cause de la liberté, auront le titre de citoyen français. Darauf ging man zu andern Dingen über.

Die Zeitungen waren damals von geringem Umfang. Der Moniteur begnügte sich mit einem halben In-Folio-Bogen, der kaum so groß wie ein Exemplar eines kleinen Provinzialblattes, aber allerdings eng und klein gedruckt war. Ausnahmsweise schwoll er zu einem ganzen Bogen an. Es ist anzunehmen, daß bei so beschränktem Raume die Parlamentsreden nur im Auszug mitgeteilt wurden und der Stenograph oder, mit der Zeit zu reden, der Logograph kürzte, wo es

Digitized by Google

anging. Einzelheiten des Geschäftsganges sind meistens gar nicht angedeutet. Indes, wenn es auch nicht ausdrücklich geschrieben steht, so ist es doch selbstverständlich, daß die Versammlung nach vollzogener Abstimmung eine Kommission ernannte, welche eine Liste der zukünftigen Ehrenbürger entwerfen sollte. Ob die Protokolle dieser Kommission noch vorhanden sind, wissen wir nicht. Es wäre interessant, darin zu blättern und daraus zu hören, wie im Schoße einer kleinen revolutionären Gemeinde über den Ruhm auswärtiger Größen verhandelt und ihr Wert gemessen wurde. Den Namen unsres Schiller scheint man dabei gar nicht ausgesprochen zu haben. Wir finden ihn zum erstenmal im Sitzungsberichte vom Sonntag den 26. August. Lacroix, einer der stattlichsten Männer des Parlaments, präsidierte. Eine gar stürmische Debatte, die Deportation der unbeeidigten Priester betreffend, war soeben geräuschvoll ausgehallt, die Versammlung hatte noch ein Rudel Kanoniere angehört, welche sich vor die Barre gedrängt hatten, der Gleichheit ewige Treue zu schwören: als Guadet sich erhob, um namens der außerordentlichen Kommission das Bürgerdekret, vollständig ausgearbeitet und mit Namensliste versehen, zur Abstimmung vorzulegen. Die Annahme erfolgt wiederum einstimmig. Der Wortlaut des Dekretes ist in Schwabs Schiller-Biographie und A. v. Kellers Nachlese zur Schiller-Litteratur nach dem Exemplar der Weimarer Bibliothek mitgeteilt. Bis auf wenige Abweichungen, die auch Versehen des Kopisten sein können, stimmt letzteres mit dem offiziellen Texte des Moniteurs. Wesentlicher ist der Unterschied zwischen den beiden Namenslisten. Die des Moniteurs zeichnet sich durch ihre Orthographie aus und lautet:

Digitized by Google

L'assemblée Nationale, considérant etc. . . .

Déclare déférer le titre de citoyen français à Priestley, Payne, Bentham, Wilberforce, Clarkson, Makinstosh, David Villiams, Gorani, Anacharsis Cloots, Campe, Corneille Paw, Pestalorri, Washington, Hamilton, Maddison, Klopstoc, Kocinsko, Gilleers.

Dieser mythische Gilleers, der da ganz unvermutet hinterdrein gehumpelt kommt, ist kein andrer, als der deutsche Dichter Schiller. Wie es scheint, wurde sein Name in der Geschwindigkeit der Liste angeflickt. Dies erhellt nämlich aus der offiziellen Abschrift des Gesetzes, welche für Schiller ausgefertigt wurde und die Unterschriften Danton und Claviére trägt, während das Begleitschreiben von Roland gezeichnet ist. Das neben den Unterschriften abgestempelte Staatssiegel hat, beiläufig gesagt, noch ein ganz monarchisches Gesicht und führt die Umschrift: Louis XVI p. l. g. d. Dieu ēt p. l. Loi Constitutionelle Roy d. François — ein Beweis, daß der Exekutivrat selbst keine große Eile hatte, dem Zertrümmerungs-Dekret Gehör zu schenken, welches die Kommune gegen alle äußeren Abzeichen des Königtums erlassen hatte. In diesem Dokumente nun schließt die Bürgerliste mit dem Namen Kocinsko, worauf es heißt:

Du même jour.

Un membre demande que le sieur Gille, publiciste Allemand, soit compris dans la liste de ceux etc.

Also in offener Sitzung, unmittelbar vor der Abstimmung, wurde des deutschen Dichters Name zum erstenmal gehört, offenbar in echt französischer Aussprache, nicht als

Digitized by Google

Gille, den die Ignoranz eines Miniſterial-Konzipienten geboren haben mag, ſondern als Schillär (Giller), woraus der Logograph, die Einzelheiten des Zwiſchenfalles übergehend und nur den Namen des nachträglich Ernannten der Liſte beifügend, ſeinen Gilleers verfertigte*). Wer der Mann geweſen, auf deſſen Antrag der deutſche Dichter den übrigen Fremdlingen zugeſellt wurde, ob der Berichterſtatter Guadet oder ein andrer, bleibt noch zu ermitteln. Wiſſenswerter als ſein Name wäre der Grund, der ihn zu dem Antrag bewog. Verſtand er Deutſch? Hatte er Schiller im Original geleſen? Oder, was wahrſcheinlicher iſt, kannte er ihn nur aus den wenigen Ueberſetzungen, die damals in Frankreich zu finden waren?**) Oder gar nur vom Hörenſagen, aus Journalberichten?

Eine Vermutung gibt vielleicht Antwort auf dieſe Fragen. In Paris lebte um dieſe Zeit ein ſonderbarer Schwärmer, Baron v. Clootz, von Geburt ein Deutſcher, „der perſönliche Feind Chriſti", „der Wortführer des Menſchengeſchlechts", ein überſchwenglicher „Weltbürger" — lauter Eigenſchaften, die er in den Namen Anacharſis Clootz

*) Ein franzöſiſcher Biograph Schillers, Régnier, ſagt: Le procès-verbal de la séance métamorphosa Schiller en Giller; le Moniteur allongea Giller en Gilleers; le Bulletin des Lois imprima tout bonnement Gille. Zum erſtenmal dürfte der Name des Dichters am 12. Februar 1792 im Pariſer Moniteur geſtanden haben. An dieſem Tage enthielt das Blatt einen begeiſterten Bericht aus Frankfurt a. M. über eine Aufführung des Fiesko. Der Moniteur ſchreibt Tiesco und macht aus unſerm Schiller einen Scheller. Dies wäre alſo die erſte franzöſiſche Häutung ſeines Namens.

**) „Die Räuber" waren ſeit 1775 überſetzt.

Digitized by Google

zusammenfaßte. Schon am 19. Juni 1792 war er an der Spitze einer Anzahl Fremder, welche in ihren bunten Verkleidungen l'ambassade du genre humain vorstellen sollten, in der National-Versammlung erschienen, um für alle zu Paris lebenden Ausländer das französische Bürgerrecht zu fordern. Der Gedanke liegt nahe, daß er auch die Volksdeputation vom 24. August anregte und allerdings enthusiastisches Entgegenkommen fand; daß er bei seiner Bekanntschaft mit den Mitgliedern der Legislatur die Entschließungen der außerordentlichen Kommission beeinflußte; daß er dem Ungenannten soufflierte, der in der Sitzung vom 26. die Ernennung Schillers beantragte. Jedenfalls spielte er eine Rolle in dem Handel. Am 27., nachdem Tags zuvor das Gesetz angenommen und auch er, wie natürlich, zum französischen Bürger ernannt worden war, fühlte er sich gedrungen, den neugewonnenen Compatrioten seinen Dank zu sagen. In später Abendstunde erschien er wieder vor den Schranken der Nationalversammlung, sprach den Volksvertretern von der Weisheit ihrer Gesetze und von der Tapferkeit ihrer Heere, pries sich glücklich, fortan einem Volke zu gehören, das der Schrecken der Tyrannen sei. „Die kosmopolitischen Philosophen teilten eure Arbeiten und Gefahren, sie teilen nun euren Ruhm ... Gesetzgeber, ihr kennt den Preis philosophischer Köpfe, jetzt braucht ihr nur noch auf Tyrannenköpfe einen Preis zu setzen ... Für meinen Teil bin ich von Dank durchdrungen für euer philosophisches Dekret; ich fühle, wie sehr es mich und euch ehrt. Ich schwöre, der Weltnation (Nation universelle), der Freiheit, der Gleichheit, der Souveränetät des Menschengeschlechtes immerdar

Digitized by Google

treu zu bleiben. Von jeher war ich ein Freund Frankreichs; mein Herz ist französisch, meine Seele Ohnehosen (Gallophile de tout temps, mon coeur est français, mon âme est sans culotte. On applaudit)."

Die seltsame Rede beschloß in der französischen Legislative die Verhandlungen über einen Antrag, der, unmittelbar vom Volke gestellt, in der Nationalversammlung warme Aufnahme fand und die berühmtesten Tribunen zu eifriger Rede und Gegenrede befeuerte. Sie entlehnten der Zeit ihre Sturmsprache, deren Rauschen uns heute befremdlich anmutet und wohl gar zu einem überlegenen Lächeln verleitet. Doch lasse man lieber den wohlfeilen Spott und freue sich vielmehr, daß dank der überschwenglichen Eloquenz, auch Schillers Name mit einem weltgeschichtlichen Ereignisse verknüpft wurde, das nur blinde oder lichtscheue Menschen aus dem Buche des Lebens hinwegwünschen können. Schiller selbst hoffte damals noch Gutes von der französischen Revolution. Seine Ernennung zum französischen Bürger erfuhr er möglicherweise aus dem Moniteur, obgleich jener unorthographische Gilleers darin gut versteckt und nur einem suchenden Auge bemerkbar ist. Auch war es erst zwei Monate nach Eröffnung des Konvents, daß er an Körner schrieb (26. November): „Seitdem ich den Moniteur lese, habe ich mehr Erwartungen von den Franzosen." Zu derselben Zeit trug er sich mit dem Plane einer Pariser Reise; er wollte sich „bei den Franzosen bessere Hoffnungen verschaffen"; ihm träumte vielleicht gar von einem Sitze im National-Konvent. Le citoyen Gilleers, conventionnel! Das Gesetz vom 26. August sagte ausdrücklich, daß die neuen Bürger für

Digitized by Google

den Konvent wählbar seien, daß sie das Recht hätten, bei diesem großartigen Vernunftakte mitzuhelfen, de concourir à ce grand acte de raison. Warum sollte nicht der Dichter in einem Augenblicke schwärmerischer Laune daran gedacht haben, von diesem Rechte Gebrauch zu machen? Wenn er später, freilich in andrer Stimmung, dem Augustenburger schrieb, jeder selbstdenkende Mensch müsse der Revolution gegenüber Partei nehmen und sich als einen „Beisitzer jenes großen Vernunftgerichtes" ansehen, so war dies Wort vielleicht nur der Nachhall eines Wunsches, den er einst greifbar verwirklichen wollte, aber nunmehr in die stillere Sphäre philosophischer Betrachtung hinaufgerückt hatte. Wohl ihm und uns, daß dem so ward! Bedenkt man, daß all' die jungen Männer, welche in der Frage des Bürgerrechts das Wort führten, daß Bazire, Vergniaux, Lasource, Guadet, Chabot, Clavière, Danton, Roland und Anacharsis Cloots nach Jahresfrist ihr Haupt aufs Schafott trugen, so kann man sich eines Schauers nicht erwehren und eilt, der überflüssigen Hypothese das Licht auszublasen.

J. H. Campe.

Am 1. März 1798, ganz aus dem Reiche der Toten — es sind des Dichters eigne Worte — erhielt Schiller das französische Bürgerdiplom, das beinahe sechs Jahre lang seinen Herrn gesucht hatte. Danton und Clavière, die Unterzeichner des Ernennungsdekretes; Roland, dessen Name unter dem Begleitschreiben stand; General Custine, welcher das

Digitized by Google

Diplom, zugleich mit den Diplomen Campes und Klopstocks, auf seinem deutschen Feldzuge besorgen, das revolutionäre Ehrenzeichen gleichsam auf der Spitze seines Degens darbringen sollte: sie alle waren nicht mehr, waren seit Jahren schon über das Schafott hinweg ins Jenseits gegangen. Die Dekrete lagen verschollen in Straßburg und wären wohl im Staube einer Militärkanzlei vermodert, hätte sich nicht ein gewisser Andreas Meyer, einstens Custines Adjutant und später Bezirksrichter im Elsaß, der schwebenden Angelegenheit erinnert und das herrenlose Paket zu weiterer Erledigung an Campe nach Braunschweig geschickt. Warum gerade an Campe und nicht an Schiller oder Klopstock, Männer berühmteren Namens? Vielleicht, weil der Name des Braunschweiger Pädagogen in Frankreich allgemeiner bekannt war, als selbst die Namen unsrer größten Dichter. Im Revolutionsjahre 1789 hatte Campe mit seinem ehemaligen Zögling Wilhelm v. Humboldt eine Reise nach Paris gemacht, und der ruhige, bereits dreiundvierzigjährige Mann, damals schon „das Evangelium der Kinder", war von dem frisch entfesselten Freiheitssturme so begeistert worden, daß er seinen Aufenthalt an der Seine in hymnusgleichen „Briefen aus Paris" schilderte. In Deutschland las man die Briefe mit Entsetzen, in Frankreich mit Entzücken. Dieselben werden heute noch von den französischen Geschichtsschreibern als Quelle citiert, von Louis Blanc zum Beispiel, und scheinen zur Zeit ihres Erscheinens (1790) dem friedsamen Erzähler des „Robinson" den Ruf eines Revolutions-Helden eingetragen zu haben. Diesen Briefen verdankte er auch das französische Bürgerrecht.

Digitized by Google

Bei Gelegenheit der Diplomsendung entspann sich zwischen Braunschweig und Jena ein kleiner Briefwechsel, der wegen der noch brennend heißen Entrüstung, welche die Xenien des Dioskurenpaares in der deutschen Schriftstellerwelt und auch in Braunschweig hervorgerufen hatten, nicht ohne pikanten Beigeschmack gewesen sein mag. Die besten Stücke dieser Korrespondenz sind leider verloren gegangen oder noch nicht aufgefunden worden, sogar der erste Brief Campes, womit er das Diplom übersendete, und Schillers Antwort darauf, die er unter dem 2. März 1798 in seinem Kalender verzeichnete. An demselben Tage meldete er Goethe den Empfang des Dekretes: „Ich weiß nicht, wie es jetzt noch in Bewegung kam, aber kurz, es wurde mir geschickt, und zwar durch — Campe in Braunschweig, der mir bei dieser Gelegenheit die schönsten Sachen sagte.“ Worauf Goethe, vornehm spottend (3. März): „Zu dem Bürgerdekrete . . . kann ich nur insoferne Glück wünschen, als es Sie noch unter den Lebendigen angetroffen hat; warten Sie ja noch eine Weile, ehe Sie Ihre verewigten großen Mitbürger besuchen. Herr Campe scheint an der gefährlichsten aller Tollheiten, so wie noch mancher gute Deutsche, krank zu liegen . . . .“ Bald darauf gelangte nach Jena ein neues Schreiben aus Braunschweig:

Verehrter Herr Hofrat! Erst nachdem mein voriges Schreiben abgegangen war, bedachte ich, daß ich Ihnen auch eine Abschrift eines an uns beide gerichteten Briefes hätte schicken sollen, der die für Sie und mich bestimmten Pakete begleitete. Hier ist sie. Der Schreiber jenes Briefes, damals Custines Adjutant, ist jetzt Juge du Tribunal du

Digitized by Google

Département du Bas-Rhin in Straßburg. In dieser Stadt haben die Pakete und der Brief bis jetzt gelegen.

Ich erwarte den erbetenen Schein und verharre hochachtungsvoll Ihr Verehrer

J. H. Campe.

Braunschweig, den 3. März 1798.

Auch der Straßburger Brief, Original wie Abschrift, ist verschollen, während uns glücklicherweise das folgende, lesenswerte Schreiben des Braunschweiger Schulrates erhalten blieb:

Die Briefe zwischen Jena und Braunschweig gebrauchen mehr Zeit, als sie von Rechts wegen sollten. Ich empfing den Ihrigen vom 2. erst gestern den 8. und kann also auch erst heute den 9. ihn beantworten. Sie werden unterdes mein zweites Schreiben (vom 4. wenn ich nicht irre) schon erhalten haben, und es bleibt mir daher nur noch übrig, folgendes hinzuzufügen:

Ich erhielt das Paket von Rastatt durch den Gesandtschaftssekretär Dambmann, welcher mir meldete, daß der Bürger Andreas Meyer, jetzt Juge du Tribunal du Département du Bas-Rhin, es ihm mit dem Auftrage (von Straßburg) zugeschickt habe, es an mich zu befördern.

Ich habe für schicklich gehalten, sowohl zuvörderst dem Citoyen Meyer für seine Bemühungen, als auch dem Rate der 500 und in demselben der großen Nation, für die mir erwiesene Ehre zu danken. Dem Minister Roland, der uns die Urkunden zufertigte, und dem General Custine, der sie uns durch seinen Adjutanten zuschicken lassen wollte, aber

Digitized by Google

der damaligen Unruhen wegen nicht konnte, werden wir wohl erst in jenem Leben danken können.

Sehen Sie, lieber Mitbürger, dies ist alles, was ich davon zu sagen weiß, und was ich Ihnen schon in meinem ersten Briefe gesagt haben würde, wenn ich schon damals gewußt hätte, ob Sie mehr davon zu wissen wünschten. Es wird die Zeit kommen, wenn sie nicht schon da ist, da der Ehrenname, fränkischer Bürger, uns mehr als alle unsre andern Titel zur Ehre gereichen wird.

Ich freue mich übrigens, daß forthin mein Name zwischen dem Ihrigen und dem von Klopstock wenigstens in dieser Rücksicht zuweilen genannt werden wird, und schließe mit der wiederholten Versicherung meiner aufrichtigen Verehrung, in welcher selbst die Xenien mich nicht wankend machen konnten.

Br(aunschweig), den 9. März 1798.

J. H. Campe, Schulrat.

Der Schluß des Briefes erinnerte unsern Dichter in der liebenswürdigsten Weise an den xenialischen Feldzug, den er das Jahr zuvor im Verein mit Goethe unternommen hatte und worin auch gegen Campe wegen seiner bekannten sprachreinigenden Experimente mehr als ein Hieb geführt wurde. Der Braunschweiger war übrigens der Mann, sich zu wehren. Schiller nannte ihn die „furchtbare Waschfrau“,

Welche die Sprache des Teut säubert mit Lauge und Sand,

worauf Campe mit dem freundlichen Rat antwortete, seine Waschanstalt zu meiden, denn es warte

die Lauge,
Wartet der reibende Sand, wartet der striegelnde Kamm.

Digitized by Google

In einem andern Distichon wagte er es gar, Schiller einen Gimpel zu nennen, allerdings die Anmerkung beifügend: „Gimpel oder Dompfaff, der kunstreichste Sänger unter den Vögeln", und als Goethe den „Puristen" höhnisch fragte:

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
Nun, so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht?

da antwortete der rasch besonnene Sprachbürster:

Gib, auf meine Gefahr, ihm deinen eignen Namen,
Trifft er nicht jegliche Art, Eine trifft er gewiß.

Indes war Campe so vernünftig, außer der Beantwortung aller gegen ihn gerichteten Distichen keine weiteren Angriffe zu versuchen, und den Anstand, den er auf der litterarischen Mensur bewahrte, mußten selbst die Olympier in Weimar und Jena anerkennen. „Er hat sich höflich benommen," schrieb Schiller an Goethe, „aber den Pedanten und die Waschfrau aufs neue bestätigt." Daß der verdienstvolle Mann seinen Groll dem Gegner nicht lange nachtrug, beweist der von uns mitgeteilte Brief. Schiller war ihm durchaus sympathisch, während er gegen die ihm fremdartige Natur Goethes immerdar einen geheimen Widerwillen fühlte. Als er in späten Jahren einmal in Karlsbad mit dem gefeierten Dichter zusammentraf, sagte er ihm mit erzwungener Höflichkeit seine grobe Meinung: Er habe zwar allen Respekt vor den erstaunlichen Fähigkeiten seines Geistes, „aber, sehen Sie! Das sind alles Dinge, die mich nichts angehen und auf die ich gar nicht den Wert legen kann, den andre Leute darauf legen." (Eckermanns Gespräche mit Goethe.)

Digitized by Google

Der Braunschweiger war offenbar von ziemlich hartem Stoffe. Lessing nennt ihn einen festen und unschwärmerischen Mann. Aber in solchen, anscheinend kühlen Verstandesmenschen wohnt bisweilen das höchste Talent für edle Begeisterung, und wir haben schon gehört, daß Campe dem großen Zuge der neuen Zeit mit Kopf und Herz sich hingegeben hatte. Die politische Leidenschaft, eine noch junge Erscheinung für Deutschland, brannte in seinem Busen; es war kein krankhaftes Schwärmen, sondern ein zweckbewußter Enthusiasmus für Freiheit und Menschenrecht, ein edler Glaube an die Revolution, und wenn er sich durch die unabwendbaren Ausschreitungen derselben nicht beirren ließ, so geschah es in der klaren Erkenntnis, daß die über den Rhein herübergekommenen Ideen dem deutschen Volke noch reicheren und dauerhafteren Segen bringen würden, als dem französischen. Der germanische Purist wußte, was Deutschland den Franzosen oder, wie es damals hieß, den Neufranken schuldete; in patriotischer Meinung freute er sich an dem Ehrennamen eines fränkischen Bürgers. Auch stand er keineswegs allein mit seinem politischen Radikalismus. Das halbe Deutschland bewegte sich mit seinem Fühlen und Denken in derselben Sphäre. Die deutsche Philosophie holte aus der Revolution Stoff zu spekulativen Exerzitien. Revolutionäre oder wenigstens revolutionäre Dilettanten gab es allerwärts, im Palast wie in der Hütte. „Unterhaltungen über Menschenrechte, über Freiheit und Gleichheit, über die Heiligkeit der Verträge, der Eidschwüre, über die Gründe und die Grenzen der Rechte eines Königs lösten zuweilen in glänzenden und glanzlosen Zirkeln die Gespräche von neuen Moden und alten Aben-

Digitized by Google

teuern ab"*). In Schillers eignes Haus, bis in die „Horen", deren Gründer und erster Leiter er war, hallte der Beifall, der den Franzosen aus deutschem Munde gespendet wurde. Man schwärmte in den Spalten dieser Monatsschrift von einer gleichzeitigen Wiedergeburt Galliens und Germaniens; man konnte dort den monumentalen Wahn einer deutsch-französischen Realunion gedruckt lesen: „Immerhin möchte alsdann eine neue fränkische Universal-Monarchie aus beiden Staaten errichtet werden!"**) Schiller selbst, der Sänger der Idee, war im Grunde seines Herzens nichts andres als ein Revolutionär, obgleich nichts weniger als ein Freund seiner Mitbürger vom Nationalkonvent. Bekannt ist, wie hart er dieselben beurteilte. Die Nachricht vom Tode Ludwigs XVI. traf ihn, als er eben seinen Hochflug nach dem Begriff des Schönen begonnen hatte; zu grell war der irdische Klang, der ihm in die Region der reinen Form nachscholl, als daß er nicht seine Entrüstung geweckt hätte. Nun verzichtet er mit Abscheu auf die liebgewordene Lektüre der Pariser Zeitungen; die französischen „Schindersknechte" ekeln ihn an; über der Schrift, die er „wirklich für den König angefangen", kann ihm nicht wohl werden; alle Tagespolitik wird ihm ein Greuel; er entflieht der Gegenwart, und von der öfters ausgesprochenen Absicht, zu der großen Frage des Tages schriftstellerisch Stellung zu nehmen, ist fortan in den Briefen an Körner keine Rede mehr.

*) J. G. Fichte über die französische Revolution, „zur Beurteilung ihrer Rechtmäßigkeit" (1793).

**) Beitrag zu einer Geschichte des französischen National-Charakters (Woltmann), „Horen", 1795.

Digitized by Google

Höchst eigentümlich ist es und, wenn es überhaupt gesagt wurde, nicht genug betont, daß der ältere, kühlere Freund in Dresden bei allem Widerwillen gegen die blutigen Revolutionsspiele viel freisinniger und gelassener darüber sich äußert, als unser Dichter. Der wackere Oberappellationsgerichtsrat meistert in diesem Punkte den jungen Professor der Geschichte. Schiller hatte ihm vorgeschlagen, eine Geschichte der Cromwellschen Revolution zu schreiben. „Es ist sehr interessant, gerade in der jetzigen Zeit ein gesundes Glaubensbekenntnis über Revolutionen abzulegen; und da es schlechterdings zum Vorteile der Revolutionsfeinde ausfallen muß, so können die Wahrheiten, die den Regierungen notwendig darin gesagt werden müssen, keinen gehässigen Eindruck machen." Körner aber will an dem Stoff kein Gefallen finden: „Ihn als ein warnendes Beispiel zu behandeln, ist ein geistloses Geschäft. Und wird er mit Begeisterung für die Größe, die er enthält, bearbeitet, so ist er für die jetzigen Zeiten bedenklich. Das Feuer, welches jetzt brennt, ehre ich als das Werk einer höheren Hand und erwarte ruhig den Erfolg. Ich mag weder Oel noch Wasser hineingießen. Was ich über diese Begebenheiten denke, darf ich nicht schreiben, und was ich schreiben darf, mag ich nicht denken." Auch zu Schillers Plan, für die Sache Ludwigs XVI. die Feder zu führen, schüttelt er den Kopf: man müsse die Zeiten sich erfüllen lassen; im Moment der Krise, wo alles zwischen zwei Extremen der Leidenschaft, zwischen Furcht und Uebermut schwanke, sei keine ruhige Untersuchung möglich. Spuren ähnlicher Gedanken lassen sich in den Briefen an den Augustenburger nachweisen. Es sind wohl

Reminiszenzen aus dem Briefwechsel mit dem Dresdener Freunde.

Niemals konnte es einem Schiller in den Sinn kommen, die Rechtmäßigkeit der Revolution mit voller Ueberzeugung zu leugnen; er bestritt die Personen, die Methode, die Mittel der Ausführung, nie die Sache. Hätte er anders sein französisches Bürgerdiplom, eine Gabe der Revolution, ein Geschenk von Schindersknechten, behalten und gar hochhalten können? Palleske meint in einem Kapitel seines Schillerbuches, worin übrigens dem Freiheitssinne unsres Dichters volle Anerkennung wird, er habe nach dem 21. Januar 1793 das neue Bürgerrecht „schaudernd von sich gewiesen". Wohl hätte er die besten Gründe dazu gehabt, denn alle jene Revolutionshelden, welche in der Parlamentssitzung vom 26. August 1792 für die Bürgerrechtsverleihung an die hervorragenden Freiheitsmänner des Auslandes das Wort führten und deren Beredsamkeit auch dem deutschen Dichter zu der seltsamen Ehre verhalf, sie alle hatten für den Tod des Königs gestimmt. Gleichwohl findet sich nirgends eine Handhabe, woran sich die Behauptung des Schillerbiographen halten könnte. Gewiß bleibt nur, daß Schiller das französische Diplom, als es aus langjähriger Verschollenheit in seine Hände kam, durchaus nicht schaudernd in den Papierkorb warf. Körner gegenüber nennt er es ausdrücklich eine Ehrenbezeugung, und spricht er auch zu Goethe, der die ganze Angelegenheit leise bespöttelte, etwas gleichgültiger von dem Dekret, so meint er doch in einem Briefe an ihn: „Es wird nicht ganz übel sein, wenn ich es dem Herzog notifiziere, und um diese Gefälligkeit ersuche ich Sie, wenn es Sie nicht

Digitized by Google

beschwert. Ich lege deshalb die Akta bei.“ Und einige Tage später (9. März 1798): „Der Herzog, wie mir mein Schwager sagt, wünscht, daß ich mein Bürgerdiplom der Bibliothek schenken möchte, wozu ich sehr gern bereit bin. Ich will es bloß abschreiben und mir im Namen der Bibliothek attestieren lassen, daß das Original bei ihr niedergelegt ist, wenn einmal eines meiner Kinder sich in Frankreich niederlassen und dieses Bürgerrecht reklamieren wollte.“ Das klingt doch wahrlich nicht nach Schaudern und Abscheu.

Goethe antwortete (10. März): „Von Ihrem Bürgerdiplom wollen wir Ihnen eine vidimierte Abschrift mit dem Bekenntnisse, daß solches auf der fürstlichen Bibliothek verwahrt sei, ausfertigen lassen. Es ist recht artig, daß Sie des Herzogs Gelüst nach diesem Dokumente befriedigen. Es ist schon ein ähnliches reponiert, die Nachricht in vielen Sprachen, an alle Völker der Welt von der herrlichen französischen Nation.“ Am 18. März wurden die Papiere von Goethe und Voigt dem Rate und Bibliothekarius Spilker eingehändigt, „um solche, wenn sie vorher gehörig eingetragen worden, an einem schicklichen Orte zu reponieren und zu verwahren“.

Dort in dem französischen Schlößchen zu Weimar, wo jeder Tritt kleine Erinnerungen an große Menschen im Schlummer stört, dort liegen die Papiere noch heutigen Tages, zwar nur eine Museumsrarität, aber doch von idealem Werte als das Andenken stürmischer Zeiten, als ein stilles Zeichen, daß der nationale Dichter allerorten, wo Freiheit und Wahrheit etwas galten, in Ehren stand. W.

Digitized by Google

Unbekannte.

Digitized by Google

Unbekannte.

Wir haben immer noch die leidige Gewohnheit, den Namen Schillers mit weinerlicher Stimme auszusprechen. Die Bewunderung seines Genius und der Jammer über die Härte seines Schicksals begegnen sich im Munde des Deutschen. Das Bild des Dichters hängt schwarz umrahmt vor unsern Augen, seine hohe Gestalt verschwindet im Dunkel der Not und Entbehrung, sein Leben gleicht einem Nachtstück. Von den Sonnenblicken seines irdischen Daseins zu reden, erscheint beinahe als ein nationales Verbrechen, jedenfalls als ein Akt der Herzlosigkeit.

Und doch hatte des Dichters Lebenslauf viel freundliche Lichtseiten, wäre es recht und billig, auch diese bisweilen hervorzukehren und das Bild des Dichters mit einigen Glücksstrahlen zu beleuchten! Um nur eines anzudeuten: hatte er nicht Glück, wirkliches Glück in der Freundschaft? War ihm nicht in der Liebe der große Wurf gelungen? Und hörte er nicht den lauten Beifall der Mitwelt auf der beschwerlichen Reise zur Unsterblichkeit? Ja, Freundschaft, Liebe, Bewun-

Digitized by Google

derung waren die treuen Hüterinnen seines Schicksals und halfen ihm redlich das schwere Teil Ungemach tragen, das ihm hienieden beschieden war. Die Himmlischen führten nicht immer gräfliche und fürstliche, noch irgendwie bekannte Namen, sie liebten es vielmehr, manchmal in unbekannter Gestalt zu erscheinen, mitten aus der Menge herauszusprechen. Briefe der Anerkennung, der Verehrung von fremder oder halbvergessener Hand bekam der Dichter in erfreulichster Anzahl, und er muß diese Beifallsäußerungen als echte Brustlaute der Volksstimme lieb gehabt haben, denn er hat die Blätter sorgsam aufbewahrt und ihnen neben den Briefen berühmter Männer einen Raum gegönnt. Wer weiß, ob er nicht angesichts der unbekannten Zeugen seines Ruhmes Augenblicke des innigsten Glückes genoß? In einem solchen Augenblicke sang er wohl:

Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt!
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte;
Weil er der Glücklichste ist, kannst du der Selige sein.

Einige unbekannte Verehrer des Dichters also möchten wir schließlich zum Wort kommen lassen. Leider enthält unsre Sammlung aus der bunten Mannheimer und Dresdener Zeit, über die man immer noch genaueres erfahren möchte, nur wenige Briefe, und diese sind von zweifelhaftem Interesse für das größere Publikum. Da schreibt beispielsweise ein gewisser Grub, der sich einen Commissaire de la révision des postes Impériales nennt und mit seinem Bruder dem Schillerschen Freundeskreise in Mannheim angehört zu haben scheint:

Digitized by Google

„Rothenburg ob der Tauber, den 1. Nov. 1784.

Mein liebster Freund! Nicht wahr, meine jüngsthin so schnell erfolgte Abreise von Mannheim muß Ihnen einerseits keinen vorteilhaften Begriff von der Heiligkeit meiner Versicherungen gemacht haben, anderseits aber können Sie daraus auf die Herrschaft schließen, die ich über mich selbst habe. Das werden Sie mir wohl glauben, daß ich, ohne Schmeichelei (ich kenne diese Sprache unter Freunden nicht), eine Abendstunde in Ihrer angenehmen Gesellschaft weit lieber, weit froher durchlebt hätte, als hier unter den leeren Kirchturmsköpfen der fetten, wohlgemästeten Stadt Rothenburg ein ganzes Jahr. Allein mein Vergnügen mußte ich diesmal der Pflicht aufopfern, die mich abrief. Die dringendsten Geschäfte, bei welchen periculum in mora war, warteten meiner. Mein Bruder wird Ihnen, mein Bester, die weiteren Gründe meiner Entschuldigung angeführt und den Mißmut erzählt haben, der durch meine schnelle Abrufung von Mannheim bei mir verursacht wurde."

Schiller war damals im Begriff, die „Rheinische Thalia" herauszugeben. Unser Grub erbietet sich daher, in der fränkischen Gegend, sowie in Regensburg, München, Augsburg, wo er „mit den besten, aufgeklärtesten Köpfen in genauer Verbindung stehe", Liebhaber zu werben; auch möge sich Schiller nur an ihn wenden, wenn er etwas mit den Reichsposten abzumachen habe; und schließlich will er den Namen des jungen Dichters sogar in Italien verbreiten, denn er kenne einen vortrefflichen Mann, den Baron Bassus, der eine Buchdruckerei an der südlichen Grenze errichtet habe

Digitized by Google

und die besten Werke der deutschen Muse in guten Uebersetzungen unter den italienischen Himmel zu verpflanzen gedenke. Kurz, der gute Reichsposten-Revisions-Kommissarius wäre glücklich, wenn er dem Mannheimer Theater-Poeten einen Dienst erweisen könnte.

Der eine möchte seinen Schiller nach Italien verpflanzen, der andre spricht davon, ihn in Paris heimisch zu machen. Da sitzt tief unten im südlichen Frankreich, in der Universitätsstadt Montpellier, ein junger Mann des Namens Gegel, ein ins Ausland verschlagener Karlsschüler. Der Sohn eines württembergischen Hofrats, war er der Kommilitone Schillers auf der Militär-Akademie gewesen, war nach seinem Austritte Hofmeister beim Vicomte de Polignac in Montpellier geworden, und als er denn eines Tages, fern vom Vaterlande, den Erfolg der Räuber und den Ruhm ihres Verfassers erzählen hört, da kann er sich nicht enthalten, dem ehemaligen Studiengenossen einen Gruß aus der Fremde zu senden. Sein Brief ist vom 12. August 1787:

„Wertester Freund, verdienstvoller Mann! Die Verbindung, in welcher wir ehemals miteinander standen, die Achtung, die mir schon vor längst Deine großen Eigenschaften einflößten, geben mir vielleicht noch einiges Recht an Deine Freundschaft. In dieser Hoffnung bediene ich mich auch jetzt noch des vertraulichen Stils, der ehemals unter uns herrschte. Man gab mir öfters Nachricht von Deinem aufkeimenden Ruhme; selbst vor einigen Wochen sprach ich noch mit einem jungen Schweizer von Deiner Tragödie, „Die Räuber" betitelt. Er sprach mit dem größten Lob davon,

Digitized by Google

allein unglücklicherweise mußte ich mit seiner Erzählung zufrieden sein, denn das Schauspiel selbst konnte ich noch nicht haben. Was mich noch weit begieriger auf die Sache machte, war eine Anekdote, die ich in einem französischen Buche darüber las, nämlich die Verschwörung junger Edelleute von Freiburg, die eine Räuberbande aufrichten wollten. Die Sache schien mir so sonderbar, daß ich das Buch gekauft habe. Ich sehe mit großem Leid, daß Dir dieses Schauspiel viele Feinde und Verfolger zugezogen. (Die Worte sind aus einem Prospektus, den Du herausgegeben, gezogen.) Mich schmerzte besonders diese Phrase: „Les voleurs me coûtent ma famille, ma patrie" — und diese: „à présent toutes mes relations sont rompues." *) Wieso, liebster Freund! Wie konnte denn ein Schauspiel Dir ein Vaterherz entziehen? Du schriebst wohl nicht gegen den Fürsten oder die echte Moral? Hatten Deine Freunde wohl die Niederträchtigkeit, Dich zu verlassen, weil Du einigen hohen Personen mißfallen? Ein rechtschaffener Mann bleibt immer mein Freund, wäre er auch in Fesseln unschuldigerweise gelegt. Sobald ich Dein Unglück erfahren, nahm ich mir vor, Dir zu schreiben, Dir meine Dienste anzubieten. Wenn ich Dir je zu etwas in Frankreich dienen kann, so schreibe mir es; ich habe ziemlich Freunde hierzulande, selbst zu Paris. — Dein Schicksal interessiert mich außerordentlich; ich kenne Deine Denkungsart, Dein Herz — Deine Einbildungskraft ist

*) Aus der Ankündigung der „Rheinischen Thalia", Dezember 1784 im Deutschen Museum erschienen: „Die Räuber kosteten mir Familie und Vaterland ... nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöset. Das Publikum ist mir jetzt Alles u. s. w.".

Digitized by Google

brennend und feurig, aber Dein Herz ist edel. — Schreibe mir doch ums Himmelswillen etwas von Deinem Schicksal. Wie geht's mit Dir, bist Du noch nicht mit Deiner Familie ausgesöhnt? Hat der Herzog denn Dir seine Gnade auf immer entzogen? Wer konnte wohl sich einbilden, daß jenes Schauspiel (von dem wir ehemals öfter miteinander auf dem Krankenzimmer gesprochen*) Dir soviel Verdruß bringen würde. Man hat es ins Französische übersetzt; ich habe es noch nicht gelesen. Auch sagt ein Journalist, daß Deine „Kabale und Liebe" höchst seltene Schönheiten enthalte. Soviel ich aus dem Wochenblatte ersehen, bist Du Hofrat zu Mannheim und mithin unter fremdem Schutz; so kann der Herzog Dir nichts schaden. Schreibe mir bald unter der Adresse: ‚A Mr. Mr. Gègel, gouverneur du fils de Mr. le Vicomte de Polignac à Montpellier.'"

Der Brief hat eine französische Nachschrift, womit der Autor seine welsche Sprachfertigkeit glänzen lassen möchte. Wir lesen darin die artige Prophezeiung:

... Votre sort ressemble à celui des grands hommes qui ont commencé par être persécutés et qu'on à été obligé d'admirer à la fin. On peut mépriser un homme d'esprit sans vertu, mais un homme qui réunit des qualités estimables du coeur à celles de l'esprit triomphe tôt ou tard sur les ennemis ...

Noch wäre die Adresse ihrer Unrichtigkeit halber zu beachten: „A Monsieur, monsieur Schiller, conseiller aulique de l'Electeur du Palatinat — Bavière — Mannheim".

*) Bestätigung einer vielfach erzählten Schiller-Anekdote.

Digitized by Google

Schiller war niemals bayrischer oder kurpfälzischer Hofrat gewesen. Um jene Zeit begnügte er sich noch mit dem einsilbigen Titel eines weimarschen Rats, hielt sich auch nicht mehr in Mannheim auf, sondern hatte schon Leipzig und Dresden hinter sich und genoß die Flitterwochen seines ersten Weimarer Aufenthaltes. Allein es bleibt am Ende ganz gleichgültig, ob man in Montpellier über die Einzelheiten seines Lebens gut oder schlecht unterrichtet war. Daß man sich überhaupt um dieselben in fremden Landen kümmerte, daß schon 1787 jenseits der Vogesen der Name Schillers mit Achtung genannt wurde und sein Schicksal Teilnahme erregte, das ist die beachtenswerte Thatsache, welche von unserm Briefchen nachdrücklich bestätigt wird. Die erste französische Uebersetzung der „Räuber" reicht ins Jahr 1785 zurück; sie erschien unter dem Titel: „Les voleurs" in dem „Nouveau Theâtre allemand". Bekannter wurde freilich nach einigen Jahren (1792) die gewaltsame Bearbeitung Lamartelières, der seinen Räubern gesinnungstüchtige Jakobinermützen aufs Haupt stülpte und seinen „Robert, chef de brigands" als großen Revolutionshelden idealisierte. George Sand in ihrer „Histoire de ma vie" erzählt eine erbauliche Aufführung dieses Stückes, bei welcher ihr Vater die Titelrolle spielte.

Die erste Vorstellung in Paris fand nach dem Moniteur am 10. März im Théâtre du Marais, rue Couture-Sainte-Cathérine, statt. Der Theaterzettel nannte das Stück einen „fait historique en 5 actes". Baptiste der ältere spielte die Hauptrolle. Der Erfolg scheint bedeutend gewesen zu sein, obgleich die Kritik dagegen auftrat. Es sei eine Thor-

Digitized by Google

heit, sagt der Kritiker des Moniteur (27. März 1792), Dramen aus Deutschland zu holen, woselbst das Theater erst beginne. „La pièce des Voleurs, composée en allemand par M. Schiller — der Name ist diesmal richtig gedruckt — est un ouvrage monstrueux, sans unité, sans vraisemblance, sans intérêt. Le génie et le talent y brillent par intervalles, la raison et le goût en sont presqu'entièrement exclus." Zum Glück habe der französische Autor des Stückes viele Gebrechen des Originals beseitigt. Etwas milder, obgleich unter allerhand Vorbehalt, drückte sich das Journal de Paris aus. Nicolas Brazier, der Chronist der petits théâtres de Paris, sagt über die Vorstellung im Marais-Theater, an dessen Schicksal Beaumarchais ganz besonderen Anteil nahm: „Un drame allemand, Robert, chef de brigands, imité des Voleurs de Schiller, fit grand bruit sur cette scène. Ce drame, à l'époque de son apparition, devait être un excitant. Les tête étaient exaltées, on en voulait aux nobles, aux riches, et la devise de Robert était formulée par ces mots terribles: Guerre aux châteaux, paix aux chaumières! . . ."

Jedenfalls dürfen wir annehmen, daß auch in Frankreich eine kleine Gemeinde existierte, für die unser Dichter nicht bloß ein gewisser Gille, sondern ein echter und richtiger Schiller war. Ebenso scheint man sich dort von den Nachwehen der Räuber nicht minder fabelhafte Dinge erzählt zu haben, als in Deutschland. Die Verschwörung der Freiburger Edelleute, wovon obiger Brief spricht, erinnert lebhaft an das niedliche Komplott jener Schulknaben, die sich

Digitized by Google

in einer schwäbischen Stadt als Räuberbande organisieren wollten und daran nur durch die Weichherzigkeit eines Mutterssöhnchens verhindert wurden, das vor der Fahrt nach den böhmischen Wäldern seiner Mama ein umständliches Lebewohl sagte. Vielleicht handelt es sich jedoch nur um eine andre Lesart der nämlichen Geschichte.

Wie dem auch sei, der Brief Gegels bleibt immerhin ein kleiner Beitrag zu dem Anekdotenschatze, der sich um die Räuber reicher als um irgend ein andres deutsches Theaterstück angehäuft hat, und schien uns deshalb hier eine Stelle zu verdienen. Der Schreiber des Briefes gehört zufälligerweise zu den Mitschülern, über deren Benehmen und Charakter Schiller, dem sauberen Brauche der Militär-Akademie zufolge, an den Herzog zu berichten hatte. Er rühmte seine fürtrefflichen Gaben und seinen Privatfleiß, seine Dienstfertigkeit und Treue und andres Gute, konnte aber Veränderlichkeit, Fürwitz und Unhöflichkeit als minder angenehme Eigenschaften nicht unerwähnt lassen. Ob er sich wohl, als ihm der Brief aus Montpellier zu Händen kam, an das ihm aufgedrängte Richteramt erinnern mochte?*)

Italien, Frankreich — Paris, Montpellier, Rom vielleicht — man sieht, die Bewunderung für den deutschen Dichter fängt an, ziemlich weite Kreise zu ziehen, und da wir nun einmal die deutsche Sprachgrenze überschritten

*) In der „Archivalischen Nachlese zur Schiller-Litteratur" von Dr. v. Schloßberger steht auch ein Bericht Gegels über Schiller: „Dieser ist mit seinen Mitbrüdern sehr verträglich. Am Körper und im Zimmer sucht er alle Zeit die Ordnung zu beobachten. Er besitzt ausnehmend gute Fähigkeiten. Er ist sowohl zu Haus als in den öffentlichen Stunden sehr fleißig. Zur Dichtkunst hat er einen sehr großen Hang."

Digitized by Google

haben, so wollen wir nicht versäumen, auch den Brief eines jungen Ungars mitzuteilen, der in der Vergötterung unsres Dichters das denkbar Höchste leistet und seiner warmen, leidenschaftlichen Sprache wegen wohl verdient, gelesen zu werden.

Wohlgeborner Herr Hofrat!

Es ist eben so ungewöhnlich nicht, von einem fremden, unbekannten Freunde einen Brief zu erhalten; aber eben in meinem Vaterlande sich einen Verehrer verschafft zu haben, der, von der wärmsten, herzlichsten Liebe gedrungen, in einer süß-schwärmerischen Stunde die Feder ergreift, um an den geliebten — Unbekannten zu schreiben — das könnte mehr ungewöhnlich sein. In meinem Vaterlande, sage ich, denn ich bin ein Ungar, aus einem Lande, wo noch vor fünfzig Jahren die ganze Kenntnis fremder Gelehrten sich kaum weiter als auf eine höchst magere, von unsern auf deutsche Universitäten geschickten Theologen hin und wieder zusammengeraffte Namen alter Foliantisso-Theologen, erstreckte. Doch diese Zeiten sind nicht mehr; Deutschlands große Männer sind uns jetzt ebensowenig fremd, als unsre vaterländischen Schriftsteller. Und eben weil ich sie kannte, weil ich ein Ungar bin, frei wie die Nation, warm wie mein Klima, unterstand ich mich, an Sie zu schreiben. Schelten Sie mich nicht unhöflich, daß ich meinem Herzen gefolgt bin, Ihnen zu danken, Sie zu versichern, daß ich Sie liebe als meinen Bruder, daß ich Sie verehre als meinen Genius.

Ich werde Sie vielleicht nie sehen, werde Sie nie kennen, Sie mich nie kennen, und doch ist dieser mein Wunsch heiß wie mein Gebet; ich möchte Sie so gern nur ein kleines,

Digitized by Google

kleines Stündchen sprechen, fassen ins Auge den großen Verewiger Fieskos, umarmen den Mann, der mit unerkünstelter, warmer Empfindung malte den staunenswürdigen Räuber, küssen den edlen Mann, der mein menschliches Ideal bleiben soll, so lange ich lebe. Aber ich trauere mit Klopstock: Herzen finden sich nicht, die füreinander doch und zur Liebe geschaffen sind; sie trennt die Nacht fernerer Himmel. Es ist nicht Hochmut, der mich sagen läßt: unsre Herzen sind füreinander geschaffen; nein! es ist der Gedanke, an dem ich mich weide, den ich tausendmal denke, bei dem ich tausendmal schlummernd schwärme, um ihn wieder tausendmal lebhaft denken zu können. Und wäre ich unter dem Himmel geboren, wo Sie aufwuchsen, ich möchte streben nach Ihrer Freundschaft, geizen mit Ihrer Liebe, wenn ich sie erhielte — und erhalten müßte ich sie, oder die Einstimmung der Grundsätze, das geheime Sehnen, der allmächtige Zug der Seele nach dem lieben Gegenstande ist zu ohnmächtig, eine Freundschaft zu stiften.

Ich habe Ihre Schriften gelesen, zwar nicht alle, doch Eine nur war schon genug, um mich Ihnen ewig zu verbinden. Doch ich will sie, die enthusiastischen Stunden, die sie über mich ausgossen, nicht wiederholen; es könnte dem biederen Verfasser manches Schmeichelei scheinen, was der liebende Jüngling warm niederschrieb, und schmeicheln möchte ich einem Manne wie Ihnen nicht. Wie oft stieg mir der Wunsch bei Ihrem Fiesko auf, möchte doch Schiller einen Rakoczi, Naadoschti*), Banko**) verewigen, möchte er doch,

*) Nádasdy, der tapfere Verteidiger Ofens gegen die Türken (1529).
**) Bankos, Bánk Bán; derselbe, den Grillparzer in „Ein treuer Diener seines Herrn" behandelt.

Digitized by Google

der allein fähig und — wert ist, diese Männer ins Leben rufen, verkünden weit die Edlen, deren Ruhm, wären sie von Römerinnen geboren, allumfassender würde, als der Ruhm eines Scipio oder Cäsar. Dann beneidete ich Aeneas seinen Virgil nicht, nicht dem Achill seinen Homer; denn Schillers Geist ruhte über Ungarns Helden, der Geist, der Thäler zu Bergen umschafft, der uns mächtig anspornt, zu thun, was wir ewig unterlassen hätten. Denn wer vermochte mich zu überreden, den Plutarch lateinisch zu lesen (Griechisch kann ich nicht), hätte nicht Moor gesagt: „Mir ekelt vor diesem tintenklexenden Säkulum, wenn ich meinen Plutarch*) lese von großen Menschen!“

Mein Brief wird lang, und doch möchte ich ihn noch verlängern, ob ich auch die vorteilhafte Regel weiß: Mach' deine ersten Besuche kurz. Es ist wirklich eine eigne Sache, wenn man Männern schreibt, wo sich das Herz so gern ergießen möchte, und wo man mit jedem Schritt befürchtet, den Anstand noch mehr zu beleidigen, den man ohnehin schon überschritt. Meine Neugierde möchte es so gern, zu fragen, welche waren Ihre großen Muster in der Dramaturgie? war es die Natur allein oder auch die Engelländer und ein Lessing? Haben Sie noch mehr so dreiste unbekannte Freunde? — Könnten Sie wohl auch mich lieben? — Werden Sie wohl nach Lesung dieses Briefes an mich — denken? — — Ich blicke nach Ihrem Porträt, mein Herz fragt: Ist er wirklich so? Er war ja krank, wo — wie hat er sich geändert? — Doch ich werde plapperhaft wie ein Weib.

*) Soll heißen: in meinem Plutarch.

Digitized by Google

Leben Sie wohl! — Ich schließe — und wie ich eben gewahr werde — einen sehr unzusammenhängenden Brief. Doch Sie werden vergeben. Das ist ja der natürlichste Fehler, wenn das Herz die Feder führt. Leben Sie wohl, geliebter, großer Mann! Und habe ich mich übereilt, so vergeben Sie meinem Herzen. — Daß ich kein Deutscher bin, das zeigt meine unzierliche Schreibart; daß ich noch sehr jung bin, das werden Sie aus meinem Briefe schließen; daß ich beim Militär bin, das werden Sie vielleicht noch erfahren; daß ich Sie über alles schätze, davon überzeuge Sie mein Brief. Wollten Sie mich wohl einer Antwort wert achten (das einzige, um was ich Sie — neben Ihrer Liebe, bitte), so findet mich Ihr Brief noch innerhalb sechs Wochen in Oedenburg; dann haben wir Order, aufzubrechen — wohin? das weiß Gott! Vielleicht wider die Gallier, was ich als Soldat wünschen muß und was ich als Ihr Verehrer sehnlich wünsche, um die Hoffnung haben zu können, bei unserm Zuge nach Deutschland den Mann zu finden, den ich so gern mündlich überzeugen möchte, daß ich ewig bin Euer Wohlgeboren Verehrer

Oedenburg, 11. Mai 1793.

Eduard v. Lakfalvy.

„Denn Schillers Geist ruhte über Ungarns Helden!" Diese Zumutung, der magyarische Nationaldichter zu werden, und womöglich die römische Leuchte mit der ungarischen Ruhmessonne zu überstrahlen, mag der Dichter milde belächelt haben — ähnliche Ratschläge mußte er oft genug über sich ergehen lassen — anderseits aber dürfen wir wohl glauben, daß er eine so begeistert aufbrausende Huldigung,

Digitized by Google

wie sie die Zuschrift des Ungarjünglings ihm darbrachte, nicht ohne herzliche Freude entgegennahm.

Der Brief wurde nicht beantwortet. Wie hätte auch der vielbeschäftigte Mann, auf dem die volle Bürde des Ruhmes lastete, bei dem der Dichter jeden Augenblick vom Professor, Schriftsteller oder Journalisten verdrängt wurde — wie hätte Schiller die Zeit finden können, jeden einzelnen Beifallsruf, der aus der europäischen Lesewelt ihm entgegenschallte, zu erwidern. Und hätte er es gethan, so wäre nur der Wert dieser meist naiven und uneigennützigen Bewunderung geschmälert worden, vielleicht ein Austausch schaler Komplimente, ein götzendienerischer Verkehr zwischen dem Gotte und seinen Gläubigen daraus erwachsen. Besser, daß es nicht geschah. Die unbekannten Stimmen, die Schiller aus der Ferne grüßten, hatten die schöne Aufgabe, dem Dichter Augenblicke reiner Freude zu bringen; sie waren dazu bestimmt, in seiner stillen Stube zu verhallen.

Digitized by Google

Namenregister.

Abold, Musiker 192.
Adlerskron, Gustav Behagel von 294—304. Biographisches 295 ff. Beziehung zu Schiller in Jena 296. Zu Fr. v. Beulwitz 296—303. Aufenthalt in Stuttgart 296. Vergebliche Versuche, eine Hofmeisterstelle zu erlangen 298. Fernere Lebensschicksale 300 ff.
Ahlfeldt 237.
Albrecht, Sophie, Schauspiel 100.
Alexander I., Kaiser v. Rußland 235.
Allgemeine deutsche Biographie 353.
Allgemeine Zeitung 130.
Amalie, Anna, Herzogin von Weimar 268.
Andreä, D. 36.
— Luise (verh. Zumsteeg) 36 40.
— Wilhelmine („Laura") 40 f. 259.
Andrieux, Intendant 125.
„Ardinghello" 111.
Arnim, Henriette Elise v. 100—110 268 283. Erste Begegnung m. Schiller 100—103. Besuch in Tharandt 104. Sch's Eifersucht 105. Bruch 106. Rechtfertigung 110. Lebensschicksale und Tod 110.
Augustenburg, Christ. Friedr. Herzog von 17 199—216 370 378. Unterstützung Sch's. Briefwechsel 205 ff. Brand der Christiansburg 206. Stellung zu seinem Volk 206 f. Briefe Sch's „über die ästhetische Erziehung des Menschen" 208. Umarbeitung für die Horen nicht gebilligt 210.

Babo, Joseph Maria v. 169.
Baggesen, Jens 200—216 228. Erste Begegnung mit Schiller 200. Interessiert den Herzog Augustenburg für Schiller 201. Krankheit in Kiel 220.
Bankos 393.
Baptiste d. ä. 389.
Bassus, Baron 385 f.
Baumann, Hofkaplan 36 38.
— Katharine, Schauspielerin 34 259 283.
Bazire 360 361.
Beaumarchais, P. A. de 96 390.
Beck, Frl., Schauspielerin 161 165.
— Karol. (geb. Ziegler) 163.
— Heinrich 114 147—175 180 262 265 267 281 309. Charakteristik 149 f. „Kosinski" 150. „Posa" oder „Carlos" 150 f. Urteil Sch's über B. 151. Beziehung zu

Digitized by Google

Charl. v. Kalb 265. Ueber die Theaterbearbeitung d. „Carlos“ 155 f. Hilfeleistung bei dem Brand in Schwans Hause 158 f. Mit Iffland und Beil in Käfferthal 162 f. Verlust seiner Gattin Karoline 163. Wiederverheiratung mit Frl. Schäfer 163. Absicht Mannheim zu verlassen 157. Von Iffland zurückgehalten 163 bleibt er 168. Schicksale während der Belagerung Mannheims 167. Gastspiel in Weimar 1791. Begegnung mit Schiller 169. Nach München berufen 169. Rückkehr nach Mannheim 171. Versorgung des Ad. Hölzel 173. Urteil über Ch. von Kalb 174. Schriften: „Schachmaschine“ 170. „Quälgeister“ 170.
Beckers Taschenbuch 336.
Beil, Joh. Dav, Schauspieler 150 162 171.
Bentham, J. 366.
Bertuch, Friedr. Justin. 124 286.
Beulwitz, Karoline v. 60 279 296.
Blanc, Louis 371.
Böck, Joh. Mich., Schauspieler 150 171.
Bondini, Theaterdirektor 157 164.
Brachmann, Amalie 326.
— Luise 312—354. Biographisches 314. Geistige Entwickelung 315. Erste Beziehung zu Schiller durch „Therese v. R.“ vermittelt 312 f. Verkehr mit Hardenbergs 315 329. Ihr Briefstiel 316. Wünscht anonyme Aufnahme ihrer Gedichte in die Horen 316. 5 Gedichte in den Horen abgedruckt 317. Novalis Vermittelung 318 f. Mitarbeiterschaft am Musenalmanach 320. Reise nach Dresden 324. Krankheit (Schwermut) 324. Selbstmordversuch 325. Wiedergenesung 325. Schicksalsschläge: Tod ihrer Schwester, ihrer Freundin Sidonie und Novalis 326. Gerücht ihres Todes 327. Urteil über die Jungfrau von Orleans und Wallenstein 331. Bitte um Sch's Empfehlung bei einem Verleger 333 f. Verlust ihrer Mutter 333. Wunsch nach Weimar zu reisen 335 ff. Ausführung dieses Planes 338 f. Mit Schiller nach Jena. Abschied in Wenigenjena 339. Empfehlung v. Ochsenheimer 341. Ueber „d. Braut v. Messina“ 341 f. Fernere Lebensschicksale 343 ff. Tod des Vaters 343 Notstand, Arbeiten f. Almanache u. ä. 344. Berührung mit Napoleon 345. Herzensschicksale: Französ. Wundarzt 345 f. Spanischer Offizier 346. 2. Selbstmordversuch 346. Verlobung mit einem preuß. Offizier 348 Reise nach Wien 348. Lösung dieses Verhältnisses 349. Liebe zu e. Unbekannten. Flucht nach Halle 350. Aufenthalt bei Schütz und Schilling 350 f. Ihr Tod 351. — Zur Charakteristik: 321 338 f. 347 349 352. Briefe an Schiller 316 322 327 337 340 341 342. Gedichte: Die Kapelle. Magelone 317. Die Gaben der Götter 318. Die Rettung 320. An die Horen 321.
Brandes, Joh. Chr., „der Schein betrügt“ 160.
Brazier, Nik. 390.
Brezner, „das Räuschchen“ 160 165 „Entführung aus dem Serail“ 164 165.
Bühler, von 30.
Burmann 99 f.
Buzen, Musiker 62.

Campe, J. H. 366 371. Reise nach Paris 371. „Briefe aus Paris“ 371. „Robinson“ 371. Im

Digitized by Google

Xenienkampf 372 374 f. Urteil über Goethe 375.
Canova, A. 55.
Caracci, Hannibal, „Chriſtuskopf" 245.
Caſtelli, J. F. 348.
Chabot 362.
Chikaneder, ſiehe Schikaneder.
Clarkſon 366.
Clavière 366.
Clootz, J. B von 360 366 367.
Condorcet, „Esquiſſe" 128.
Conſtant, Benjamin 127.
Cotta, J. F. 28 58 67 69 123 130 133 142 178 182 333 334 336
Cuſtine, A. Ph. von 370 373.

Dalberg, K. Th. A. M. v., Koadjutor 114 142.
— Wolfg., H. von, Mannheimer Theaterintendant 19 76 101 103 148. Charakteriſtik 151 f. 161 167 170 176 192.
Dal Borgo, Olinto 240 241.
— Luiſe (ſiehe LuiſeSchimmelmann).
Dambmann 373.
Dannecker, Joh. H. 53—70. Jugend- und Lebensgeſchichte 53 ff. Beſuch Schillers (1774) 54. Schillers Urteil über D. 55. Klagen über die Stuttg. Kunſtbeſtrebungen 62. Rat von Schiller erbeten 60. Begegnung mit Goethe 65 f. Ruf nach Petersburg 66. Eindruck von Schillers Tod 68. Idee zu einer Koloſſalſtatue Schillers 68 f. Tod 70. — Werke: Schillerbüſte 53 55 63 f. 242. Amor u. Pſyche 57. Hektor u. Paris 60 65.
Dante, Alighieri 216.
Danton, G. 366.
Daßdorf, Bibliothekar 103 104.
Deutſche Geſellſchaft 153.
Deutſches Muſeum 387.
Devrient, Ed. 149 150.
Diderot, Denis 75.
Döring, H. 24.

Eckermanns „Geſpräche mit Goethe" 375.

Feivolin, Hauptmann 65.
Fichte, Joh. Gottl. 126 377.
Fielitz, W. 8.
Fiſcher, Rat 187.
Forſter, Georg 112—134. 168. Beziehung zu Schiller (Einladung) 113. Verhältnis zu Huber 115. Geht nach Paris 117. Beſchlagnahme ſeines Eigentums 124. Begegnung mit Huber; tritt ihm ſeine Frau ab 126; ſein Tod in Paris 126. — Schriften: „Ueber die Humanität des Künſtlers" 114. „Anſichten v. Niederrhein" 114.
— Thereſe 115 118 ff. 125 f. (ſ. Th. Huber).
Frank 63.
Friedrich, Hofkammerrat 190.
Friedrich I., König von Württemberg 68.
Friedrich IV., König von Dänemark 207.

„Gazette Nationale" 357.
Gegel 386 391.
Gern, Baſſiſt 169.
Geßler, Graf 136.
Gilleers (Schiller) 357 ff.
Gluck, Chr. W. v. 50.
Gödeke, K. 8 82.
Göſchen, G. J. 94 95 336.
Goethe, Joh. W. v. 7 12 17 45 46 62 65 f. 136 139 140 141 143 227 230 f. 232 236 252 269 283 307 314 318 319 320 372 374 379 380. — Schriften: „Eugenie" 139. „Iphigenie", „Taſſo" 230. „Alexis u. Dora" 231. „Hermann u. D." 66 233. „Wil-

Digitized by Google

helm Meister" 227. „Benvenuto Cellini 233.
Götz, Buchhändl. 158.
Gorani 366.
Gretrys „Richard Löwenherz" 166.
Grillparzer, Franz 348 393.
Grub 384. Brief a. Sch. 385 f.
Guadet 363 365.

Haakh, Prof. 40.
Hamilton, W 366.
Hardenberg, v., Familie 315.
— Friedr. v., s. Novalis.
— v., Sidonie (Thereſe v. R.) 315 319 321 326 328 f.
Hartmann, Maler 134.
Haug, Joh. Chr. Fr. 32 52.
Hegel, G. W. F. 300.
Helwich, Hofkammerrat 185.
Herder, Joh. Gottfr. 221 252 314.
Hetſch, Phil. Fr., Maler 40.
Heyne, Prof. 115.
Hölderlin, Fr. 300.
Hölzel, Ant., Baumeiſter, ſeine Frau Anna 175—195. Unterſtützung Schillers ſeitens S. 177. Freundl. Aufnahme Chriſtophinens und Reinwalds 177. Not infolge des Krieges 177 f. Bitte an Schiller um Unterſtützung, Hilfe 178. Fernere Schickſale 179 ff. — Kinder: Adolf 172 182 188 192. Georg 182 186. Karoline 182 187.
Hoffmeiſter 122.
Hofmann, Dr. 188.
Hohenheim, Franziska v. 38.
Homer 59 61.
Hoven, Wilh. v. 32.
Huber, Ludw. Ferd. 73—132. 47 50 164 267 268 273. Familienverhältniſſe und Jugend 75. 1. Brief a. Sch. 74. Beziehung zu Dora Stock 75. Begegnung u. Zuſammenleben m. Sch. 82 f. Inneres Weſen dieſer Freundſchaft 85. Aufenthalt in Dresden 89 ff. Zenſurangelegenheiten Sch.'s geordnet 94. Reiſe nach Dresden 97. Gedrückte Lage 107. Betrug der Arnim aufgedeckt 110. Abreiſe nach Mainz (Legationsſekretär) 111. Körners Urteil über S. 112. Beziehungen zu Forſter 112 ff., zu deſſen Frau 115 ff. Bruch mit Dora Stock 117. Schillers Meinung hierüber 116 f. Stellung unhaltbar. Abſchied 118. Begegnung mit Schiller in Jena 119. Zeitungspläne 119. Bruch mit Körner 122. Aufenthalt in Neufchatel 122. Begegnung mit Forſter 126. Verheiratung mit deſſen geſchiedener Frau 126. Pariſer Reiſe projektiert (litter. Konventionen) 126. Nach Tübingen 130. Redaktion d. „Neueſten Weltkunde", Ueberſiedelung nach Stuttgart, ſpäter nach Ulm 130. Landesdirektionsrat 130. Charakteriſtik u. fernere Lebensſchickſale 131 f. — Werke u. Pläne: Mitarbeiterſchaft a. d. Thalia 96. Ueberſ. v. Beaumarchais' „Der tolle Tag" 96. Plan zu „Das heimliche Gericht" 102 104. „Bildniſſe" 122. „Maximilian von Bayern" 122. Projektierte Ueberſ. von Robertſons „Geſch. von England" 123. „Juliane" 124.
Huber, Michael 75.
— Thereſe (ſiehe Th. Forſter) 126 132 f.
Hufeland, Gottlieb 124
Humboldt, W. v. 7 314 371.
Hutten, Fr. v. 264.

Jacquet, Kath., Schauſpielerin 164.
Jakobi, Fr. H. 218.
Jakoby, Dr. aus Stuttgart 180.

Digitized by Google

Jean Paul 252 306.
Jenaische A. Litt.-Ztg. 123.
Iffland, A. W. 150 162 163 171 173 259.
Intelligenzblatt f. Gelehrte, Buchhändler ꝛc. 48.
„Journal de Paris“ 390.
Jünger, Johann Friedr. 82 97 159 f. 161 164 165.
Juliane, Königin v. Dänemark 237.

Kalb, Charlotte v. 251—312. 95 98 99 100 103 105 110 149 156 162 163 170 171 338. — Biographisches 254 ff. Erste Begegnung mit Schiller in Bauerbach 254. Verlobung mit H. v. Kalb 256. Eindruck Schillers 256. Besuch in Mannheim 256. Uebersiedelung dahin 257. Erstes Wochenbett 258. Geselliger Verkehr 258. Freundschaft oder Liebe? 260 f. Bei Schillers Abreise 262. Beziehungen zu Beck 265. Nach Kalbsrieth 267; von da nach Gotha u. Weimar 268. Besuch Schillers 268. Aufenthalt in Gotha 272. Besuch Schillers u. Hubers 273. Verstimmung 273. Längere Anwesenheit Schillers 274. Projektierte Ehescheidung und weitere Pläne 278. Beziehungen zu Ch. v. Lengefeld 276. Eifersucht u. Intrigen 279 ff. Bruch 282 ff. — Annäherung an Schiller. Bitte um einen Hofmeister 284 ff.; ihr Ideal eines Hofmeisters 288 f. Abweisung Adlerskrons 299. Annahme Hölderlins 300. Einvernehmen mit Schiller 304. Drohende Erblindung 305 f. Berührung mit Jean Paul 306. Patin von Ernst Schiller 307. Traurige Vermögensverhältnisse 307. Weinverkauf, Goethes Beistand 307. Projektierte Gründung eines Institutes 308. Warmes Verhältnis zu Schiller 308. Absicht, nach Weimar überzusiedeln 309. Verlust des Vermögens, Tod ihres Mannes. Erblindung 309. Nach Berlin. Handel. Königl. Unterstützung, ihr Tod 310. — Zur Charakteristik: 174 252 f. 256 266 279 ff. 280 300 302 306 310 ff. „Charlotte. Für die Freunde des Verewigten“ 253.
Kalb, v., Präsident 150 255 267 286.
— Fritz v. 284.
— Heinrich v. 256 257 268 270 286 298.
— Leonore v. 264.
Kalkreuth, General 124.
Kant, Immanuel 91 („Zum ewigen Frieden“) 126 215.
Karl August, Herzog von Weimar 17 141.
Karl Eugen, Herzog von Württemberg 36 54 62.
Karl Theodor, Kurfürst v. d. Pfalz 147.
Keller, A. v., „Beiträge zur Schiller-Litteratur“ 40 365.
Kirchhöfer, Dekorationsmaler 173 188.
Kirnbergers „Reiner Satz“ 50.
Klein, Prof. 154.
Klopstock, F. G. 366 371 374 393.
Knöpke 253.
Körner, Chr. Gottfr. 73 ff. 134 bis 144. 7 17 24 27 44 47 50 55 59 63 151 163 267 271 277 284 291 297 304 377 378 379. — Charakteristik 74. Beziehungen zu Minna Stock u. Huber 74. 1. Brief an Schiller 74. Erste Begegnung mit Sch. in Kahnsdorf 83. Verheiratung mit Minna Stock und Leben in Dresden 83. Zusammensein mit Sch. 90 ff.

Digitized by Google

Kantstudien 91. Häusliches u. Persönliches 93 f. Reisen nach Leipzig 94 98. Bruch mit Huber 117 ff. An Sch. nach Hubers Tode 133. Briefwechsel mit Sch. und Charlotte 134 ff. Schillers Schreibtisch 138. Reise nach Karlsbad 140. Tod seines Sohnes Theodor (1813) u. seiner Tochter Emma (1815) 143. Preuß. Staatsrat in Berlin 143. Tod 144.
Körner, Emma 135 143.
— Karl Th. 135 138 140 143.
— Minna (s. M. Stock) 90 97 121.
Kosciuszko, T. 366.
Künzel, K. 9 91.
Kunheim, Graf von 110.
Kunze, Wilh., Kaufmann 116 138
— Karoline 139.
Kurpfälzisch-deutsche Gesellschaft 148.

Lacroix 365.
Lafayette, Marquis de 358.
Lafalvy, Ed. v. 392 f.
Lamartelière 389.
Lasource 361 362.
„Laura" 40 f.
Lengefeld, Charlotte v. 273 f. (siehe Ch. v. Schiller).
Lessing, Gotth. Ephr. 148 151 376.
Levasseur, Therese 230.
„Liaisons dangereuses" 107.
Ludwig XVI. 358 360 376 378.
Luise, Königin von Preußen 235.

Matthisson, Fr. v. 366.
Makinstosh 366.
Maltzahn, W. v. 8.
Mannheimer Bühne 165 ff.
— Schule 168.
Marie Antoinette 125.
Marie Paulowna, Großfürstin 235.
Maximilian, König von Bayern 180.
Mereau, Sophie 315.
Meyer, Andreas 371 373.
Meyer, Garderobiere 180.
— Hofrat 140.
Michelsen, A. L. J. 208.
„Mirabeaus Briefe", herausg. von Manuel 291.
Moltke, Graf 203.
„Moniteur" 127 364 367 389.
Moreau, Jean Viktor 228.
„Morgenblatt" 133.
Mozart, W. A. 43 51 148.
Müller, Max 8 199 203 211.
Müllner, A. M. G. 347 349 350.
Münch 286 294.

Nádasdy 393.
Napoleon I. 228 234 236.
Die Nationalversammlung 358.
Naumann, Joh. Gottl. 47 48.
„Die Neuste Weltkunde" 130.
Nouveau Théâtre allemand 384.
Novalis (Fr. v. Hardenberg) 315 317. Brief an Schiller 318 ff. 321 326 328 330.

Ochsenheimer, Schauspieler 337 341.
„Ochsenwirt" in Stuttgart 32.
Oehlenschlägers „Correggio" 241 242.
Ostheim, L. Ch. v. (siehe Charlotte v. Kalb).
— Leonore 255 (s. Leonore v. Kalb).

Pajou 55.
Palleske, Emil 178 253 379.
Paw, C. 360 366.
Payne, Th. 360 364 366.
Pestalozzi, Joh. H. 366.
Petersen, Joh. Wilh. 32.
Pichegru, Charles 228.
Pichler, Karol. 349.
Poli, Kapellmeister 42.
Polignac, de 386.
Posselt, Ernst Ludwig 130.
Priestley, Jos. 360 364 366.
Purgstall, Graf 218 219 222 224 226 227 233.

Digitized by Google

Rakoczi 393.
„Raphael" (Körners Pseudonym) 95 227.
Rapp, Kaufm. in Stuttgart 58 63 66 68.
Reboul 364.
Regnier 367.
Reichardt, Joh. Fr. 12.
Reineke, Theaterdirektor 84 157 164.
Reinhold, Karl Leonh., Prof. 200 f. 213 220.
Reinwald, W. Fr. 5. 177 256.
„Repertorium, württemb." 154.
Reventlow, Detlef, Graf 237 240.
— Josephine (geb. Schimmelmann) 237 240 243.
— Sibylla 223 f.
Richelieu, A. J. v., Herz 285.
Robertsons „Geschichte von England" 123.
Rodenberg, Julius 208.
Römer, Musiker 192.
Roland, M. J., Mad. 362.
— J. M. 366 373.
Rousseau, J. J. 230 363.
Rundschau, deutsche 208.

Sala 101.
Sand, George 389.
Sandmayer, Tänzerin 38.
Schäfer, Frl. 163.
Scharfenstein, G. F. 32.
Schelling, Fr. Wilh. J. 319.
Schikaneder, „Hans Dallinger" 104.
Schiller, Charlotte (Frau), geb. v. Lengefeld 23 69 119 134 139 234 ff. 273 275 ff. 320.
— Christophine (Schwester) 22 177. 272.
— Emilie (Tochter) 9.
— Ernst (Sohn) 24 28 144 229 307.
— Johann Kaspar (Vater) 38 63 296.
— Karl (Sohn) 58.
— Nanette (Schwester) 229.
Schiller, Friedrich v.
Stuttgart:
Regimentsfeldscher 18. Jugendfreundschaften: Streicher 17 ff., Zumsteeg 32 ff., Dannecker 53 ff. Tafelrunde im „Ochsen" 32. Verhältnis zur Familie Andreä 40 259. Verhältnis zu Luise Visscher 41 259. Schubarts Ode 37 f. Flucht nach Mannheim 19 ff. Verhältnis zu Charlotte v. Wolzogen 256 259.
Mannheim:
Beziehung zu Dalberg, Theaterdichter 151 153. Mitglied der deutschen Gesellschaft 153. Verhältnis zu Sophie Albrecht und Frl. Schwan 259. Heiratsantrag 267. Freundschaft mit H. Beck 149 ff. Schiller u. Ch. v. Kalb 257 ff. Berührung mit Katharina Baumann 34 f. 258 und Frl. v. Wurmb 259. Zuschrift von Körner u. Huber 73. Antwort an Körner 76. Beziehung zu Anna Hölzel 175 ff. Beziehung zu Grub 384 ff. Plan, nach Leipzig zu gehen 82 260. Peinliches Verhältnis zu Ch. v. Kalb 261 f.
Leipzig:
Ankunft 82. Aufenthalt in Gohlis 83. Reise nach Dresden 84. Geistige Weiterentwickelung, Lebenspläne 92 f. Zusammenleben mit Körner 90 ff. Konflikt mit der sächs. Zensur 94. Begegnung mit Schwans in Meißen 158. Schiller u. Huber 98 ff. Plötzliche Abreise nach Tharandt 99. Verhältnis zu Elise v. Arnim 100 ff. Eifersucht 105. Bruch 106. Sehnsucht nach Weimar 110. Ankunft daselbst 111.

Digitized by Google

Weimar:
Besuch der Frau v. Kalb 269. Gegenbesuch Schillers in Bauerbach 272. Nähere Bekanntschaft mit der Familie v. Lengefeld 275. Aufenthalt in Rudolstadt u. Volkstädt 276. Vorbereitung auf die Professur 276.
Jena:
Erstes Kolleg 277. Verlobung 277. Verhältnis zu Ch. v. Kalb löst sich 273. Ernennung zum Hofrat 282. Verheiratung 282. Mainzer Aussichten (Dalberg) 114. Freundschaftl. Beziehungen. Prof. Reinhold 201. Adlerskron 294. Wiederanknüpfung d. Beziehungen zu Ch. v. Kalb. Empfehlung von Hegel u. Hölderlin 300. Anerbieten d. Herzogs von Augustenburg 201. Verhältnis zu Baggesen u. Schimmelmann 200 ff. Begegnung mit letzterem 222. Schiller u. Forster 113 ff. Urteil über Huber 116 f. Begegnung mit ihm 119. Ueber ihn an Körner 133. Reise in die Heimat 302. Verkehr mit Danneder 55. — Stellung zur französischen Revolution 369 ff. 379 ff. Das französ. Bürgerdiplom 357 ff. Plan, nach Paris zu gehen 369. Aufbewahrung des Diploms 379 f. Beziehungen zu L. Brachmann 312 ff. Kurzer Aufenthalt in Weißenfels 327. Beziehung zu Hardenberg 318 ff. Berufung nach Tübingen 141. Berührung mit Campe 370 ff. Beziehungen zu A. Hölzel 178 ff. [Schicksal von Schillers körperlichen Ueberresten 23 ff. Stellung Schillers zur Musik 49 ff. Honorarverhältnisse 142. Anerkennung im Auslande (Gegel, Lakfalvy) 385 ff.] — Werke: Briefe, philosophische, zwischen Julius und Raphael 95 159. Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen 208. Braut von Messina 194 341. Don Carlos 78 94 103 110 155 159 170 171 177 260 268. Fiesko 26 34 84 158 170. Geisterseher 110 233. Geschichte des dreißigjähr. Krieges 122. Die Horen 64 210 219 221 225 316 317 353 377. Jungfrau v. Orleans 171 194 246 331. Kabale u. Liebe 26 165 257 388. Maria Stuart 170 194 332. Musenalmanach 42 219 223 229 230 317 320 324. Neffe als Onkel 139. Parasit 139. Die Räuber 18 37 52 150 154 170 386 389 ff. Wilhelm Tell 246. Turandot 171 173. Thalia, Rhein. 76 78 80 91 94 97 104 114 125 149 159 385. Ueber Anmut und Würde 291. Ueber das Naive 221. Wallenstein 170 308 331. Xenien 230 372 374 f. — Gedichte: An die Freude 48 49. Die Bürgschaft 176. Elegie 219. Die Erwartung 48. Der Gang nach dem Eisenhammer 45. Ideale 129. Der Künstler 203. Die Kraniche des Ibikus 45. Das Reiterlied 44. Ritter Toggenburg 48. Schattenreich 218 225. Der Taucher 45. Teilung der Erde 221. Totenklage 45. Würde der Frauen 129. — Briefwechsel zwischen Goethe u. Schiller 28.
Schilling, Prof. 351.
Schimmelmann, Ernst, Graf.
— Charlotte, Gräfin 199—247. Briefe an Schiller u. Charlotte 216—247. Aufenthalt in Ahrensburg 218. Tod der Gräfin Mutter 220. Begegnung des

Digitized by Google

Grafen mit Schiller 222. Urteile der Gräfin über „Wilhelm Meister“ 227 f., über Goethe 230 f., über „Hermann u. Dorothea“ 233. Not in Kopenhagen (Belagerung) 235. Aufenthalt auf Langeland u. Seeland 237 f. Tod der Gräfin 244 ff. Fernere Schicksale und Tod des Grafen 246 f.
Schimmelmann, Luise (verh. Dal Borgo) 238 240 f. 247.
— Gräfin (Mutter) 218 220.
Schlegel, Gebrüder 136 314 348.
Schloenbach, Arnold 150.
Schloßberger, Dr. v. 391.
Schmidt, Jul., „Schiller und seine Zeitgenossen“ 29 f.
— Dr. (Sch's. Flüchtlingsname) 51.
Schröder, Friedrich Ludw., Schauspieler 110.
Schröter, Corona 269.
Schubart, Christ. Fr. Dan. 37 39.
— Baron 241.
— jr. 42.
Schubert, Frz. 46.
Schütz, Christ. Gottfr. 124.
— Sohn des Obigen in Halle 350.
Schwab, Gust. 365.
Schwan, Chr. F. 153 158 176 267.
— Margarete 158 259 283.
Schwarz, Architekt 67.
Seychelles, H. de 359.
Seckendorf, S. v. 264.
Shakespeare, W. 86 88.
Spilger, Bibliothekar 380.
Staël, A. L. de 127.
Starke, herzogl. Leibarzt 319.
Stein, Charlotte v. 269 320.
Stengel 157.
Stephanie d. J. 164.
Stock, Minna 74 (s. M. Körner).
— Dora 74 79 90 f. 97 116 117 119 122 144 297.
Strauß, Dav. 12.
Streicher, Andr. 17—31. 257. Biographisches 18. Innere Stellung zu Schiller 18. Plan zu Schillers Flucht 19. Gemeinsame Flucht nach Mannheim 21 f. Briefwechsel mit Christophine Schiller über ein würdiges Grabmal Schillers 22. Brieflicher Verkehr mit Körner über eine Schillerstiftung 27. — Schrift: „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim v. 1782—1785“ 20 23.
Stutterheim, v., Minister 84.

Therese v. N. (siehe Sid. v. Hardenberg) 312.
Thuriot 364.
Tieck, Ludw. 136 („Genoveva“) 136.
Tischbein, Joh. Fr. Aug. 67.
Turgot, A. N. J. de 75.

Ungers „Emma“ 103.
Urlichs „Briefe an Schiller“ 9 35. „Charlotte v. Schiller und ihre Freunde“ 295.

Vergniaud, P. v. 361.
Villiams, Dav. 366.
Vischer, Luise 41 259.
Voigt, Christian 380.
Vollmer, W. „Briefwechsel zwischen Sch. u. Cotta“ 8.
Voltaire, Fr. M. A. de 96 128.
Voß, Verlagsbuchhändler 119.

Waldstein-Dux, Graf 105.
Wagner, Richard 258.
Washington, G. 366.
Wendling, Dorothea, Sängerin 163.
Wenk, Prof. 94.
Wieland, Christ. Mart., („Oberon“) 47.
Wilberforce 364 366.
Wilhelm I., König von Württemberg 57.
Witthöft, Schauspielerin 162 165.

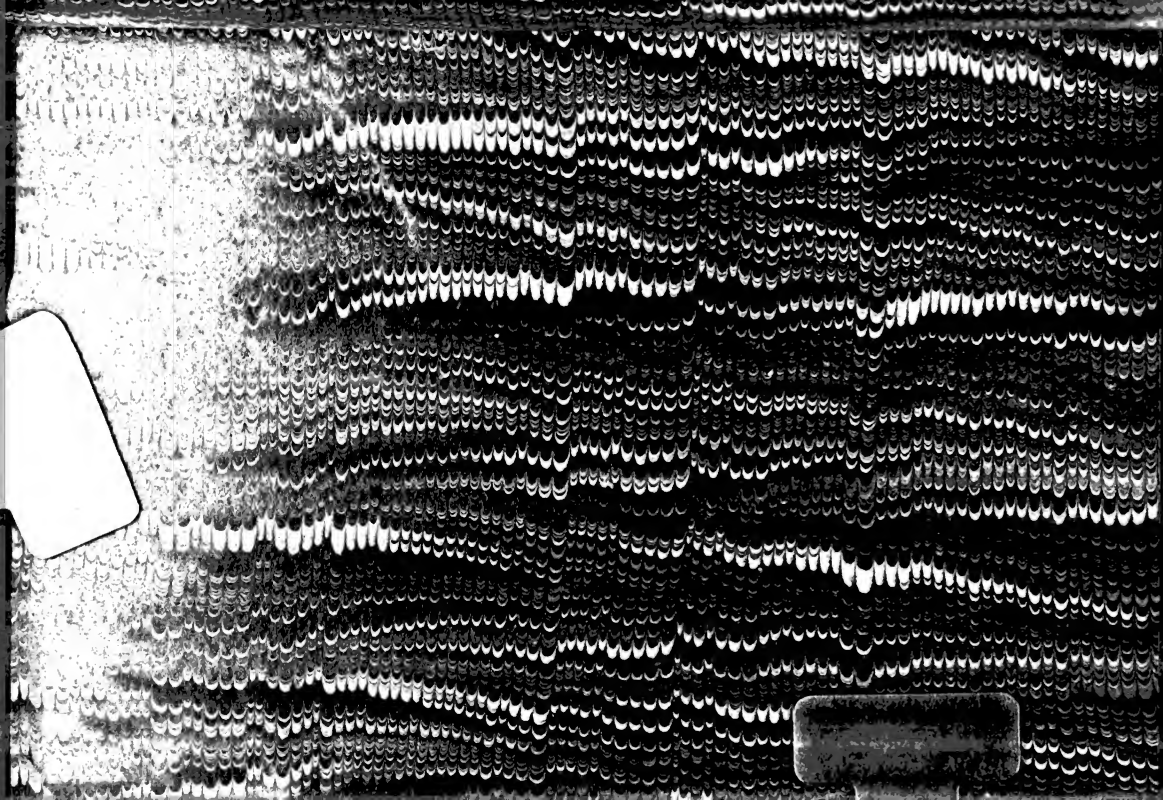
Digitized by Google

Woltmann 377.
Wolzogen, Charlotte v. 256 259.
— Henriette v. 17 76 254 256 272.
— Karoline v. 50 56 114 144 316. („Agnes von Lilien") 320.
— Wilhelm v. 60 66 275 279.
Wurmb, Frl. v. 259.
Wurzbach, C. v. 254.

Zahn, Kanzlei-Advokat 44 f.
Zelter, K. Fr. 44.
Ziegler, Karol., siehe Karol. Beck.
Zimmermann, Schauspieler 192.
Zumsteeg, A. G. 40.
Zumsteeg, Joh. Rud. 32—52. Jugend und Lebensschicksale 42 f. Erster Brief Schillers aus Mannheim 33. Verheiratung 36. Unterstützung vom Herzog 36. Bitte um einen Operntext 37 47 ff. Beiträge zum Musenalmanach 42. Herzogl. Konzertmeister 42. Einfluß Mozarts 43. Begegnung mit Schiller (1794) 44. Schillers u. Körners Urteile 44. Tod 51. — Kompositionen: „Reiterlied" 44 f. „Die Geisterinsel" 49. Oper „Elbondocani" 52.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google